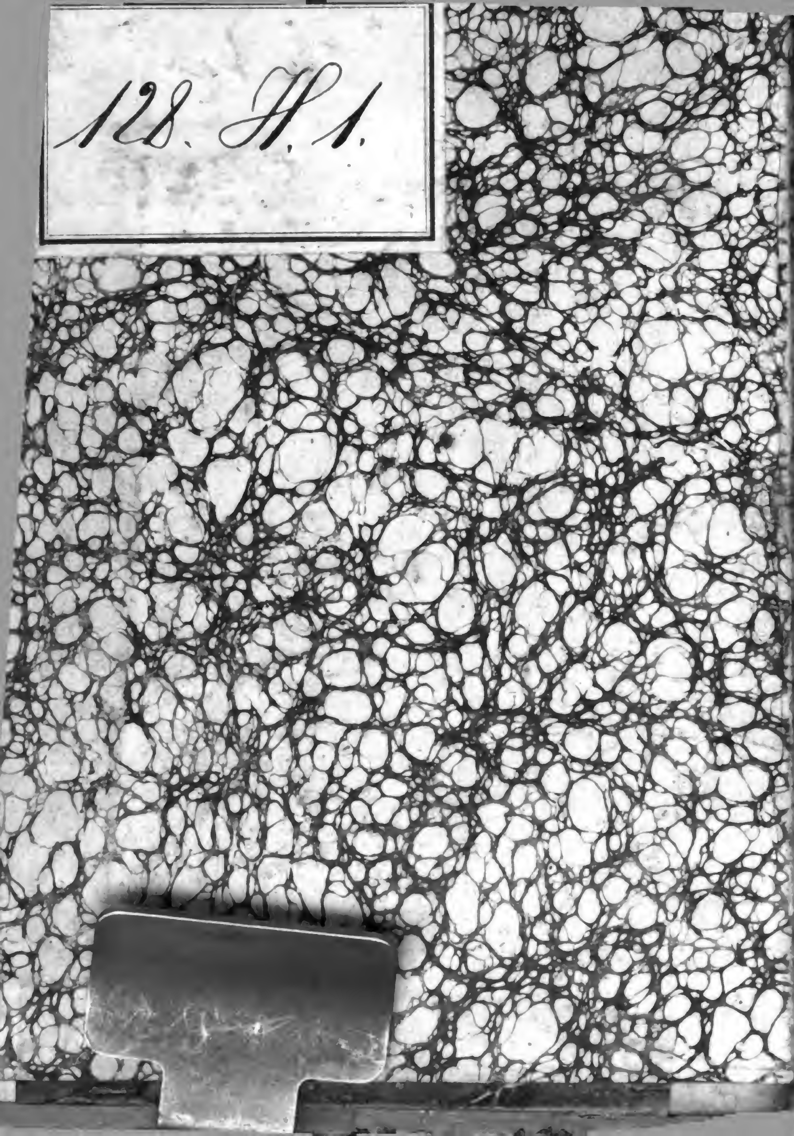
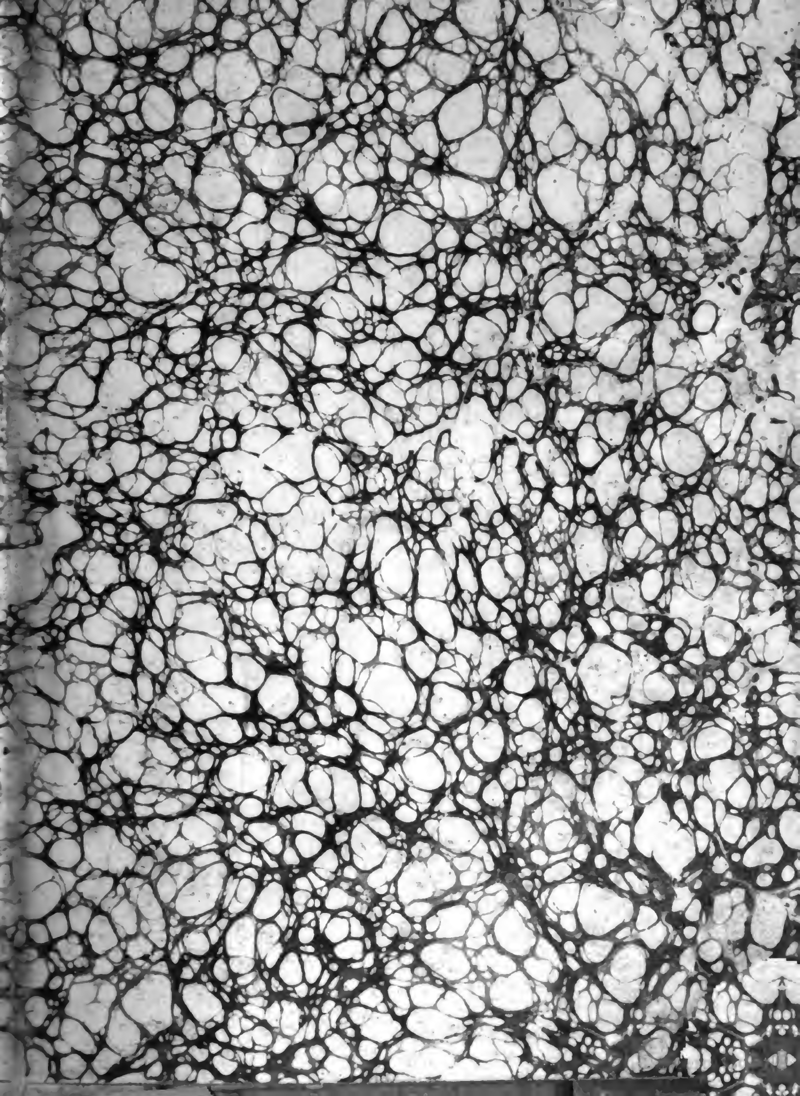
# EHRE. ROMAN IN 6 BÜCHERN. WIEN 1862. 4 TH

Julius Mühlfeld




128. H. 1.



# ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Siebenzehnter Jahrgang.

Achter Band.

# Ehre.

## III.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
1862.

# Ehre.

Roman in sechs Büchern

von

**Julius Mühlfeld.**

Nicht trotz auf Väter Ehre, die eign'e nur ist Dein,
Der Spanner kann den Bogen nur nennen Sein,
Was frommt der Werth Dir, welcher nicht mehr verweilet?
Mit eig'ner Fluth der Kraftstrom durch's Meer hineilet.
(Fritjofssage.)

Dritter Theil.

**Wien.**
H. Markgraf & Comp.
**1862.**

# Inhalt.

# Ehre.



# Erstes Capitel.

## Ein Mutterherz.

Hart am Meeresstrande gelegen, bemerkt man ein kleines Dorf von fünfzehn bis zwanzig Hütten, Lehmhaufen mit Stroh gedeckt, die niedrig und gedrückt am Boden umherkriechen und düster und unfreundlich genug aussehen mit ihren engen Fenstern, die meist mit thrangedüngtem Papiere verklebt, wenn es hoch kömmt mit schmutzig grünem Glase geschlossen sind und durch verwitterte Holzladen vor Sturm und Wetterschlag geschützt wurden, den größten Feinden dieser ärmlichen Hütten. Vor diesen sich möglichst zu bewahren, hatte man die Hütten in eine Art Niederung gebaut. Sie lehnen ihre Rücken an einen Hügel an und suchen auch durch größtmöglichste Niedrigkeit sich vor ihren Feinden zu behüten.

Die überall aufgespannten Netze zeigen am deutlichsten, daß man sich einem Fischerdorfe näherte, und hätten es diese nicht gethan, so verkündete es doch jener eigen=

thümliche Fischgeruch, der für schwache Nerven nicht zu empfehlen ist, schon eine Viertelstunde eher, bevor man in dem Dorfe anlangte.

Armuth ist sein Wahrzeichen und Elend und Jammer die steten Begleiter seiner Einwohner, deren wettergebräunte, kräftige Gestalten keinen Sturm fürchten und die sich im wilden Wogengetose, in dem sie Alles um sich her vergessen, die tobenden Elemente ausgenommen, am wohlsten fühlen. Dann stehen sie unerschüttert an Mast und Steuer, lenken mit sicherm Auge ihre gebrechliche Jolle und das laute „O hai!" ihrer Schifferkehlen wetteifert mit dem Heulen des Sturmes und dem gespenstischen Rauschen der Wogen. Sie fürchten diese nicht, wenn sie düster und grau, schaumgekrönt herbeirollen, immer auf's Neue sich überstürzend; sie fürchten nicht die wilden Fluthen, die begehrlich sich emporrecken und lüstern ziehen und schlagen, um Jolle und Mann mit feuchten Armen zu umfangen und sie hinabzuziehen in ihr unergründliches, feuchtes Reich des Todes!

In solchen Gefahren zagt der nordische Fischer nicht. Er ist ihnen vertraut von Jugend an, und fühlt sich am wohlsten, wenn er im Kampfe mit den grollenden Elementen seine Riesenkraft messen, die Spannkraft seiner Arme und seinen Muth erproben kann, der im Kampfe mit den kleinen Fischen des Meeres, die er erjagen muß,

um des Lebens Elend von einem Tage zu dem andern zu fristen, doch gar zu wenig auf die Probe gestellt werden.

Sturm und Wetter — das sind seine Freunde und trauten Genossen. Sie begrüßt er wie Tanz und Spiel mit lautem Jubelrufe! Wenn sie toben, reißt er sich empor aus seinem maschinenmäßigen Phlegma, das ihn am Lande und beim warmen Sonnenscheine fesselt und entnervt. Dann fühlt er die Kraft seines Armes sich neu verjüngen, fühlt die Muskeln schwellen wie die Blätterknospe vor dem Sonnenstrahle, und inmitten der Elemente lernt er sich fühlen als freier, kräftiger Mensch, der seinen Muth und seine Macht erproben kann an den riesengroßen Werken der Schöpfung. So plump, so faul und schwerfällig ein solcher Fischer am Lande umhersteigt, immer in Gefahr in den eigenen Füßen einen Stein des Anstoßes zu finden, so gleichgültig und theilnahmslos am Lande sein wettergebräuntes Angesicht umher blickt, und so schläfrig die Augen in ihm: — ebenso lebendig und gewandt ist er auf dem Wasser, wenn die Wellen hochgehen und die Brise mit dem Schirme des Südwestens spielt. Trotz der steifen Oelkleidung ist er dann flink und gewandt wie die Katze, die nach Beute hascht; sein Antlitz leuchtet in Kühnheit und Energie, während die Augen Alles sehen, Alles beachten — jeder Welle und jeden Windstoß parirend.

Auf dem Meere ein freier Mann, selbstbewußt und thatkräftig, in seiner Hütte Sclave des Elends — das ist das Bild eines Bewohners aus dem Fischerdorfe, welches wir vor uns liegen sahen.

In einer der niedrigsten und am meisten zerfallenen Hütten wohnte die Witwe Wendt. Schon zu Lebzeiten ihres Mannes, der in früheren Jahren Fischer gewesen war wie alle seine Nachbarn, und nachher Waldwärter, bis ihn der Tod ereilte, hatte die Armuth und Sorge auch in ihrer Hütte Haus gehalten und mit ihnen von einem Tisch gegessen. — Nachdem die Frau Witwe geworden war, wodurch der Verdienst ihres Mannes hinwegfiel, und ihre beiden Kinder mit jedem Tage größer und begehrlicher wurden, ohne doch selber schon verdienen zu können, war die Noth hinter den rohen Lehmwänden oft groß gewesen, und oftmals waren die unglücklichen Hüttenbewohner unter Thränen auf dem Stroh entschlummert, weil der Magen seine Rechte forderte, und doch kein Stück Brot im Hause war, um sie ihm zu gewähren.

Später hatte der alte Krüger, der Witwe Wendt einziger Bruder, welcher einige Meilen davon als Gärtner auf dem Schlosse der Generalin von Wettern wohnte, den Sohn zu sich genommen, um ihn zu lehren und zu einem tüchtigen Gärtner zu bilden. Die Tochter aber war nach der Residenz gezogen und in dem mühevollen, aber

einträglichen ienst bei Signora Corrado,D der das hübsche und anstellige Mädchen gefallen hatte, fand sie Gelegenheit, ihre Mutter zu unterstützen, die nun alt und hinfällig ward und nicht mehr im Stande war, wie früher die schwere Arbeit zu verrichten, nach der sie meist noch Stunden lang gehen mußte, und von welcher sie erst zurückkehrte, wenn es fast schon Nacht war, um noch vor Tagesanbruch wieder aufzubrechen, auf daß sie keine Arbeitsstunde und den dafür bestimmten Lohn versäume.

Durch die Unterstützungen der Tochter hatten sich die Verhältnisse der Alten etwas gebessert, so daß sie sogar den harten Strohsack, der ihr im Winter keine Wärme gab, mit einem einfachen Bette und die papiernen Fensterscheiben mit solchen aus grünem Glas hatte vertauschen können, wenn sie auch sonst der Hütte ihr mehr als ärmliches und hinfälliges Aussehen nicht nehmen konnte.

Ihr Anzug wie das Innere der Hütte waren jetzt sauber und rein, wie sie es stets geliebt hatte, ohne in früheren Jahren immer Zeit gehabt zu haben, es so zu unterhalten.

Sie war neu aufgelebt, die alte Mutter Wendt, unter dem Glücke, das ihrem Alter lachte, und täglich segnete sie ihre Kinder, welche Beide so gut und brav

waren, und der alten Mutter die Last des Alters erleichterten.

Nun brauchte sie nicht mehr Stunden lang nach schwerer Arbeit zu laufen und Abends hungernd und ermattet heimzukehren — wo ihrer doch keine liebende Hand wartete und keine Suppe für sie gekocht war: — denn ihre Kinder sorgten für sie und sie saß zufrieden am Spinnrade und spann einen soliden Hausfaden, für den ihr der Weber im nächsten Städtchen zwar nicht viel, aber etwas doch bezahlte.

So hatte Mutter Wendt in ihren alten Tagen ein Glück gefunden, wie es ihr in der Jugend kaum geträumt hatte, und ihr Auge schaute so friedlich heiter und klar in die Zukunft hinaus, wie noch nie in ihrem Leben. Denn von der Kindheit an hatte sie nur die Sorgen und Entbehrungen kennen gelernt, hatte stets in Sorge leben müssen für das Morgen, ohne oft am Heute noch gesättigt zu sein, und so erschien ihr der Zustand ihrer ärmlichen Wohlhabenheit, in den sie die Liebe ihrer Kinder versetzt hatte, wie ein Paradies, wie das ersehnte Land der Verheißung, von dem sie in der alten großschriftigen Bibel gelesen hatte, die ihr einziges Buch und Familienerbstück war.

So war es gewesen bis vor wenigen Wochen und heute? —

Es war ein Herbsttag, aber das Wetter noch schön und warm, wie ja meist im Norden der Herbst erst die schönsten Tage bringt. Die Blätter des Waldes färbten sich bereits, und der Herbststurm hatte schon einige Male vernichtend darin gewüthet, heute aber war es ruhig und klar. Die Sonne vergoldete den Wald, warf ihre wärmenden Strahlen über die elenden Hütten und glitzerte millionenfach in den leise kräuselnden Wellen, die aus Gewohnheit in ewiger Bewegung erschienen und leise plätschernd auf den niedrigen Strand liefen.

Mutter Wendt saß im Schatten vor ihrer Hütte, deren Thür leicht angelehnt war, und ihr Fuß hielt das Spinnrad in emsiger Bewegung. Schnurrend lief es um seine Achse, und Mutter Wendt mußte sich hasten, um aus dem klaren Flachsrocken den Faden zu drehen und ihn auflaufen zu lassen auf die eintönig schwirrende Spindel.

Aber ihr Gesicht hatte heute gar nichts gemein mit Frieden und Heiterkeit, ihre Züge waren bleich und verhärmt, und aus den Augen kollerte eine Thräne nach der andern auf die dunkel gebräunten nackten Arme nieder, die mit Emsigkeit den Faden drehten.

Sie hatte das kattunene Häubchen abgenommen und neben sich gelegt. Der leise Luftzug spielte mit

ihren erbl ichten Haaren und so glich sie einer trauernden Parze, die verdammt ist, unaufhörlich das Leben abspinnen zu müssen und die dabei selber ihr trauriges Geschick beklagt.

Oft hob ein tiefer Seufzer ihre Brust — die müden Finger ließen das Spinnrad ruhen und leise schlich sie nach der Hüttenthür, um durch die Spalte zu blicken, worauf sie trauernd wieder zu ihrem Rocken zurückkehrte. Dann waren ihre Züge am schmerzlichsten erregt, — dann flossen die Thränen schwer und perlendick über die gefurchten Wangen hernieder, und das Rad mußte schneller und schneller schwirren, um dem bewegten Gemüthe der alten Spinnerin zu folgen, — bis sie nach einer Weile wieder aufstand und ruhelos wieder durch die Spalte blickte.

Sie that es nicht gern, und nur langsam und gezwungen schlich die sonst noch so rüstige Alte die wenigen Schritte bis zur Hüttenthür — aber dennoch mußte sie immer von Neuem den schweren Gang unternehmen, — dennoch konnte sie nicht anders, sie mußte immer wieder zurückkehren und mit ihrem sorgenden Blicke das Innere der Hütte überwachen.

Seufzend schlich sie eben wieder nach ihrem Rade zurück — und es heftiger drehend, als es die unwillig knarrende Maschine gewohnt war, — flüsterten

ihre Lippen heimlich die innigsten Gedanken und verriethen den lauschenden Lüften die Pläne ihrer Seele.

„Es geht nicht mehr so — das muß ein Ende nehmen, — das arme Kind verzehrt sich in Gram und Scham — und der Wurm, — der am unschuldigsten ist und rein wie ein Paradiesesengel, verkommt bei diesem ewigen Hasten und Weinen. — — Wenn si einmal schlafen mag es noch gehen — da erholen sich Beide und gewinnen neue Kräfte — und ich wünschte nur, sie könnten so viel schlafen als sie wachen.“ —

Der Faden war gerissen bei ihrer inneren Bewegung und war aufgelaufen auf die halbgefüllte Spindel.

Nun stand das Rad still und die Alte beugte sich darüber, mit ihren verweinten Augen das Ende des Fadens suchend, um ihn neu mit dem Flachse zu verknüpfen.

Aber sie war heute so ungeduldig, so fieberhaft erregt, daß es ihrem Auge nicht gelingen wollte, das versteckte Ende zu entdecken — und ein tiefer Seufzer erleichterte ihre Brust, als sie es endlich doch gefunden, den Faden angelegt hatte, — und das Rädchen auf's Neue seinen Lauf begann.

„Gott segne die edle Frau, die uns wenigstens

nicht verhungern läßt! — Gott segne sie, denn Marie hat es um sie gar nicht verdient, daß sie so freundlich und liebreich zu ihr ist, und so reich für sie sorgt. O, warum mußte ich das erleben? — Hätte ich doch lieber arbeiten wollen — so lange noch ein Loth Fleisch nur auf den Armen mir haftete, — und wenn der Bast von den Händen sprang und ich keuchen mußte unter der schrecklichen Last — ehe ich im Wohlleben schwelgen und das hätte erleben wollen! O mein Gott, mein Gott, warum mußte ich das erleben!" —

Sie preßte die rauh n Hände vor di thränenschweren Augen — das Rad lief weiter — wieder riß der Faden und sie bemerkte es gar nicht einmal.

Das Herz wollte ihr brechen unter dem Leid, das sie getroffen hatte, und schwere, schmerzliche Seufzer, krampfhaftes Schluchzen verriethen deutlich genug, was in dem zuckenden Herzen der einfachen alten Frau vorging. — Sie war so alt geworden in Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit, — hatte ihre Kinder gezogen mit besten Kräften, hatte sie angehalten zur Frömmigkeit und Tugend — und nun war es doch über sie gekommen, und hatte ihre grauen Haare gebleicht mit Schmerz und Jammer.

Oftmals wohl hatte ihr Herz geblutet mit der

Sorge und Noth, und sie hatte geweint, wenn sie selber hungern mußte und hungern sehen selbst die Kinder. — Doch hatte sie damals nie den Muth verloren, nie die Freudigkeit und das Vertrauen, daß es besser werden und daß Gott helfen würde, der ja die Lilien auf d.m Felde kleidet und die Vögel nährt, die doch nicht arbeiten und nicht säen noch ernten dürfen — und ihre Hoffnung hatte sie auch nie betrogen. —

Durfte sie aber auch heute, durfte sie Hülfe hoffen für die Sünde, Trost xnd Gnade für die Schande?

Sie knüpfte den gerissenen Faden auf's Neue, — begann wieder das Rädchen zu drehen und saß da, düster und nachdenklich — wie eine Parze, Gedanken spinnend, Gedanken, düster und traurig wie ihr Geschick.

„Das muß enden — sie darf nicht vergehen in Leid und Schande, und ihr weiches Herz darf nicht zerbrechen in der nie enden wollenden Qual — die auch meine Kraft verzehrt, mich vor der Zeit in die Grube schleudern und mich fortreißen wird von meinem unglücklichen Kinde. O, mein armes Mädchen, was solltest Du beginnen, wenn ich nicht mehr wäre, — und Du allein ständest mit dem siechen Wurm, den Dein Schmerz verkümmert; — allein unter den fremden,

theilnahmslosen Nachbarn, die genug haben an ihrer eigenen Noth — und Dich umkommen lassen würden in Elend und Armuth! —

„Wie sollten sie auch Theilnahme hegen, wie Mitleid beweisen können, — die Bemitleidenswerthen, die selber schleppen an der fürchterlichen Kette des Elends, — die selber den Hunger besser kennen als das Wohlsein — und die Dich noch verachten zu dürfen glauben, weil Du es besser fandest als sie — und dann erst unglücklich wurdest. —

„So darf es nicht länger gehen — dieser Zustand muß enden — ich muß für Dich sorgen — denn ich kann alle Tage sterben — kann in jeder Stunde dem Schmerze erliegen, den Du über mich gebracht hast! — Deßhalb muß ich Hülfe schaffen, — muß den Verräther zwingen, Dich wieder zu Ehren zu bringen, und zu sorgen für Dich und das Kind! —

„Mein Bruder — und Tante Frieda! Ja sie will ich fragen — und zwar morgen schon. — Wenn ich einer der Nachbarinnen Geld gebe, dann wacht sie schon bei der Kranken — und Geld haben wir ja noch — ja Gott sei Dank, Geld haben wir noch — und morgen —“

Diesmal sprang sie so heftig auf, daß nicht nur der Faden riß, sondern das Rad selber umfiel, und doch achtete die Alte nicht darauf, sondern eilte in das

Haus, aus dem die klagenden Töne einer Kinderstimme erschollen.

Auch die Kranke war bereits davon erwacht, hatte sich auf dem Lager emporgerichtet und nahm das Kind zu sich, um es an der welken Brust zu tränken. Doch die Alte wehrte diesem Beginnen.

„Laß, Mariechen, laß liebe Tochter,“ bat sie, und alle Sorge und alles Mißvergnügen, die vorher ihre Züge beherrscht, hatten einer unendlichen Liebe und Besorgtheit Platz gemacht; „laß, meine liebe Tochter, Du schwächst nur Dich und gibst auch dem Kinde nichts Gesundes, so lange Du selber noch im Fieber bleibst und nicht wieder gesund bist. Sieh, hier habe ich von einer Nachbarin frische Ziegenmilch besorgt, frisch und nahrhaft, und habe sie schon in die Flasche gefüllt, die wird dem Kinde gut thun.“

Marie lächelte traurig und dankte nur mit einem Blicke. Die Liebe der Mutter, die sie, die Schuldbelastete, in den schwersten Stunden des Lebens mit einer Sorgfalt gepflegt hatte, wie sie nur die Mutter, das aufopfernde, selbstvergessende Mutterherz hegen kann, that ihr wohl und drückte sie doch auch zugleich nieder. Sie fühlte sich unglücklich, unsäglich elend, und frug tausendmal den Himmel, warum er sie nicht zu sich genommen hätte sammt dem vaterlosen Kinde, das zum

Elende geboren war, klagte ihn an in unsäglichem Schmerze, warum sie habe wieder erwachen müssen aus der todtenähnlichen Ohnmacht, in die sie die Geburt des Kleinen gestürzt, und in der ihr Dasein zwischen Leben und Tod geschwebt, an einem Fädchen nur geschwebt hatte, erwachen müssen aus derselben zu einem neuen Elend!

Die Alte hatte aber unterdeß das Kind schon ergriffen, hatte dasselbe in eine wärmende Decke gehüllt, und war mit ihm und der gefüllten Milchflasche hinausgeeilt auf ihren Platz vor der Hütte.

Die Sonne stand noch immer hoch am Himmel, vergoldete noch immer Wald und Feld, spielte noch immer mit dem sanften Wellenschlage, dessen Musik leise herübertönte in das Fischerdorf, und das Kind trank, trank mit vollen Zügen von der süßen Milch, und schlug dabei die klaren Augen zu der Großmutter auf, die es liebend im Schooße hielt und ihm mit mütterlicher Sorge die nährende Flasche reichte.

Alle Sorge, alle Unzufriedenheit waren aus den verwitterten Zügen gewichen, und ein Strahl der reinsten Liebe, der tief aus dem Herzen drang und hell und freudig aus den Augen blickte, verklärte sie fast.

Die Alte hatte Alles um sich her vergessen, sah nicht die Sonne mit ihrem Schein nicht das um=

gestürzte Spinnrad, das mit zerrissenem Faden noch immer am Boden lag, hatte auch nicht das Oeffnen der Thüre gehört, und bemerkte nicht das bleiche junge Weib, welches an dem Pfosten lehnte und mit Thränen des Dankes zu ihr herüberschaute.

Wie das dem armen Herzen wohl that! War doch Eines da, das sie nicht verachtete mit ihrem Kinde, war doch Eines da, das sie noch liebte, ein Herz, das sie nicht verläugnen wollte in ihrem Unglück, das noch immer treu und liebevoll für sie schlug, und liebevoll auch für das Kind des Vergehens sorgte.

Ein Herz war ihr geblieben, und sie war noch nicht ganz unglücklich, nicht ganz verlassen, denn das Mutterherz verläugnete sie nicht, das Mutterherz schlug noch treu für sie, und kannte nichts als Liebe und Vergeben!

„Mutter, liebe Mutter, wie soll ich Deine Güte vergelten?" frug das bleiche Weib endlich, und ein neuer Thränenstrom brach aus ihren Augen.

Die Alte blickte auf und lächelte, lächelte als ob sie nie das Unglück gekannt hätten und im stolzesten Glücke lebten.

„Mache, daß Du bald gesund wirst, Marie," sagte sie dann liebreich, „damit Du für das Kleine sorgen und ihm eine Mutter sein kannst. Reiße Dich

heraus aus dem Schmerze, denn wir müssen vorwärts gehen, damit wir einst wieder glücklich und zufrieden werden können."

„Ach, Mutter, damit ist es für mich aus," erwiderte das arme Mädchen, und ihr Lächeln war trübe und hinsterbend, daß der Mutter fast das Herz brach. „Ich habe Dir nur Kummer und Sorge in das Haus gebracht, und Schande obenein, und werde nie mehr so weit kommen, für etwas Anderes sorgen zu können. Mit der Ehre sind mir auch der Muth und das Vertrauen entschwunden, denn nur die Gerechten dürfen hoffen — die Schuldigen aber müssen büßen — — — büßen ihr ganzes Leben lang, und werden doch niemals wieder erringen — niemals, was sie verloren haben."

„Armes Kind, was Du Dir für Gedanken machst! Wie sollst Du denn dabei jemals gesund und kräftig werden können, um Deinem Kinde Mutter zu sein, und ihm auch Den ersetzen zu können, der es verlassen hat, noch ehe es geboren wurde. Ich bin keine gelehrte Frau, Marie, und der Herr Pfarrer würde Dir das Unrechte und Sündige Deiner Gedanken viel besser aus einander setzen können als ich, die ich niemals etwas Anderes gehört habe als eine Predigt, und nur die Bibel gelesen habe, die der einzige Trost der armen

Leute ist. Aber in der heiligen Schrift, da steht es, wie der Heiland Allen vergeben hat, die mühselig und schuldbeladen zu ihm kamen und gläubig aufschauten zu seiner Gnade.“

„Mutter, nein, nein, mir kann Niemand helfen, seitdem er mich verlassen, dem ich Alles geopfert habe. Ich liebe ihn nicht mehr, ich hasse ihn auch nicht, ich verachte ihn nur, seitdem ich ihn erkannt habe; aber im Herzen da ist es leer und öde, meines Lebens Sterne sind erloschen mit meinem Glauben, und meine Hoffnung ist gebrochen für immer. Mir hilft nur noch der Tod!“

„Herr, höre sie nicht, sie weiß nicht was sie thut,“ rief die Mutter angstvoll, „Marie, unglückliches Kind, fürchte doch das Sündige solcher Wünsche! denn was Du bis jetzt gefehlt hast, wird Dir vergeben werden, ist Dir vergeben schon von Jedem, der edel denkt. Das hat Dir ja auch die schöne Herrin in der Residenz bereits gesagt, die Dich so liebevoll getröstet und aufgerichtet hat in Deinem Unglück; Deinen Unglauben aber wird man Dir behalten müssen. Denke an die Samariterin, welcher der Heiland vergab um ihres Glaubens willen; denke an die büßende Magdalena, der viel vergeben wurde, weil sie so viel geliebt. Ich bin ja nur eine einfache Frau, die nichts kennt als

ihr Gotteswort, und aus keiner andern Quelle je hat schöpfen können; aber auch Dein Vergehen war ja das der Liebe, auch Du hast gefehlt aus Liebe — sollte nicht auch Dir vergeben werden, wenn Du glaubst?“

Marie antwortete nicht. Ihre Augen ruhten auf dem Kinde, das seine Flasche glücklich geleert hatte und, nun gesättigt, mit den großen Augen zu der Großmutter aufblickte. Sie fühlte wohl die Wahrheit in den Worten der Mutter, doch konnte sie noch immer die Bitterkeit des Schmerzes nicht überwinden und die Freudigkeit des Glaubens nicht erringen.

Das ist das Unglück so vieler tiefgebeugter Gemüther, daß sie das Vertrauen verlieren auf die Gnade dessen, der von sich selber sagt, „ich bin die Liebe!“ Daß sie aus Furcht und Zagen in der Nacht des Vorhofes verweilen, weil sie kein hochzeitlich' Gewand haben, und sich scheuen mit dem Büßerkittel einzutreten in die heiligen Räume.

Und doch sollen die Reuigen, die Verlorenen, welche da wiederkehren, die am freudigsten Begrüßten sein, denn dem verlorenen Sohne ward ein Kalb geschlachtet, als er reuig das Vaterhaus suchte, und im Himmel ist mehr Freude über eine Seele, die verirrt

war und sich zurückgefunden hat, denn über neunundneunzig Gerechte.

Marie nahm das Kind von der Mutter zurück; die freie Luft und das Sprechen hatten sie angegriffen, und langsam ging sie wieder in die Hütte.

Hier legte sie das Kind in die ärmliche Wiege nieder, in der auch sie und ihr Bruder schon geruhet hatten, sank vor ihr nieder und, das bleiche Antlitz in die Kissen pressend, weinte sie bitterlich. Das gesättigte Kind entschlief schnell und lächelte im Traume, so wohlbehaglich fühlte es sich; der Mutter aber durchbohrte dieses Lächeln immer auf's Neue das Herz, und ihre Thränen strömten heftiger über die bleichen Wangen.

Draußen hatte die Alte ihr Spinnrad wieder aufgerichtet, und als es sich schnurrend drehte und der Faden endlos durch die Finger floß, da kamen auch die alten Gedanken wieder, und als die Sonne nun tiefer und tiefer sank, die goldenen Strahlen so schräg auf die Wellen sendend, daß das Meer ein großes Bett voll Feuer schien, stand sie auf und ging in die kleine Küche, die an der Hütte lehnte, um für sich und die Tochter eine Abendsuppe zu kochen.

Ihre Lippen aber murmelten: „Es nutzt nichts,

ich muß helfen und Rath schaffen; sie verzehrt sich sonst in ihrem Gram, bricht ihr das Herz und das meine, und der arme Wurm kann nachher verhungern. Es hilft nichts, sie darf nichts ahnen von meiner Absicht, aber morgen, ehe sie noch erwacht, gehe ich zur Tante Frieda."

---

## Zweites Capitel.

### Gewitterdräuen.

Der Freiherr von Harder hatte im letzten Jahre bedeutend gealtert. Sein stolzer kräftiger Gang, der bis dahin noch immer gern den früheren Blücher'schen Husaren durchblicken ließ, hatte viel von seiner Energie verloren, seine Haltung war etwas nach vorn gebeugt, wie wenn schwere Lasten auf seine Schultern drückten, und Haar und Bart waren noch mehr gebleicht. In seinen Zügen hatte die kräftige Energie mit dem Adlerblicke einem finstern Ernste Platz gemacht, und die scharf gekniffenen Lippen schienen die Last der Sorgen zurückhalten zu wollen, die oft sich ihm auf die Zunge drängte.

Denn der Freiherr klagte nie, selbst nicht zu seiner nächsten Umgebung, und seit jener Unterredung mit Frau und Tochter, die Annen's Verlobung vorherging, und in der er ihnen die Lage seines Hauses offenbarte, hatte er nie wieder ein Wort darüber geäußert.

Nur sein Aussehen und das Hinschwinden seines freien stolzen Wesens, das stets durch echten Adel im Auftreten und Verkehr imponirt hatte, kündeten der besorgten Familie die schweren Sorgen, welche auf dem Herzen des Freiherrn lasteten; er selber war der Commentar seiner Verhältnisse, wenn auch nicht Fremden, doch seiner Familie verständlich.

Der letzte Jahresabschluß, welchen er wiederum an seinem Geburtstage gemacht hatte, als wollte er sich allemal an dem Tage, der ihn ein Jahr älter machte, auch von dem Verfalle seines äußeren Glückes überzeugen, hatte wiederum ein ungünstiges Resultat herausgestellt.

Die Einnahmen hatten wiederum die Ausgaben nicht decken können, die sich durch häufende Zinsgebühren immer höher steigerten. Das Deficit war als neue Schuldenlast der alten hinzugefügt worden, und immer höher schwollen die Verbindlichkeiten seines Hauses, so sehr auch der Freiherr sich bemühete, das Gleichgewicht wieder herzustellen und seine Lage wenigstens nicht noch mehr zu verschlimmern.

Aber rollt nur erst der Stein den Berg hinab, — wie schwer ist es da, ihn aufzuhalten! Jeder Schritt vorwärts bedingt zwei zurück, um einen Vortheil zu er-

ringen, und Riesenkräfte können erlahmen an solchem fruchtlosen Kampfe.

Doch je mehr den Freiherrn die äußeren Verhältnisse drängten, je schwieriger seine Lage ward und je höher seine Verbindlichkeiten stiegen, — um so hartnäckiger verschanzte er sich hinter dem Stolz seines Standes. Nie drang ein Wort der Klage über seine Lippen, nie vergaß er auch nur auf einen Augenblick die stolze Ruhe seines Standes — und kein fremdes Auge hätte den sichtlichen Verfall seiner Gestalt einem andern Grunde zuschreiben können, als dem Rechte des Alters, das über Kaiser und Baron — wie über den Bettler mit gleicher Machtvollkommenheit schaltet.

Das Leben auf Hardersberg nahm seinen gewohnten Fortgang. Die Familie war gastfrei und liebenswürdig wie immer, und jeder F emde willkommen. Nur hatten die Feste jetzt gänzlich aufgehört und auch dafür gab es beim Freiherrn einen guten Grund, den alle Nachbarn achten mußten.

Anna's schwankende Gesundheit schien sich nur auf dem Schlosse Tante Frieda's wieder erholen zu können. Das zarte Mädchen fröstelte in den Mauern Hardersbergs, wo jede Minute sie an die Sorge der theuren Eltern erinnerte, — und sie hatte deßhalb auf Wunsch ihres Vaters für jetzt ihren Wohnsitz völlig bei Tante

Frieda aufgeschlagen, um so mehr, da diese alte Dame nur wenn Anna bei ihr war, noch glücklich sein zu können schien. Jetzt, wo sie auf dem Stammschlosse einsam und allein wohnten, konnte Niemand dem alternden Freiherrenpaare die Veranstaltung von Festlichkeiten zumuthen, von denen sie nichts hatten als Mühe und Unbequemlichkeiten — Störungen, die dem Alter bei vorgerückten Jahren immer unangenehmer werden.

Doch trotz dieser geschickten Arrangements und der dadurch erzielten Ersparnisse wurden die Verhältnisse nur verwirrter, die Lage des Freiherrn immer kritischer, und ein einziger unvorhergesehener Windstoß konnte der lauernden Welt die Calamitäten des Freiherrnhauses enthüllen, und die Ehre desselben unwiderruflich gefährden.

Und die Ehre — diese äußere Ehre seines Hauses war ja der empfindlichste Punkt, die tödtliche Stelle des Freiherrn. Sie zu bewahren hatte er durch sein ganzes Leben gerungen, ihr keinen Flecken anhaften zu lassen und dem alten Glanze und Rufe seines Hauses kein Dementi zu geben, hatte er mit Mühsal und unsäglichen Beschwerden gekämpft, hatte er den ganzen Kelch entschwindenden Glanzes bis zur Neige gekostet, — nur um den Schein zu wahren.

Noch hielt sein Name, seine unbefleckte Ehre und

der Ruf der Harder's — seine Verhältnisse vor dem Bruch; aber er war ruinirt, die letzten Pfeiler des Wohlstandes zertrümmert, kein Stein von Harderberg mehr sein Eigenthum — und jeder Windstoß konnte das schwankende Kartenhaus zertrümmern, das seine Ehre decken sollte.

Die Freifrau ahnte sorgenvoll das Alles. — Sie sah in der erschreckenden Muthlosigkeit ihres Mannes die Bestätigung ihrer trüben Ahnung — wenn er sich auch noch so fest hinter Strenge und Kälte zu verschanzen strebte. Sie kannte ihn und hatte in mehr als zwanzigjähriger Ehe sein Wesen studirt; sie allein begriff die ungeheure Qual, die sein Herz zerfleischte, und die sich doch nicht aussprechen wollte und in thörichtem Stolze und falscher Ehrliebe keinen Sterblichen zum Zeugen duldete.

Gertrud ahnte, begriff Alles. Sie verstand alle seine Handlungen, ohne daß er ihr ein Wort über die Gründe mittheilte — und sie litt mit ihm, litt unsäglich um seine Qual — unsäglich auch, weil auch sie das Gespenst der Armuth fürchtete, — und ihre eisernen Arme für schrecklicher hielt, als selbst den Tod.

Lieber hinab in die Gruft, in der die Ehre wohl verschlossen ruht; lieber todt in der Gruft ihrer Ahnen, unter dem Baldachin äußern Glanzes, — als arm und

hülflos das Schloß der Harder's verlassen und in die Welt hinabsteigen, wo Arbeit und Mühe als Losung gilt, in die Welt — mit der sie nie etwas gemein gehabt hatte, auf die sie h rabgeschaut aus ihrem stolzen Schlosse, mit Mitleid nur — und souveräner Verachtung.

Das war ja leider auch der Grundsatz der Freifrau — und ihm entsagen sollen, däuchte ihr schmählicher als der Tod.

So zitterten die beiden Alten bei jedem Luftzuge, und ihr Dasein war eine fortgesetzte Qual, die nur die beschleunigte Verheiratung Anna's enden konnte.

Durfte man aber bei dem leidenden Zustande derselben daran denken? — Durften die Eltern, die um ihres Hauses willen schon das schwerste Opfer von ihrem Kinde verlangt hatten, jetzt auch das Leben desselben auf das Spiel setzen? —

Und doch die Noth wuchs immer mehr, der Freiherr verzehrte sich in innerer Qual — und endlich — endlich überwand er sich, zu sprechen. Er hatte eine unruhige sorgenvolle Nacht zugebracht, und die dicken Herbstnebel, die am Morgen das Schloß umschleierten und es zum düstern Gefängniß machten, aus dem man nicht einmal hinausblicken konnte, um an der freien Na-

nur das bange Herz zu stärken, hatten sein bedrücktes Gemüth auch nicht erleichtern können.

Mit einem schnellen Entschlusse ging er deßhalb nach dem Zimmer seiner Gattin hinüber, die nicht wenig erstaunt war, ihn zu so früher und ungewohnter Stunde bei sich zu sehen.

Ein Blick auf ihn und sein düsteres Aussehen verrieth ihr Alles, und sie wappnete sich mit Muth für seine Eröffnungen.

Noch immer rangen Stolz und Nothwendigkeit in seiner Brust; noch immer hätte er gern Alles mit undurchdringlichem Schleier verhüllt und selbst dem Weibe, die zwanzig Jahre lang seine Begleiterin — sein zweites Selbst gewesen war, die drohenden Zustände vorenthalten — doch es durfte nicht sein. Die mächtigen Ahnungen, deren Gewalt der stolze Mann sonst verächtlich verlacht hatte, kamen heute immer wieder über ihn; düstere Gebilde hatten ihn erschreckt und umschwebten ihn noch immer wie drohende Spukgestalten. Trotz seiner stolzen Abgeschlossenheit und zur Schau getragenen Aufgeklärtheit war er im Innern nicht ganz von Aberglauben frei, und hielt seine Traumbilder für die Vorboten des nahenden Sturmes.

„Gertrud," begann er endlich so gepreßt, als wollten die Lippen noch immer den Dienst versagen,

„wir haben schon früher von dem unerfreulichen Zustande unseres Hauses gesprochen und leider muß es heute noch einmal geschehen. Die Wunden von damals sind drohender und klaffender noch, ja sie sind unheilbar geworden, ohne einen tüchtigen Arzt, und dieser Arzt muß schnell kommen, wenn der Patient sich nicht verbluten soll.“ —

Gertrud neigte schweigend das Haupt und versuchte umsonst die Thränen zurückzudrängen. „O mein Gott, mein Gott,“ klagte sie schmerzlich, wohin ist es mit uns gekommen!“ —

„Verzage nicht, Gertrud, der Arzt muß kommen, er muß schleunig kommen, und Alles ist gerettet.

„Noch ist unsere Ehre glänzend und hell, wie das Wappenschild unseres Hauses, und in uns'rer Hand liegt es, daß es nie anders werde. Wenn Anna schnell verheiratet wird, sind wir gerettet, und die Stürme, die uns jetzt bedrohen, ziehen machtlos vorüber.“

„Also gibt es keine Rettung mehr, außer diesem letzten Mittel — keine auf der ganzen Welt, als die Verheiratung des armen kranken Kindes?“ —

„Keine, Gertrud. Wir sind ruinirt und ein kleiner, — der kleinste unvorhergesehene Zufall läßt alle Minen springen, — vernichtet die Ehre unseres Hauses, schändet mich zum Banquerotteur, und jagt uns Alle

von Hardersberg — von dem leider ja kein Stein mehr unser Eigenthum ist.“ —

Er hatte streng und hart gesprochen, während die bleichen Lippen fest auf einander saßen wie im Krampfe gekniffen — und wer ihn so stehen sah, der hätte ihn für einen Alba halten mögen, so finster war sein Blick und seine Haltung. Niemand, selbst Gertrud nicht, sollte seine Bewegung, seine innere Qual sehen, und der Stolz verlieh ihm übermenschliche Kraft, hart zu scheinen, wo doch sein Herz zu brechen drohete. Er würde kein theilnehmendes Wort, keinen Trost geduldet, ja er würde ihn zurückgewiesen haben mit einer Härte, die sein wahres Gefühl nicht kannte, und Gertrud wußte das, und hielt wie er diese Charakterverzerrung für wahrhaft adelig.

Sie wollte ihm nicht zurückstehen und mit erzwungener Ruhe sagte sie:

„Alles für die Ehre des Hauses. Thue, was nöthig ist, ich füge mich der Nothwendigkeit und Anna wird es auch thun — wie wir Alle gewohnt sind.“

Der Freiherr war zufrieden, drückte einen Kuß auf die Stirn der Gattin und sagte scheinbar gleichgültig: „Ich fahre noch heut' zu Frieda, um Anna zu benachrichtigen, und morgen will ich dann mit Brandach sprechen. — Auf Wiedersehen, Gertrud!“ —

So schieden die beiden Gatten mit vollem gepreßten Herzen, kalt und anscheinend theilnahmlos von einander, weil sie ihrem Gefühle nicht den Stolz unterordnen konnten, — und sich selber nicht gestehen mochten, — welche Qualen ihre Brust verzehrten.

Hin war die Zärtlichkeit früherer Jahre, die wie ein lichtes Himmelsband die ganze Familie umschlungen hatte; die Sorgen sich einander selber zu verbergen, entfremdete die Herzen und raubte ihnen in der Bedrängniß auch den T oft getheilten Schmerzes.

Der Freiherr brach sogleich auf. Trübe Ahnungen ängstigten seine Seele fort und fort, und es war, als ob er durch verdoppelte Schnelle dem drohenden Verhängnisse enteilen wollte. Kaum eine Viertelstunde später, nachdem er aus dem Gemache seiner Gemalin getreten war, trabte er auf seinem treuen Thiere bereits die Allee hinunter, während die Freifrau oben am Fenster des Thurmzimmers stand und ihm lange, lange nachschaute, so lange noch eine Spur des Reiters zu entdecken war.

Jetzt, allein mit sich und ihrem Schmerze, eingeschlossen in das einsame Thurmzimmer, wo Niemand sie sehen, Niemand lauschen konnte, fand sie Thränen der Erleichterung, weinte sie und klagte über ihr unseliges Geschick, dessen Schwere die Schwingen ihrer

Seele lähmte und ihr Herz bedrückte wie eine Todesqual. Dem soliden Braunen des Freiherrn ward warm auf dem eiligen Ritte, dessen Strapazen er seit Jahren nicht mehr kennen gelernt hatte, und doch kam er dem Freiherrn nicht schnell genug vorwärts, und nicht eher ward er ruhig, als bis sein Roß aus dem Walde bog, und das alte Schloß Tante Frieda's vor ihm lag.

Die Aussicht von diesem Punkte war überraschend schön, und dem Freiherrn fiel sie selbst heute auf, wo so viele Sorgen sein Herz beschwerten und seine Gedanken in Anspruch nahmen. Der Boden senkte sich von hier aus sanft hinab, dem Strande zu, an dem das Schloß ziemlich hart gelegen war, und, da die Nebel längst verschwunden und aus dem trüben Morgen ein heiter lachender Tag geworden war, blitzte und funkelte es draußen wie ein endloses Geschmeide der herrlichsten Brillanten. Die Herbstsonne spielte mit dem leisen Kräuseln der Wellen, und schaukelte ihre Strahlen auf den feuchten Spitzen, und das alte Schloß schien noch einmal so alt und ehrwürdig, wenn die lachende Sonne seine Zinnen küßte. Wie ein uralter Ahne inmitten des jungen Lebens, das um seine Füße jubelt und spielt, stand das alte Schloß, und wer es sah, dem drängte sich wohl die Frage auf, ob es nicht auch bald zur Ruhe gehen und den ewigen Schlaf

schlafen wolle, mit der Zeit, die es geboren und der es angehört hatte in seinem Glanze!

Der Freiherr hatte sein Pferd einen Augenblick angehalten, und auch ihm drängte sich dieser Gedanke auf, dem er lange nachsann.

Der schweißende Braune ließ sich die Frist wohl gefallen, und stand unbeweglich, anscheinend eben so nachdenklich als sein Reiter.

Plötzlich aber zuckte dieser auf, zog den Zügel straff, und dahin ging's von Neuem im eiligen Trabe!

„Nichts! — Dieses Glück ist uns Allen nicht gegönnt! Wir ruhten wohl gern mit der alten guten Zeit, aber wir sollen den Verfall erleben und einsam stehen, wie alte Ruinen zwischen Trümmern, auf denen junges Unkraut wuchert. — Unkraut, nichts als Unkraut, diese Neuerungen; sie allein sind unser Ruin und tragen uns zu Grabe, noch ehe wir gestorben sind.“

Ein unendlich bitterer Ausdruck spielte um seine scharfgekniffenen Lippen, und mißmuthig gab er dem Pferde die Sporen, das wenige Minuten später mit ihm in den Schloßhof flog, wo ihm Anna mit einem Jubelrufe entgegenstürzte.

Sie hatte eben in den Park gehen wollen, als sie durch das Schloßthor den nahenden Reiter erblickte.

Ahnung und Erkennen war ein Augenblick — und die Tochter lag in den Armen des Vaters.

„Wo wolltest Du denn hingehen, mein Töchterchen?“ frug der Freiherr, als er sah, daß ihn Anna hinaufbegleiten wollte.

„Ich wollte in den Park,“ liebes Väterchen; ach, wie freue ich mich, Dich zu sehen, und wie wird sich Tante Frieda freuen. Ist denn aber auch die Mutter gesund, und seid Ihr Alle recht wohl und glücklich auf Harbersberg?“

„So wohl und so glücklich,“ erwiderte der Vater mit schneidendem Doppelsinn, „daß wir uns recht lebhaft mit Deinem Glücke beschäftigen. Ich bin recht sehr erfreut, auch Dich so wohl aussehend zu finden; Du bist ja bei Tante Frieda neu aufgeblüht, und alle meine Sorgen gehen vorüber. Denn eigentlich hat mich doch auch die Sorge um Deine Gesundheit hergetrieben, da ich immer fürchtete, daß Dir der Aufenthalt hier noch weniger gut bekommen würde als Harberberg, und ich dachte deßhalb schon an eine neue Heimat für Dich.“

Anna lächelte schmerzlich und dankte dem Vater mit einigen halblauten Worten, von denen ihr Herz nichts wußte. Denn sie aus Tante Frieda's, aus Ernst's Nähe rufen, wo sie ein friedlich stilles, wenn auch ent-

sagendes Glück gefunden hatte, schien ihr nicht der rechte Weg für ihr Wohlergehen. Doch der Vater durfte davon nichts bemerken! sie durfte nicht durch Widerstreben die erst n Minuten des ersehnten Wiedersehens trüben, und schnell gefaßt erwiderte sie:

„Aber komm doch, Vater, komm zur Tante Frieda! O wie wird die sich freuen! Tante Frieda ist in letzter Zeit gar nicht recht gesund gewesen.“

„Schön. mein Kind, aber gehe Du nur nach dem Parke, denn ich habe mit Tante Fr eda einige Geschäfte zu besprechen, die Dich nur langweilen würden. Ich suche Dich dafür nachher im Parke auf. Geh', mein Kind!“

Und sie zärtlich küssend, wandte er sich der Thür zu, und trat in das Schloß.

Anna sah ihm bestürzt nach. Eine Angst überkam sie, als ob ihr etwas Schlimmes drohe, und sie ahnte nicht mit Unrecht, daß sich die vorgeschobenen Geschäfte um ihr Geschick drehen werden, und daß da oben von ihr und ihrer Zukunft die Rede sein sollte.

Langsam und gebeugten Hauptes schritt sie dem Parke zu, und ihre Lippen murmelten leise:

„Armer Ernst! Er liebt mich so treu, so ehrfurchtsvoll; ich bin ihm Alles, und darf ihm doch nie etwas Anderes sein, als eine gnädige Herrin! Doch

was hilft das Klagen, wir sind nicht dazu bestimmt, glücklich zu sein."

Sie hatte sich auf ihrem Lieblingsplatze niedergelassen, der unter Ernst's Pflege immer lieblicher gedieh, doch die Unruhe jagte sie bald wieder auf, und planlos irrte sie im Parke herum, die Rückkehr des Vaters ersehnend.

„Was mag er nur haben? Sicher betrifft es mich! Will er mich wegnehmen von Tante Frieda? Sollte gar jetzt schon — doch nein, das ist nicht möglich, denn Joachim ist ja noch in der Residenz, und kehrt erst im nächsten Frühjahre heim, um mich aus meinem Frieden zu reißen.

„Wer doch Tante Frieda's Gottvertrauen und ihre Ruhe und Anschauung der Dinge hätte! Wie Gott will, sagt sie stets, und ist immer zufrieden und ergeben. Ich bin es auch, muß es auch sein, aber ich würde es auch sein in niedrigen Verhältnissen, und würde in ihnen und an Ernst's Seite mich glücklicher fühlen können. Der Glanz des Adels und Ranges ist mir nicht Bedürfniß. Ich würde — doch was will denn die Frau, die da so schüchtern im Parke umherblickt? — Eine Bettlerin scheint sie nicht zu sein, denn sie ist so anständig gekleidet — sollte sie wen suchen?"

Es war eine alte Frau mit grauem Haare, auf

dem ein kattunenes Häubchen prangte. In ihrem ganzen Wesen lag etwas Einfaches, Aermliches, und die gutmüthigen Züge weckten Theilnahme und Vertrauen. Sie ließ ihre Augen durch alle Büsche schweifen, als suche sie Jemand; da gewahrte sie plötzlich Anna, welche ihr schon eine Weile verwundert zusah, und trat befangen näher.

„Wem sucht Ihr, liebe Frau?“ rief ihr diese bereits freundlich entgegen, und trat nahe zu der Alten heran.

„Ach Gott — Sie sind wohl gar das gnädige Fräulein?“ stammelte diese, durch Anna's Freundlichkeit in Verlegenheit gebracht.

„Ich bin Anna von Harder; suchen Sie mich vielleicht, um mir etwas zu sagen, oder wollen Sie vielleicht die Frau Generalin, meine Tante, sprechen?“

„Tante Frieda — ach ja — ja die Frau Generalin wollte ich auch aufsuchen, und auch meinen Bruder, den Krieger, und meinen Sohn, den Ernst, wenn er zu Hause ist; ich wollte mir Rath holen, gnädiges Fräulein.“

„Ach, Sie sind unseres guten Ernst Mutter? Na das freut mich, Frau Wendt, daß ich Sie kennen lerne. Seien Sie mir willkommen, und Tante Frieda

wird Ihnen recht gern ihren Rath geben, wenn sie's kann."

Frau Wendt, denn sie war es, die sich wirklich in früher Morgenstunde aufgemacht hatte, und nun eben im Parke angelangt war, um ihren Bruder zu suchen. Frau Wendt berührte scheu die dargereichte Hand des Fräuleins und wollte sie an die Lippen ziehen; Anna duldete das aber nicht, sondern zog die Alte nach einer Ruhebank hin.

„So, Frau Wendt, nun setzen Sie sich, denn Sie werden müde sein von dem langen Wege, und meine Tante hat oben Besuch, da können Sie sie doch augenblicklich nicht sprechen. Ruhen Sie sich erst bei mir ein wenig aus, und wenn ich den Ernst erblicke, soll er uns einige Früchte bringen, denn hungrig sind Sie auch wohl geworden?"

Frau Wendt war ganz entsetzt über die Freundlichkeit des gnädigen Fräuleins, die nach ihrer einfachen Ansicht so hoch und erhaben stehen mußte; sie wagte kaum sich niederzusetzen und blickte verlegen zu Boden.

„Was wollen Sie denn mit Tante Frieda besprechen, Frau Wendt," frug Alma darauf mit leicht erklärlicher Neugierde, „betrifft es den Ernst, — oder ist es ein Geheimniß?" —

„Ach um Gott, wie könnte ich vor dem gnädigen

Fräulein ein Geheimniß haben, wenn Sie so freundlich mit uns armen Leuten sind. Nein, den Ernst betrifft es nicht, — aber — meine arme Marie“ — fuhr sie unter heißen Thränen fort, — „ach, meine arme Marie, die ist so unglücklich!“ —

„Marie, Ernst's Schwester? — Was sagen Sie da, ich denke, der geht es in der Residenz recht gut. Ernst hat mir davon erzählt, daß sie bei einer großen Dame Zofe sei, ihren Namen hatte er nie behalten können, — und daß sie ihre Mutter so sorgsam unterstütze. Was ist's mit Marie? — Sprechen Sie doch, Frau Wendt!“

Die Alte weinte schmerzlich und erwiderte unter heißen Thränen: „Ja, ja, so war es Alles, o, und wir waren so glücklich! sie dort, Ernst hier, ich in meinem Hüttchen und Alle gut versorgt, und nun ist Alles aus. — Mein armes, armes Kind! —“

„Aber was ist denn geschehen, Frau Wendt?“

„Ach Gott, gnädiges Fräulein, — das kann und darf ich Ihnen nicht erzählen — ich mag Sie nicht verletzen mit der That der Schuld — die mein armes Kind so elend gemacht hat!“

„So sprechen Sie doch, Frau Wendt, vielleicht kann ich hülfreich sein, sprechen Sie frei, ich kann Alles hören.“ —

„Marie ist aus der Residenz zurück, und nun liegt

sie in meiner armseligen Hütte mit dem elenden Kinde und wird vom Fieber verzehrt. Reue und Gram haben ihre blühende Gesundheit gänzlich zerstört, nachdem der Schändliche sie verlassen hat, der sie zu seiner Frau machen wollte, und nachher im Elende sitzen ließ. Ein Officier war es, der meine arme Mar'e verführt hat."

Anna hatte sich bei der Erzählung der Alten halb abgewandt, doch bei dem letzten Worte zuckte sie auf und mit angstvollen Blicken rief sie ahnungsvoll: „Ein Officier? — Frau Wendt — und meine Großmutter soll rathen? — Um Gotteswillen, mein Bruder? — Sprechen Sie, Sie sehen ja, ich vergehe in Angst — war es mein Bruder?" —

Die Alte, welche ganz in ihren Schmerz versunken, nur eigentlich für diesen Sinn hatte, sah erst 1 rocken auf, sah die angstvollen Blicke des jungen Mädchens, der die Thränen in die Augen drangen und — „nein, nein," rief sie heftig, um Gott, Ihr Herr Brude-, der edle Junker Hans, hätte mein armes Kind nicht unglücklich gemacht. — Ach liebes, gnädiges Fräulein, seien Sie nur nicht böse, daß ich Sie so erschreckt habe, es war ja überhaupt ungeschickt von mir, Ihnen von der ganzen Sache zu sagen — wo mir doch nur die Frau Generalin rathen kann, und ich hätte es auch nicht gethan, wenn Sie es nicht selber gewollt hätten. Nein, nein, liebes, gnä-

diges Fräulein, Ihr lieber Herr Bruder ist ja der edelste und beste Junker auf der Welt — und ich wollte bei der gnädigen Frau Tante nur fragen, wie sich Marie verhalten solle dem bösen Manne gegenüber, damit er sie wenigstens nicht Hungers sterben lassen darf. Er ist ja reich und vornehm genug, der junge Herr von Brandach!“

Hätte man Anna ein Medusenhaupt gezeigt, sie hätte nicht heftiger erstarren können, als bei diesem Namen. Sie war unfähig, sich zu bewegen und nur die Lippen stammelten mühsam fragend:

„Joachim von Brandach?“ — —

„Derselbe ist es, gnädiges Fräulein — o Gott, wie hätte ich nur ahnen können, daß Sie so erschrecken und auf den lieben Herrn Junker Hans denken konnten. Ach, liebes, gnädiges Fräulein, zürnen Sie mir nur nicht.“ — —

Die Worte erstarben ihr, als sie jetzt zu Anna aufsah. Bleich und starr, die Augen geschlossen, war das junge Mädchen zurückgesunken, und die Brust wogte krampfhaft auf und nieder. Eine entsetzliche Qual malte sich in den bleichen Zügen, die schmerzvoll zuckend arbeiteten. Die Alte griff angstvoll nach ihrer Hand und suchte die Leidende zu ermuntern. Die Hand war machtlos und schwer — das Zucken und der Krampf wichen

einer tiefen Ohnmacht, und Anna lag leblos auf dem Ruhesitze.

„Zu Hülfe, zu Hülfe!“ rief Frau Wendt nach dem Schlosse hin und wagte doch die Ohnmächtige nicht zu verlassen — „zu Hülfe, zu Hülfe!“ tönte ununterbrochen ihr Jammerruf.

In demselben Augenblicke ward es auch oben im Schlosse lebendig, wo die Stimme des Freiherrn laut und machtvoll nach seinem Pferde rief — und erst als dieser im gestreckten Galoppe dem Walde zusprengte, — vernahm man die Angstrufe der alten Wendt, und eilte, durch all' das Ungewohnte verwirrt, um nachzusehen, was denn da für ein Unglück passirt sein möge.

---

## Drittes Capitel.

### Alte und neue Zeit.

Der Freiherr von Harder eilte, nachdem er seine Tochter im Hofe verlassen und in den Park geschickt hatte, die steinernen Treppen hinauf nach dem wohlbekannten Zimmer seiner Schwester.

Diese hatte bereits seine Stimme erkannt und die freudigen Worte: „Willkommen, Bruder Curt, welcher Stern führt Dich denn 'mal in meine alte Höhle?" klangen ihm entgegen.

Doch waren sie Beide erstaunt, als sie sich nun ansahen und die Veränderungen gewahrten, welche die Zeit an ihnen hervorgebracht hatte.

Tante Frieda war recht alt geworden und sah gar nicht mehr so frisch aus, als es sonst, trotz ihres Leidens, immer der Fall gewesen war, und dem Freiherrn —

Frieda betrachtete ihn mit theilnahmvollem Blicke — dem sahen alle seine Sorgen und Calamitäten aus den tiefen Furchen in Gesicht und Stirn und aus den erbleichten Haaren, die, auch nur spärlich noch, das sonst so stolze und siegesgewisse Haupt des alten Husaren zierten.

„Grüß' Dich Gott, Frieda“, sagte der Freiherr, ihr die Hand reichend, und bemühte sich zu lächeln, „wir sind alt geworden, nicht wahr, Alte? — Na, das thut nichts, die Herzen sind noch jung und sollen nicht veralten, so lange das Blut noch rinnt und in den Adern pulsirt. Was thust Du denn, liebe Alte, immer noch den ganzen Tag Grillen fangen?“ —

„Hahaha, wenn ich nur nicht selber gefangen wäre, und fest säße, wie die Fliege im Netze, ich wollte Euch noch Allen etwas aufzurathen geben. Da es aber nun einmal so ist, na — muß ich denn schon still sitzen und fange meine Grillen oder auch nicht. Denn seitdem Du mir eine so liebliche Sorgenscheuche hergeschickt hast, da trauen sie sich nicht mehr recht heran — und Anna ist dadurch die schönste Freude meines Lebensabends geworden.“

„Das freut mich herzlich, Frieda, daß Dir die Anna Dein Leiden tapfer ertragen hilft, und es zeugt

für das Herz des Mädchens, daß sie so treulich hier in Deinem alten Eulenneste aushält, welches sonst gerade kein lockender Aufenthalt für junge Mädchen ist."

„Da hast Du Recht, Bruder, und wenn ich nicht bleiben müßte, und damals gezwungen ward, mich nun auf einer Scholle — oder vielmehr in dem einen Zimmer festzuketten — ich wäre wahrhaftig noch lange nicht hergegangen. So aber bietet es immer mir noch etwas, was ich anderswo nicht hätte, Ungenirtheit bei meinem Uebel und die Aussicht auf Park und See. Anna freilich bedauere ich oft — und doch ist man im Alter so egoistisch, daß ich sie nicht entbehren und nicht wieder fortziehen lassen möchte, bis es mit mir einmal zu Ende ist. — Obgleich ich recht gut weiß, wie wenig es mir selber an ihrer Stelle behagen würde, und wie mich am Ende selbst eine alte kranke Tante nicht verhindern würde, bei guter Zeit durchzugehen."

Der Freiherr lachte, und die Erinnerung an frühere Tage blitzte freudig in seinen Zügen auf.

„Das glaube ich selber auch, Frieda. Du hattest immer ein Stückchen von meinem gleichen Wesen, rittest und jagtest mit uns Knaben um die Wette — mit Rudolf glaube ich noch lieber, als mit mir."

„Rudolf, — ach Curt, warum berührst Du denn

diesen Punkt unseres Hauses, denn ich so gern für ewig vergessen möchte."

„Weil ich ewig daran gedenken muß, Frieda," erwiderte der Freiherr bitter. „Er ist die eigentliche Ursache, daß ich heute hier bin, denn seine Schuld, die an uns gestraft wird, wirkt fort bis zur heutigen Stunde und zwingt mich heute, wenn mir auch das Herz dabei brechen möchte, Dir Anna zu nehmen."

Die Generalin blickte fragend und erschrocken auf.

„Was sagst Du?" — frug sie beinahe heftig.

„Anna muß das Opfer vollenden, und ich bin nur froh, daß sie sich hier erholt hat, und ich nicht gezwungen bin, mein krankes Kind zum Altare zu führen und vielleicht ihr zartes Leben zu gefährden."

„Sprich Dich aus, was ist geschehen oder was soll's?" —

„Wir müssen Anna verheiraten, bald, so schnell als möglich, und so leid es mir thut, sie Dir nehmen zu müssen, denn ich gönne Dir das gute Kind am liebsten, das weißt Du ja, — so weißt Du doch auch, daß ich noch andere höhere Interessen wahrnehmen muß, denen wir Alle stets unsere persönlichen unterordneten."

„Gut und Leben für die Ehre des Hauses von Harder", murmelte die Generalin tonlos, und über ihre Züge flog eine düstere Trauer.

„Du hast mich verstanden, Frieda — so ist es," erwiderte der Freiherr und faßte die Hand seiner Schwester; zürne mir deßhalb nicht, Alte, wenn ich Dir Deine Freude zerstören muß — gern geschieht es nicht!"

„Den letzten Stern meines alten Lebens" — murmelte sie weiter, ohne auf ihren Bruder zu achten; — dann aber plötzlich sich emporrichtend, zwang sie ihre Ruhe zurück und frug kalt: „Muß es sein, Curt?"

„Es muß, Frieda!" —

„So nimm sie hin, — möge sie glücklich werden, wenn sie ihre Pflicht erfüllt."

„Ich hoffe es! Brandach ist wohl kein böser Mensch, und scheint Anna wirklich zu lieben — wer sollte sie auch nicht lieben? Auch Anna zeigte nie Abneigung gegen ihn, und Du weißt es ja aus Erfahrung, Frieda, daß die Ehen, wenn sie auch ohne glühende Liebe geschlossen wurden, deßhalb nicht immer unglückliche werden. Anna erfüllt die Pflicht gegen ihr Haus, sorgt treulich für die Ehre desselben, wie ihre Geburt und ihr Stand mit seinen Pflichten es fordern; sie wird auch die Pflicht gegen den Gatten zu erfüllen wissen."

„Anna ist eine echte Harder — sie kennt ihre Pflicht und besitzt auch unseren Stolz, der der beste Damm und Schutzpfeiler gegen die Misère ist. Unser Leben ist oft ein glänzendes Elend, eine erhabene Scla-

verei — aber es muß glänzend und erhaben bleiben, wenn wir uns vor der Annäherung des Volkes behüten und unseren Stand nicht mit der Zeit zu ihm hinabsinken lassen wollen. Deßhalb billige ich auch die Annäherung und Verbindung des alten guten Adels mit den Parvenu's und Geldmenschen durchaus nicht. Geld ist nicht Rang, Gold edelt nicht das Blut und adelt nicht — wie denn auch ein reicher Jude noch lange nicht adelig ist, weil er ein Diplom in der Tasche hat und berechtigt ist, das Wort „von“ vor seinen Namen zu setzen. Ein Diplom verleiht den Adelstitel, aber macht nicht „adelig“, und Verbindungen mit solchem grünen Holze sind Zugeständnisse, welche die alten Rittergeschlechter mit der Zeit ruiniren müssen und die ein Zwittergeschlecht befördern, welches das Volk mit Recht verlacht. Wenn Jeder, der Millionen zusammen gewuchert hat und sich den Adel kauft, deßhalb uns gleich stehen und das Recht haben soll, die Augen auf die Töchter unserer Familien zu richten, und sich in unsere Mitte zu drängen, — so geht es zu Ende mit uns, und — wie wir uns dann selber nicht mehr achten können, geben wir uns auch berechtigter Verachtung Preis. Wenn Jedem, der für einige Tausend Thaler ein funkelneues Diplom in der Tasche hat, auf dessen verziertem Stammbaume er der erste und einzige Stammhalter ist, der

Eintritt in unsere Familien erlaubt sein soll, so ist das Achselzucken jedes Geldmenschen gerechtfertigt, der, wenn vom Adel die Rede ist, hochmüthig sagt: „Das könnte ich auch haben, wenn ich's wollte." — Das aber muß nicht wahr und soll nicht wahr sein, er kann es nicht haben! Nicht das geschriebene Diplom, sondern der Ruhm unserer Ahnen bestrahlt unser Haus und unsern Namen mit berechtigtem Glanze, und dieser Adel, den uns tapfere Vorfahren durch Jahrhunderte hindurch errungen und durch Heldenmuth erworben haben, kann kein Federzug eines Fürsten verleihen, kann kein Jude mit seinen Schätzen bezahlen. Arm, und seines Mammons entblößt, ist er nichts; wir dagegen sind, arm oder reich, stets gleichberechtigt neben Fürsten und Königen zu stehen, denn unsern Adelsbrief haben Helden mit ihrem Blute geschrieben und Jahrhunderte haben ihn sanctionirt. — Deßhalb keine Annäherung an die Parvenu's. Will dieses grüne Holz nicht mehr zum Volke gehören, zu uns soll es nicht gehören, und eine Verbindung mit einem solchen, der diesen Unfug befördern hülft, erhält meine Billigung nie!"

„Du hast ganz Recht, Frieda, und ich bin mehr mit Dir einverstanden, als Du vielleicht glaubst — aber dennoch —"

„Du beabsichtigst eine Verbindung Anna's mit dem Brandach" — unterbrach ihn die Generalin schnell — „und diese Verbindung gehört in die Kategorie, die ich meine."

„Ich kann von meinem Rollstuhle aus die Zustände nicht mehr überschauen und kann nicht wissen, was geschehen muß und was nicht. Ueberdies bist Du Familienhaupt, bist mir für Deine Handlungen nicht verantwortlich und weißt so gut als ich, was Du der Ehre des Hauses schuldig bist. Du hast diese Verbindung für nöthig erkannt, und ich habe mich nicht nur ohne Widerspruch der Verlobung gefügt, sondern Anna selbst in der Befolgung des väterlichen Willens befestigt. Ich füge mich auch heute, wo Du kamst, mir die nahe Verheiratung anzuzeigen — billigen aber werde ich sie deßhalb niemals!"

„Frieda, Du bist noch immer der alte Feuerkopf, und das Alter scheint Dich nur noch eiserner zu machen." —

„Ach, Bruder, verschone mich — und bleib' bei der Sache, wenn Du mir noch etwas sagen wolltest."

„Wie Du willst. Du hast mir als Familienhaupt einen Vorwurf gemacht, der Dir, dem ältesten Gliede des Hauses, wohl zusteht, und ich werde mich zu rechtfertigen versuchen. Um dieses zu können, muß ich Dir, so unangenehm und schmerzlich mir es auch ist, zuerst einen

Einblick in die Verhältnisse, des Hauses von Harder eröffnen, die in ihrem jetzigen Zustande, Dir, wie jedem Anderen, fremd sind, denn selbst Gertrud habe ich sie erst heute Morgens mitgetheilt.

„Erinnerst Du Dich noch, unter welchen Verhältnissen ich Hardersberg übernahm?" —

„Gut genug, Curt, denn so etwas vergißt man im Leben nicht wieder, und wir haben ja damals heimlich genug geweint, daß die Aussichten für Dich und für uns Alle so trübe waren."

„Schön, schön. Du heirateteſt aber hinweg in eine sorgenlose Stellung, und mir blieb die Sorge, mich durch die drückenden Verhältnisse hindurch zu schlagen. Ich wollte damals alles Mögliche thun, um die Zustände zu verbessern, und wahrhaftig, meine Gertrud und ich sind nicht müssig gewesen — dieses Zeugniß können wir uns mit gutem Gewissen vor Gott und Menschen geben. Wir haben gerungen und ehrlich gekämpft für die Ehre und den Glanz des Hauses, und wir hätten auch vielleicht obgesiegt, und sie mit der Zeit wieder hergestellt, — da kam die Geschichte mit Rudolf und zerstörte nicht nur das mühsam Gewonne wieder, sondern stürzte uns tiefer noch zurück, als wir vorher gestanden hatten.

„Niemand hatte es erfahren wie große Opfer ich

bringen mußte; Dir aber kann ich und muß ich es sagen, daß sie unser Ruin geworden sind.

„Schlechte Jahre, Unglücksfälle mancher Art, und die Nothwendigkeit, ein unserm Range entsprechendes Haus zu machen, ließen uns von diesem Schlage nie wieder erholen; wir sanken im Gegentheil tiefer und immer mehr — und heute gehört von Hardersberg mit Recht kein Stein mehr mir.“ —

Die Generalin stieß einen Schreckensschrei aus und starrte den Bruder wortlos an, dessen Antlitz so düster und gefurcht war — wie ein Gewitterhimmel.

„Es ist so, — wahrhaftig so!“ — fuhr er langsam fort, „und der Freiherr von Harder ist so gestellt, daß ein geringer Zufall ihn zum Banquerotte bringen kann.“ —

„Hör' auf, — hör' auf — es ist genug“ — flehte die Generalin, die das Wort Banquerott wie ein Dolchstich getroffen hatte.

„Nein!“ — erwiderte er kalt, „jetzt mußt Du Alles wissen, denn Du hast meine Handlungen gerichtet, und mußt nun auch den Muth haben, mich zu Ende zu hören. Der Freiherr von Harder ist also ein Bettler, den nur noch sein Rang und sein Name vor dem Bettelstabe schützt — er hat aber auch eine Tochter, die verheiratet werden soll, und jetzt, Frieda, nenne mir eine Familie aus

altem Adel, in die wir sie verheiraten können und die keine Aussteuer und kein Heiratsgut verlangt."

Die Generalin sann lange nach. Immer düsterer wurden die Wolken auf ihrer Stirn, immer trüber wurden ihre sonst so schönen klaren Augen, und endlich frug sie leise:

„Und Brandach?"

Hat für seinen einzigen Sohn um Anna geworben, ohne nach etwas Anderem zu fragen."

„Du hast ganz recht, er will zwischen uns, und benutzt die Gelegenheit, sich in unsere Familie zu drängen und ein altes echtes Reis auf sein grünes Holz zu pfropfen, — aber wir können es ihm nicht wehren! Denn in seinen Händen sind die größten Hypotheken auf Harдersberg, und ein Wort von ihm bringt mich auf den Bettelstab. Er ist reich, der Herr von Brandach, und ist Anna erst seine Schwiegertochter, so ist unsere Ehre gesichert, und wenn auch Hans einst nicht reich wird, so soll doch kein Flecken die Ehre des Hauses schänden, und das Stammschloß bleibt in der Familie. Brandach ist reich, sehr reich, — und Geld verleiht zwar, wie Du richtig bemerktest, nicht den Adel, aber es gibt Macht."

Der Freiherr schwieg und blickte nachdenklich zu der alten Dame hinüber, in deren Zügen ein tiefer Schmerz zu lesen war. Es zuckte und rang in ihr, als wollte sie

sich losreißen von einem lieben trauten Freunde und hinübergehen zu einem Fremden, den sie haßte und dem sie doch nicht entgehen konnte.

Und war es denn auch nicht so? — Sie war eine Anhängerin der alten guten Zeit des Adels; ihre Principien wurzelten in denen seiner Blüthezeit — und doch sollte sie sich jetzt einem neuen Prinzipe unterordnen, sollte eine Macht anerkennen, welche die größte und natürlichste Feindin des alten Adels geworden war, da sie mit ihm rivalisirte und glücklich rivalisirte, weil ihre Grundpfeiler in den Bedingungen der neuen Zeit wurzelten, die arm an Ideen und reich an Liebe zum Alten und Materiellen ist.

Die Ideen sind untergegangen und mit ihnen werden die Mächte zu Ruinen, deren Strebpfeiler in den Idealen wurzelten.

Dampfmaschinen und Eisenbahnen, Industrie und Geld, Börse und Praktischsein — sind die Sonnen der neuen Zeit, vor der die Wappenschilder des alten Adels verblaßten, welcher, überflügelt und vom Zeitgeiste überholt, selber Schattenbilder einstigen Glanzes darstellt, wie die zerfallenen Ruinen seiner Ritterburgen.

Die Generalin in der Zurückgezogenheit ihres alten Schlosses, das noch dazu in einer Gegend gelegen war, welche überhaupt noch am meisten den alten Prin-

cipien huldigte, und in die jetzt erst die neue Zeit mit ihren neuen Herrschern langsam einzudringen bemüht war, — bis jetzt noch von den Anforderungen der Gegenwart verschont geblieben und hatte sich auf ihrem Gute noch immer in den alten Träumen alten Glanzes gewiegt. — Heute aber pochte die Neuzeit stürmisch an die verschlossene Thür, und die Generalin saß starr und schreckensbleich ihren Anforderungen gegenüber.

Lange — lange — brütete sie vor sich hin, ihr zuckendes Herz begrub vielleicht die von ihren Altären gestürzten Ideale, aber sie konnte nicht anders, sie mußte es endlich doch anerkennen, was so mächtig und gebieterisch an sie herantrat, und langsam und schmerzlich erwiderte sie endlich dem harrenden Freiherrn:

„Ich muß es wohl einsehen, daß Du Recht hast, Bruder. Handle darum wie Du mußt, ich kann Deinen Gründen nichts entgegenstellen. Gott sei Dank, daß ich nicht mehr aus meinen alten Mauern herauszugehen brauche, daß ich wie eine Unke im Neste hier sitze und um die gute alte Zeit trauern kann. Ich passe nicht für die neue Zeit, und ihre Principien können nie die meinigen werden; — da ist es dann gut, daß ich nichts davon zu sehen brauche, und ehe sie sich hier in meine Wildniß versteigt, schützt mich hoffentlich die Pforte der Ahnengruft vor ihrer Berührung, die mir ein Greuel ist.“

Sie warf stolz das Haupt zurück und blickte in dem düstern hohen Zimmer umher, das ganz den Charakter des Mittelalters trug, und ein zufriedenes Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie bemerkte, daß hier noch Alles so sei, wie sie es wollte — huldigend der alten Zeit und dem alten guten Adel, dessen Wappen ihr aus einem gothischen Bogen stolz entgegenblickte.

Das Gespräch hatte eine disharmonische Stimmung erzeugt. Der Freiherr fühlte sich der Schwester gegenüber unbehaglich, deren Grundsätze er von ganzem Herzen theilte, ohne doch sie aufrecht halten zu können. Lieber einen Zweig, als den ganzen Baum, murmelten seine Lippen und eben wollte er sich mit einer neuen Auseinandersetzung an seine Schwester wenden, als ein Diener in der Livree der Generalin eintrat. Dieser war auch ein Stück alte Zeit und paßte mit seinem ernsten faltigen Gesichte genau zu dem Schlosse und dem hohen düstern Zimmer.

Mit tiefer Verbeugung präsentirte er dem Freiherrn einen Brief auf silbernem Teller, und sagte feierlich:

„Für Eure Gnaden expreß aus Hardersberg," und zog sich mit einer neuen Verbeugung geräuschlos zurück.

„Donnerwetter!" rief der Freiherr heftig, als er gelesen hatte, was mag denn da los sein!"

Hastig reichte er der Generalin den Brief, riß das Fenster auf und rief mit Donnerstimme hinab:

„Schnell mein Pferd!“

Tante Frieda las erschrocken die wenigen Zeilen:

„Lieber Curt, kehre sofort nach Hause zurück, es droht ein großes Unglück. Gertrud v. H.“

Dann blickte sie ängstlich fragend zu ihrem Bruder auf, der in höchster Aufregung im Zimmer auf und nieder rannte.

Er bemerkte die stumme Frage seiner Schwester, und sagte gepreßt: „Ich weiß es nicht, Frieda, ahne nicht, was geschehen sein kann. Leb' wohl, Alte, Du erhältst umgehend Nachricht von uns. Grüße die Anna!“

Damit war er zur Thür hinaus, ging dem eben ankommenden Pferde entgegen und sprengte einen Augenblick später durch das Thor, dem Walde und Hardersberg zu.

---

## Viertes Capitel.

### Des Sommers Todtenfest.

Endloses Rauschen und Wogen einer unabsehbaren Menschenmenge.

Der Herbst brachte noch so schöne warme Tage, zeigte sich in diesem Jahre ausnahmsweise so überaus liebenswürdig, daß er den Leuten in der Residenz bedeutend angenehmer erschien, als der entschwundene Sommer mit seiner afrikanischen Sonnengluth und seinen undurchdringlichen Staubwolken, vor denen man sich hinausgeflüchtet hatte in die Sommerwohnungen oder in die Bäder, um dort doch dieselbe Hitze wieder zu finden, und, ihr entfliehend, gelangweilt in möglichst kühl gehaltenen Zimmern zu wachen oder zu schlafen, was man schließlich, wenn man zu Hause geblieben wäre, da ebenfalls und billiger hätte haben können.

Jetzt war man in die Residenz zurückgekehrt, die

Oper hatte bereits wieder begonnen und die Wintersaison war in den Salons eingeleitet worden, während draußen nun erst wahrhaft schönes und wahrhaft wohlthuendes Wetter herrschte. Aber die Saison war einmal geschlossen, man war wieder eingezogen in den Winter, und konnte doch den paar schönen Tagen zu Liebe, die allerdings verlockend genug waren, nicht noch neue Reisen und Ausflüge beginnen.

Da faßte ein speculativer Wirth die kühne Idee, dem vorgeschriebenen Winter und der Oper zum Trotz noch ein letztes großes Sommerfest zu veranstalten, um den Sommer mit allem Glanze zu Grabe zu tragen.

Die Idee fand überall Beifall. Doch war Eile von Nöthen, denn mit jedem neuen Tage konnte die außerordentliche Vergünstigung des Wetters einen grausen Umschlag nehmen, und mit Nordwind, Schneegestöber und Eiszacken der Speculation und Vergnügungssucht Hohn sprechen, und dann auch die Concurrenz ist in der Residenz groß.

Deßhalb war Alles mit gebieterischer Eile betrieben worden, alle Anstalten so glänzend als möglich getroffen, und heute sollte das Fest sein, und zwar an einem Wochentage, da man bis zum Sonntage dem nicht contrahirten Frieden nicht recht trauen mochte.

Das Programm war ein äußerst reiches: Concert, Tafel, noch einmal Sommertheater und endlich italienische Nacht mit Brillanterleuchtung und solennem Feuerwerk.

Endloses Rauschen und Wogen strömender Vergnügungslustiger, die im farbenreichsten Putze herbeieilten, den Sommer glänzend zu Grabe zu tragen.

Die haute volée zu Wagen und zu Pferde, wie der Bürger bescheiden zu Fuße, eilten reich und freudig herbei, und der Himmel begünstigte das Fest mit dem herrlichsten Wetter.

Die ganze Residenz war auf den Füßen, und nicht am Festorte nur, nein, auch in allen Straßen und auf allen Promenaden wimmelte es von geputzten Schaaren vergnügungslustiger Residenzler.

Aus der Speculation war ein allgemeines Volksfest geworden, und es herrschte überall eine Lust und Aufregung, die Niemanden im Hause litt.

Alles lockte aber auch hinaus! Der Tag war warm, doch nicht heiß, der Himmel heiter und lichtblau; Staub gab es nicht, und das war eine große Seltenheit, denn es hatte am Tage vorher etwas geregnet — wer hätte da widerstehen können?

Hans von Harder kam nach Tische zu Signora Corrado, die vom Fenster aus in das lebhafte Straßen-

gewühl hinabschaute. Sie hatte bereits Toilette gemacht, und Hans sah ihr die Lust an, bei dem allgemeinen Jubel auch ein wenig hinaus zu strömen und den letzten Lebensabend des diesjährigen Sommers zu genießen.

Die Signora fürchtete nichts mehr, als den deutschen Winter mit seiner oft ungebührlichen Strenge und seinem wechselnden Ungemach. Da war sie unglücklich und lebte eingezogen wie eine lichtscheue Spinne.

Hätte sie nicht die Oper gebunden, und ihr Contract sie gerade zum Winter an die Residenz gefesselt, sie würde bei seinem Nahen stets entflohen sein, und hätte in den sonnigen Fluren ihrer schönen Heimat Schutz und Hilfe gesucht vor dem strengen Tirannen. Da dies jedoch nicht anging, so hüllte sie sich in ihre Pelze und träumte in wohlgeheizten Zimmern, denen jeder Luftzug sorgfältig fern gehalten werden mußte, von den Orangenhainen ihrer Heimat. Im Winter fuhr sie auch fast nie weiter aus, als nach der Oper, sonst lebte sie nur der Kunst und pflegte ihr Maler- und Dichtertalent, die sie im Sommer gewöhnlich Brache liegen ließ.

Aber heute war es noch nicht Winter, heute lachte noch der Sommer, und der Himmel strahlte im reinsten Blau, wie der des bella Italia.

Sollte das die Signora nicht hinausziehen, konnte sie da ruhig im Zimmer sitzen, wenn Alles unter ihr

wogte und strömte, als wäre es nicht Herbst, sondern Carneval?

Sie hatte bereits Toilette gemacht und sehnsüchtig auf Hans gewartet, der, als er eintrat, in ihren Augen auch sofort den Wunsch las, hinauszuströmen und mit dem Strome der allgemeinen Freude mitzutreiben.

„Willst Du?“ frug er mit verständnißvollem Lächeln.

„Ob ich will. Ich habe schon längst auf Dich gewartet, um Dich mit meinen Bitten zu bestürmen. Nun ist's nur gut, daß auch Du willst“ — erwiderte sie fröhlich, und schon klang die silberne Glocke und rief die neue Zofe herbei.

„Meinen Wagen, aber recht schnell!“ rief sie ungeduldig und eilte selber nach Mantille, Hut und Sonnenschirm.

„Du hast es ja ordentlich eilig, Marie, lockt Dich denn der wilde Strom so sehr?“ — frug Hans, erstaunt über die ungewohnte Beweglichkeit der Signora.

„Der Strom auch, ja, — und der Himmel, das Wetter, der ganze Tag lockt mich, und ich möchte ihn gern noch ein paar Stunden lang genießen, bevor ich in die Oper muß. — Wer die nun wohl heute besuchen soll, wo in allen Straßen Carneval herrscht, und unsere

Stimmen gar das Gewühl der Menschen nicht übertönen werden, deren Lust ja ganz ausgelassen ist."

„Ich dachte mir Deinen Wunsch wohl und habe darum mein Pferd gleich nachführen lassen.

„Da kommt es eben an, und Dein Wagen wird auch nicht mehr weit sein. Bist Du bereit?" —

„Ja, ja, komm nur, Hans, wir wollen eilen, denn an solchen Tagen läuft die Zeit noch einmal so schnell als sonst."

Und Hans' Arm ergreifend, schritt sie schnell mit ihm hinaus und die Treppe hinunter.

Hans von Harder ging kräftig mit ihr. Man merkte ihm von seinem Unfalle nichts mehr an, auf dessen Ursache er sich zum Leidwesen des Majors von Welling noch immer nicht hatte besinnen können, und Gang und Haltung hatten die ganze Elasticität von früher wieder gewonnen.

Er hatte sich sehr schnell erholt, — und wenn auch der alte Hofrath noch immer Schonung und Vorsicht anempfahl, wollte doch Hans nicht viel mehr davon wissen, und bemühete sich ehrlich, nachzuholen, was er auf seinem wochenlangen Krankenlager am Leben versäumt hatte.

Der Signora widmete er eine Zärtlichkeit, wie

noch nie, und sie hatte sich durch seine Pflege auch wohl ein Recht darauf erworben.

Er nannte sie seine Braut und hätte es schon ihrem Rufe gegenüber für seine Pflicht gehalten, sie zur Freifrau von Harder zu erheben, selbst wenn er sie nicht so zärtlich geliebt hätte. Denn jetzt, da sie ihn so treu gepflegt, so offen sich zu ihm bekannt und an seinem Schmerzenslager die schwersten Stunden mit ihm getheilt hatte, hätte ihr Ruf auch bei dem Vorurtheillosesten leiden müssen, wenn nicht ein bindendes Verhältniß an das Licht trat.

Und es sollte an das Licht treten, sobald Hans Urlaub erhielt und nach Hause reisen konnte, um bei seinen Eltern die Erlaubniß zu seiner Verlobung mit der Sängerin zu erwirken. Wie ihr Verhältniß jetzt sich gestaltet hatte, mußte er bald entscheidende Schritte thun. Denn h er hatte sich jetzt mehr als Freundschaft offenbart, die man der Künstlerin wohl zu verzeihen geneigt ist, und nie hätte Hans es geduldet, daß nur ein Schein von einem begründeten Flecken auf dem engelreinen Rufe der Signora hafte, den er selber so treu und werth hielt, wie das Licht seines Auges.

Sie war ihm in ihrem langen Verhältnisse das liebendste, aber auch das reinste Weib gewesen — und er achtete sie als solches über Alles, wie er sie auch von

Anderen geachtet sehen wollte — und das war jetzt nur noch zu erzwingen, wenn sie öffentlich seine Braut ward.

Der Gesellschaft dagegen war er der heiterste und vergnügungslustigste Cumpan, der kein Amusement verschmähte. Er hatte mit Brandach noch nie ein Wort über den nächtlichen Vorfall gewechselt, und hielt auch ihm gegenüber das Märchen seiner Gedächtnißschwäche aufrecht, mit dem er den Hofrath und Major, wie die ganze Welt foppte. Mit Dr. Jeannot dolmetschte er auf das Gefälligste französisch, da dieser es zuweilen liebte, gebrochen deutsch und halb französisch zu reden, weil solcher Dialect interessant sein und interessant machen soll — obgleich er recht wohl und ganz perfect deutsch sprechen konnte; und bei Silbermann hatte er bereits eine zweite Soiree besucht, worüber der alte Banquier sammt Fräulein Tochter im Freudenhimmel ihrer spanischen Luftschlösser eine Stufe höher gestiegen waren.

Mit einem Worte, Hans von Harder lebte — und holte mit gewissenhafter Sorgfalt nach, was er auf seinem Krankenlager am Leben versäumt hatte. —

Endloses Rauschen und Wogen einer unabsehbaren Menschenmenge — und sie mitten darinnen zu Wagen und zu Pferde. Sie konnten nur langsam vorwärts kommen, wenn sie nicht mit andern Equipagen ca=

ramboliren, oder Menschen überfahren und überreiten wollten, die ebenfalls doch nur zu dem Zwecke gekommen waren, der auch sie hergeführt hatte, — fröhlich zu sein und den schönen Tag zu genießen.

Und die Signora war fröhlich und lachte wie ein Kind. Sie liebte von ihrer Heimat her das laute, sich treibende Menschengewühl und konnte sich nicht satt sehen an der bunt geputzten Menge, deren Trachten allerdings mit den einfach reizenden Costümen der bella Italia wenig gemein hatten.

Aber sie waren doch fröhlich wie dort, und die Signora liebte die Heiterkeit und hätte sich gern immer unter lachenden Menschenkindern und fröhlichen Gesichtern bewegt. Eine kleine Abwechselung, ein plötzliches Aufbrausen und tobendes Zorngewühl mit lauten Flüchen, Faustschlägen und blitzenden Messern — das schnell entsteht und eben so schnell vergessen ist, wie ein südliches Gewitter, hatte ihrer Gemüthlichkeit dabei nie Abbruch gethan, denn das gehörte nun einmal zu einem italienischen Feste, und würde sie auch hier in der nordischen Residenz mehr verwundert als erschreckt haben.

Langsam — endlich, immer langsam, kamen sie dem eigentlichen Festorte näher, von dem aus durch

das Menschen- und Stimmengewühl hindurch, ihnen einzelne Laute der Musik entgegenschallten.

Aber so schnell es auch gegangen war mit dem Arrangement des Festes, war doch der unternehmende Wirth nicht der einzige Freudenspender des Tages geblieben. Eine Menge Buden mit allen möglichen Gewerk-Panoramen, Zaubercabinette, Circus für athletisch-herkulisch-plastische Darstellungen, Affentheater, Caroussels u. s. w. wetteiferten treulich mit ihm fremde Börsen möglichst schnell zu leeren.

Hier war die Natur Nebensache, hier gab es nur Getöse, Gewühl und die kreischenden Stimmen der lockenden Speculanten.

Drinnen, im Garten des Wirths, schien es zwar sehr voll zu sein, aber doch weniger toll herzugehen, und die Signora und Harder ließen Wagen und Pferde in Obhut der Diener zurück, und versuchten nach dem Garten vorzudringen.

Das beim Zudrange schnell erhöhte Entrée hatte die Volksmassen etwas abgehalten, und man fand im Garten fast nur die haute volée um weiße Tische geschaart, im Freien, unter Bäumen oder in grünenden Lauben, und die beiden Neukommenden fanden bald Bekannte, die ihnen bereitwillig Plätze reservirten, deren sie jetzt noch nicht bedurften.

Sie machten einen Gang durch den Garten und begegneten gleich zuerst die Räthin Rosen mit ihrem Sohne Johannes, der es sich nicht hatte nehmen lassen, seine Mutter heute hier herzuführen. Seitdem dem armen Jungen das Glück so freundlich gelächelt hatte, war er ganz umgewandelt, und sein Wesen war durch das geweckte Selbstbewußtsein und Vertrauen auf sich und seine Kraft so vortheilhaft verändert, und alle Blödigkeit und linkische Befangenheit so gänzlich verschwunden, daß man Mühe hatte, in dem sicher auftretenden jungen Manne den Johannes aus dem Dachstübchen wieder zu erkennen, welches die Beiden in edler Bescheidenheit noch immer nicht verlassen hatten.

Die Protection des Prinzen Xaver, deren Kunde Herr Dankbar als speculativer Verleger schnell genug in der eleganten Welt verbreitete, hatte dem jungen Dichter ein reges Interesse gewonnen, und seine in Dresden erschienenen Gedichte, die Se. Durchlaucht öffentlich als etwas Bedeutendes empfohlen und sogar Ihrer Majestät überreicht hatten, fanden bedeutenden Absatz. Man erwartete nun mit Sehnsucht die neue noch bedeutendere Dichtung, von deren Schönheiten Herr Dankbar mit vielem Vergnügen erzählte, und deren Druck er mit größter Schnelle betreiben ließ.

Das tragische Geschick des jungen Mannes und

die edelmüthige Rettung durch den Prinzen waren bald in allen Kreisen besprochen worden, und weil die elegante Welt gewöhnlich gern zu Extremen geneigt ist, sah sich der erst so tief Verachtete jetzt von allen Seiten mit Aufmerksamkeit überhäuft. Er erhielt Einladungen, die er jedoch nur selten annahm; überall ward ihm Lob und Protectionszusicherung, und so weit ging der Enthusiasmus der guten Residenzler für den Protegé des Prinzen Xaver, daß alle Häuser der haute volée, in denen Bamberg Musikunterricht ertheilt hatte, ihn ungnädig entließen, da sie seine Handlungsweise gegen den armen Rosen, die Prinz Xaver als schmählich bezeichnet hatte, von ganzem Herzen verabscheuten.

So konnte Johannes mit seinem Schicksalswechsel sehr zufrieden sein, und nachdem er Harder und der Signora in flüchtigen Umrissen davon erzählt hatte, dankte er diesem noch einmal, da er ihn als den eigentlichen Begründer seines Glückes betrachtete — und schon wurden sie auch durch immer neu andringende Wogen auseinander gerissen. Ein freundlicher Gruß noch hinüber und herüber, und beide Parteien zogen weiter.

Da war eine lange Tafel, fast ganz mit Officieren besetzt.

Diese sahen das Paar langsam herankommen, sahen

die heiteren Blicke der Signora, die sich nun einmal heute so wohl und glücklich fühlte, sahen Alle, wie sie schön war, und beneideten den Glücklichen, an dessen Arme sie so strahlend und stolz einherschritt, wie es eben nur Künstlerinnen können, die es gewohnt sind ein bewunderndes Publikum vor sich zu sehen. Der Neid der weniger Begünstigten rief höhnische und spitzige Bemerkungen auf ihre Lippen, deren Folgen frivoles Lachen und neues Beobachten des Paares waren. Diese aber, viel zu unbefangen sich hier als Stichblatt frivoler Witzeleien zu wähnen, sahen oder beachteten es gar nicht, sondern kamen langsam näher und näher, und gingen endlich vorüber.

Harder grüßte die meist befreundeten Kameraden unbefangen wie immer; die Signora aber warf, da Niemand sich erhob sie zu begrüßen, nur einen kurzen gleichgiltigen Blick nach dem Tische hinüber, und dieser wurzelte an dem höhnischen Lachen eines Einzigen, der nicht Militär war und doch mitten unter den Officieren saß.

Ein greller Schreck durchzuckte sie; sie hatte dieses ihr unvergeßliche Gesicht erkannt, und Hans wandte sich erschrocken um, da ihr Arm in dem seinigen erbebte.

Doch schon hatte die Signora ihre Fassung wieder gewonnen, das Lächeln kehrte auf ihre Lippen zurück, und lächelnd auch beruhigte sie den zärtlich Besorgten um den Gegenstand ihres thörichten Erschreckens.

„Es war nichts, Geliebter,“ flüsterte sie, immer lächelnd, „ich sah nur Jemand schwanken und fürchtete einen Fall;“ — in ihrem Innern aber tobte flutende Bewegung, und Flammen der Erregung spie'ten auf ihren Wangen.

Was will das Gespenst der Vergangenheit, das drohend und höhnisch vor ihr aufsteigt, nachdem sie es längst begraben meint, und nur noch die Erinnerung daran und den Rachedurst im Tiefsten des Herzens verborgen hielt?

Hatten die neidischen Geschicke ihr armes Glück bemerkt und beschworen sie die Geister der Hölle herauf es zu vernichten? Sollte sie vor dem Hafen noch stranden und auf der letzten Stufe noch zurücksinken in die Nacht der Schande, die sie für immer begraben geglaubt, und die sie nur noch hatte rächen wollen?

Sollte sie noch immer nicht glücklich werden dürfen, nachdem sie so viel gelitten; sollte das Verhängniß ihrer Jugend ihr Verhängniß bleiben und sie zurückreißen dürfen von den Pforten Eden's? Höhnend das mühsam errichtete Gebäude ihres Glückes wieder vernichten und

den Schleier von der Vergangenheit hinwegreißen dürfen, um ihre Ehre der Verachtung preiszugeben? Sie waren weiter geschritten, aber sie sah und hörte nicht mehr, — sie lächelte nur noch und zwang sich heiter zu scheinen, um Hans nicht auf ihre Erregung aufmerksam zu machen.

Sie gingen weiter und kamen dem Ausgange wieder nahe, an dem eben neues Gedränge entstand.

Die Officiere hatten sich erhoben und umringten eine eben ankommende Gruppe, für die sie eifrig um Plätze und Bequemlichkeit zu sorgen suchten. Hans erkannte Welling's, bei denen er seit seinem Genesungsbesuche nicht wieder gewesen war.

Dr. Jeannot, der Hausfreund, der nunmehr festen Fuß im Hause des Majors gewonnen hatte und schon allgemein als Verlobter Eugenien's galt, hatte dieser den Arm geboten, der Major führte seine Gemalin, und die Officiere folgten mit spöttischen Blicken auf das ihnen entgegenkommende Paar.

Dieses Begegnen war für Harder sehr unangenehm, doch ließ es sich ohne Aufsehen zu erregen nicht mehr vermeiden, und sie mußten an einander vorübergehen.

Wiederum erzitterte der Arm der Signora, als ihr Blick auf das spöttische Lächeln des Dr. Armand Jeannot's fiel, — wiederum aber faßte sie sich, und

schritt an Harder's Seite stolz den Begegnenden vorüber, während dieser tief und ehrfurchtsvoll grüßte.

Harder hatte auch jetzt die lachenden Gesichter der Officiere nicht beachtet, die ihre Blicke keck auf die Signora richteten; — wohl aber hatte diese sie bemerkt, und solche Rücksichtslosigkeit von Leuten, die sonst schmachtend zu ihren Füßen gegirrt hatten, nach einem Blicke, einem Lächeln von ihr haschend, — ließ auf's Neue ihre Befürchtungen wach werden.

Ihr geängstigtes Mißtrauen sah im Neide Verrath und fürchtete das Aergste. Sie kannte Hans — und mußte von Armand's Verrathe Alles fürchten.

Er würde dem Stolze seiner Familie trotzen und sie einführen in das Schloß seiner Ahnen, wenn sie auch Alle widerstrebten, — das wußte sie, denn er war ein Ehrenmann; — aber auch an ihrer Ehre durfte kein Makel sein — und deßhalb fürchtete sie.

Die Lust am Feste war ihr schnell vergangen, und sie bat um Rückkehr.

„Bist Du schon gesättigt, Du kleine Vergnügungssüchtige?“ fragte er neckend.

„Ja, ach ja! das Gewühl wird mit der Zeit unerträglich und dann glaube ich auch, die Opernstunde naht, und ich muß große Toilette machen.“ —

Bald hatten sie Wagen und Pferde erreicht und

drängten sich auf's Neue durch das Gewühl der Straßen, in denen noch immer ein endloses Rauschen und Wogen herrschte. Die guten Residenzler konnten des Guten nicht genug bekommen, und Alles, was bis jetzt noch zu Hause und gezwungen gewesen war, am Tage dem Vergnügen zu entsagen, eilte nun um so begehrlicher hinaus, um die Brillantbeleuchtung und das Feuerwerk nicht zu verpassen.

Hans begleitete die Signora nach Hause, — denn in die Oper wollte er nicht gehen, übergab dann seinem Diener das Pferd und kehrte noch einmal zu Fuße nach dem Festorte zurück.

Welling's hatten den Garten ebenfalls bald wieder verlassen, und die Officiere saßen wieder auf ihrem alten Platze, der Franzose mitten unter ihnen.

Es waren manche Bekannte von Hans dabei, Sandow, Rauperg, Brandach und Andere, mit denen er meist die lustigen Gesellschaften theilte, und er setzte sich auch jetzt zu ihnen, — um wie sie, dem edlen Champagner zu huldigen.

Die meisten waren schon etwas erheitert und Dr. Jeannot sprudelte unaufhörlich witzige Einfälle über den Tisch und sprach dabei einen Dialect, der, wenn gebrochen deutsch-französisch interessant ist, sehr interessant sein mußte.

Auch Hans war ungewöhnlich heiter, und die Unterhaltung bald ungeheuer en vogue. Die gewöhnlichen Staatsereignisse des edlen Officierstandes — und der konnte während der ihm zugemessenen Zeit doch eigentlich recht viel erleben — bildeten den Grundton der Unterhaltung, und besonders war es Harder's glückliche Liebe, die viele preisende Zungen fand.

Harder war längst an das Wesen seiner Cameraden gewöhnt und ging in ihrem Tone darauf ein.

„Ein famoses Weib bleibt sie doch — ganz famos," docirte Sandow mit unnachahmlichem Pathos.

„Auf Ehre! Sandow hat recht, wie immer," bestätigte Rauperg, dessen Ansicht stets der Schatten von der seines Freundes war.

„Und nicht blos ein schönes Weib," — fügte Hans warm werdend hinzu, „sondern auch ein Engel an Liebenswürdigkeit und Güte, wie ich es in meiner Krankheit kennen gelernt habe, und ein Engel an Tugend und Reinheit obenein." —

Ein spöttisches Lachen des Franzosen unterbrach Harder's Lobrede, und als er sich verwundert zu dem Lacher hinwandte, — rief dieser lustig: „Ein Engel an Reinheit und Tugend — Signora Corrado! — Ha haha! baron, dieu soit pour votre confiance!"

Nicht nur Hans, sondern auch die übrigen Officiere

blickten erstaunt auf den Sprecher, der so heftig mit Beleidigungen um sich warf, welche, wie sie Alle wußten, Harder niemals sitzen ließ.

Diesem stieg auch bereits der Zorn in's Gesicht und hitzig rief er: „Herr Dr. Jeannot, bedenken Sie gefälligst was Sie sprechen.“ —

„Alles bedacht!“ entgegnete dieser, der noch immer mit seinem Lachen kämpfte, „Alles bedacht!“ —

„Sie beleidigen eine hochgeachtete Dame.“ —

„Hahaha!“

„Die ich speciell hochachte, Herr Doctor, und ihrer Tugend wegen verehre.“

„Hahaha — Tugend und Reinheit — —“

„Zum Teufel, Doctor — nehmen Sie au moment Ihre unsauberen Worte zurück; — Sie beleidigen meine Braut!“ — —

„So — so — das thut mir leid — aber — und wenn sie Ihre Schwester — wenn sie Ihre Frau wäre — was ich gesagt habe, habe ich gesagt.“

„Donnerwetter, Franzos, wagen Sie es nicht länger diese Dame besudeln zu wollen! — Sie sind ein Ehrloser, ein erbärmlicher Wicht! Da haben Sie auf echt deutsch meine Meinung, und ich denke, Ihre welschen Ohren werden es wohl verstanden haben. Sind

Sie ein Mann von Ehre, so geben Sie mir Ihre Antwort mit einer Kugel zurück!" —

„Cent miles donneres! — ja ick werden — ich werden Ihnen donner meine Antwort mit ein balle de pistole, und wenn Sie seien sterbend, — ick werden Sie zum Troste auck mitgeben das Beweiß, daß ick aben geabt recht!"

„Es ist gut so — wir sind dann vorläufig mit einander fertig! Sandow, Du wirst wohl aus alter Freundschaft mein Secundant bei dem Handel, veranlaßt und ordnest das Nöthige und benachrichtigst mich davon. — Ich werde heute Abend zu Hause sein. — Guten Abend, meine Herren." —

Und stolz aufgerichtet, in bester Haltung, schritt er durch den Garten, dem Ausgange zu. Seine Cameraden sahen ihm freundlich billigend nach, denn so sehr sie ihn auch in seinem Verhältnisse zur Corrado beneiden mochten, fühlten sie sich doch als Officiere Alle in ihm beleidigt, und die meisten hörten kaum noch die letzten stolzen Worte des Franzosen, so eilig gingen sie von dannen.

„Ick werden ihn hinschießen, wie einen Hund! Er ist um das Vergnügen, das man von Zeit zu Zeit abfühlt, einem Liebhaber eifersüchtik."

Als sein Lachen verklang, sah er sich mit Brandach

und Sandow allein, der das Nöthige mit ihm bereden wollte.

Brandach erklärte sich bereitwillig als Secundant des Franzosen.

---

## Fünftes Capitel.

### Im Hölzchen.

Dem schönen Herbsttage war ein kühler Morgen gefolgt, welcher alle Zeichen des Herbstes zur Schau trug. —

Der Himmel war bewölkt, die Luft feucht und an den Grashalmen und Blättern der Bäume hingen dicke Tropfen — man wußte nicht, ob Regen oder Thau.

Da fuhr ein Wagen dem Hölzchen zu, in dessen verschlossenem Innern zwei Officiere saßen. Es waren Harder und Sandow, welch' Letzterer sich gestern Abend noch mit dem Secundanten des Dr. Jeannot geeinigt und darauf Harder mitgetheilt hatte, daß sie sich am nächsten Morgen Früh um sieben Uhr im Hölzchen schießen sollten.

Sandow hatte Harder die Hochachtung aller seiner Cameraden ausgedrückt, die ihm den besten Ausgang des Duells und völlige Genugthuung wünschen ließen.

Die siebente Stunde war nahe, und der Wagen, der die Beiden dem blutigen Werke entgegen führte, rollte so eben in das Hölzchen ein und hielt gleich darauf in der Nähe eines lichten Platzes still. Wenige Minuten später hörte man auch auf der andern Seite einen Wagen, und die beiden Parteien trafen auf dem Plane zusammen.

Jeannot und Brandach hatten einen Arzt mitgebracht, der sich höflich an Harder wandte, und ihm für den Fall, daß er verwundet würde, seine sorgfältigste Hilfe zusicherte. Harder dankte ihm und ging ruhig auf und nieder. Jeannot machte es eben so, und der Arzt wandte sich nun an die Secundanten, die mit militärischer Genauigkeit den Platz abmaßen, die Zeichen steckten und die Waffen untersuchten.

Kann es etwas Peinlicheres geben, als die Vorbereitungen zu einem Duell? — Da wollen sich Zwei gegenüber stellen und die Wirkung ihres Schusses soll entscheiden, wer von Beiden Recht oder Unrecht hatte. Befleckte Ehre fordert Blut! Das sagt der Ehrenmann, dessen gediegener Charakter und eiserner Sinn auch die geringste Beleidigung nicht ertragen kann, und da er zu anständig ist, den Frechen zu züchtigen, und zu stolz, dem Gerichte seine Ehre und ihre Reinigung anzuvertrauen — so fordert er ihn und stellt sich der Kugel

eines ihm vielleicht weit überlegenen Gegners gegenüber — er, der in seinem Leben kaum schon einmal ein Pistol im Scherze abgedrückt hat. Der Ausgang ist in den meisten Fällen vorauszusehen: der Beleidigte rettet seine Ehre durch den eigenen Tod — und läßt vielleicht eine Familie in Elend und Jammer zurück.

Befleckte Ehre fordert Blut! — sagt aber auch der Händelmacher oder der Raufbold, dessen Renommé alle vier Wochen durch ein glückliches Duell aufgefrischt werden muß. Seine Kugel fehlt nie, und seine Entschlossenheit ist eisern, denn er kann im schlimmsten Falle nur fallen, und dabei verliert er und Niemand etwas. Aber er fällt nicht so leicht, denn seine Hand ist fest und sein Auge sicher — und seine Routine im Erlegen des edelsten Wildes nennen die Cumpane Bravour. Seine Tollkühnheit überhäuft ihn in ihren Augen mit Ehre und Achtung, während Witwen und Waisen ihm fluchen, deren Gatten und Väter er erst muthwillig in Händel verwickelt, zum Duell gezwungen, und dann „ehrlich" erschossen hat.

Das Duell ist nicht zu vermeiden. Es ist ein Gottesgericht zwischen Ehrenmännern, und wenn es gleich vom allgemeinen Standpunkte nie gebilligt werden kann, so kann sich ihm doch ein Mann von Ehre nicht entziehen. — Aber dennoch, könnte man es ihm verdenken,

wenn er sein Leben der Kugel Mordlustiger verweigerte, die zuweilen ein Duell pour plaisir nothwendig haben, wenn er, an Frau und Kinder gedenkend, solche Anforderungen zurückwiese?

Würde man es wirklich Feigheit nennen können? Kann überhaupt das Ungefähr eines Pistolenschusses über die Ehre entscheiden? — Diese Fragen schweben lange schon unentschieden in der Wage des Weltgerichts, und man beugt sich der Nothwendigkeit, die nun einmal das Duell bedingt, und kein Mann verweigert es, wo es die Ehre fordert — oder fordern soll.

Die Secundanten hatten ihr Geschäft beendet, den Plan abgesteckt, die Waffen geprüft und geladen, und machten nun, ihrer Pflicht gemäß, die gewöhnlichen Vermittlungsversuche, welche natürlich auf beiden Seiten ohne Erfolg blieben.

„Zur Sache, meine Herren!“ rief Harder mit lauter und ruhiger Stimme, und warf seinen Mantel ab; der Franzose tändelte auf der andern Seite auf und nieder, trieb dicke Wolken aus seiner Cigarette und zuweilen tönten einzelne Klänge eines Chanson zur andern Partei herüber.

Der Arzt hatte sein Besteck und alle Arten Verbandzeug am Boden ausgebreitet, um, wo es nöthig sein würde, sofort zur Hand zu sein. Der Augenblick

war da, und die Secundanten hielten die Waffen bereit, um sie den Gegnern zu überreichen.

„Sandow," sagte da Harder zu seinem Secundanten mit so klarer und ruhiger Stimme, als ob sie auf dem Exercierplatze und nicht auf einem Felde des Todes ständen, das voraussichtlich nur Einer der beiden Gegner lebend verlassen durfte — „Sandow, wenn ich falle, findest Du in meinem Portefeuille eine Summe in Banknoten und mehrere Briefe. Ich rechne darauf, daß Du dieselben richtig besorgst, — das Geld kannst Du mit Post an meinen Vater senden. Wirst Du?" —

„Soll Alles famos besorgt werden, auf Ehre! Doch Du siehst mir gar nicht aus, wie fallend, Harder! So ruhig und energisch wie Dich sah ich noch niemals Einen der blauen Bohne gegenüber treten."

Da schlug es sieben Uhr.

„C'est le temps, messieurs!" — rief der Franzose, warf nachlässig seine Cigarre zu Boden und stellte sich an seinen Platz, zugleich die Waffe aus der Hand des Secundanten nehmend.

Er hatte den ersten Schuß. — Die Secundanten traten zurück — Eins — Zwei — Drei — das Pistol krachte — eine Rauchwolke versperrte einen Augenblick lang die Aussicht — und als sie verflog — sah man Harder stolz und unverletzt dem Gegner gegenüberstehen.

Die Kugel war über Harder's Schulter hin in einen Baum geflogen, von dem sie einige Splitter weggerissen hatte. —

„Diable!“ murmelte erbittert der Franzose, und sein übermüthiges Lächeln erstarrte. Das hatte er nicht gehofft, oder vielmehr nicht gefürchtet, und nur die Hoffnung, daß der „deutsche Tölpel“ ebenfalls fehlen würde, gab ihm wieder einigen Muth. Wiederum traten die Secundanten zurück, Jeannot warf sich in eine nachlässige Stellung, à la Napoleon, und erwartete lächelnd den Schuß seines Gegners.

Eins — Zwei — klang wiederum das Zählen des Secundanten — Drei! — Harder's Schuß krachte, ein leiser Aufschrei ward gehört, und als der Pulverdampf verflog, sah man den Franzosen in seinem Blute liegen.

Die Kugel war ihm mitten durch die Brust gegangen, und der Arzt, welcher schnell zur Hand war, machte den hinzuspringenden Secundanten ein Zeichen, daß es gleich vorüber sein werde.

Niemand hatte darauf geachtet, daß, als der zweite Schuß fiel, sich drüben der Wagen Jeannot's geöffnet und ein Knabe vorsichtig ängstlich herausgeblickt hatte.

Als er den Franzosen am Boden liegen und

die Anwesenden um ihn beschäftigt sah, eilte er angstvoll näher und stürzte plötzlich bei dem Sterbenden nieder, mit lautem Angstruf seine Hand erfassend.

„Was machst Du, Vater, Du blutest ja! — Vater, steh doch auf! — Ach, meine Herren, helfen Sie doch meinem armen Vater, er wird so bleich — o mein Gott! helfen Sie doch, er stirbt!“

Die Anwesenden sahen erstaunt auf den wunderholden Knaben, dessen auffallende Schönheit und sorgende Angst ihm sofort jedes Herz gewannen. Niemand, selbst Brandach nicht, hatte ihn bis jetzt bei dem Franzosen gesehen, und Alle blickten gespannt zu dem Sterbenden, auf dessen Lippen ein letztes Lächeln schwebte.

„Leb' wohl, Hugo, grüß' Deine Mutter und vergiß Deinen Vater nicht!“ —

Dann ward sein Lächeln höhnisch und die Freude, mit dem letzten Lebenshauche noch schaden und den Gegner demüthigen zu können, leuchtete ihm aus den brechenden Augen.

„Sie haben gesiegt, Baron de Harder, empfangen Sie nun mein Vermächtniß und mit ihm zugleich den versprochenen Beweis für meine Behauptung. Hier haben Sie meinen und der Signora Corrado Sohn, — und ich glaube — die sprechende Aehn-

lichkeit macht alle weiteren Beweise nutzlos. — Bringen Sie den Knaben zu seiner Mutter — Ihrer Braut, Baron!“

„Hahaha — verfluchtes Geschick! wenn Gott gerecht wäre, läge ich nicht hier und ginge par force zum Teufel. Hahaha!“ —

Ein letztes höhnisches Lachen drang von seinen Lippen, — krampfhaft griffen die Hände nach dem Herzen, dem das Blut in Strömen entfloß; ein letzter Seufzer noch — ein kurzer Kampf und der Sterbende hatte ausgerungen.

Bleich und starr lag er da, mit Blut übergossen, die blutigen Hände über dem Herzen geballt, und seine Lippen hielten selbst im Tode noch das höhnende Lächeln fest, mit dem er aus dem Leben geschieden war.

Dr. Jeannot war todt, und: „Fort, schnell fort!“ riefen die Secundanten dem Sieger zu, drängten ihn, den halb Betäubten, zum Wagen und trieben den Kutscher zur Eile an. „Nach der nächsten Eisenbahnstation!“ befahl Sandow, und der Wagen flog davon.

Die Leiche ward in den andern Wagen gebracht und der Arzt geleitete sie in eine Klinik. — Brandach aber und Sandow gingen langsam nach der Stadt zurück.

Brandach führte den schönen Knaben an der

Hand, der bitterlich weinte und nur mit Mühe zum Mitgehen zu bringen war, da er durchaus bei seinem Vater bleiben wollte. Da Harder fort war, um seine Freiheit in Sicherheit zu bringen, wollte Brandach das Vermächtniß des Todten erfüllen und den verwaisten Knaben zu seiner Mutter bringen.

---

## Sechstes Capitel.

Wetterschläge.

---

### Erstes Bild.

Signora Corrado hatte sich soeben erst vom Schlummer erhoben und saß im reizendsten Negligée auf dem Divan ihres Boudoirs.

Wie die meisten Künstlerinnen, liebte auch sie besonders den Morgenschlummer und hatte ihm nach der anstrengenden Oper auch heute gehuldigt. Nun lag sie wieder auf der Ottomane, blätterte in den neu erschienenen Journalen und nippte zuweilen von dem aromatischen Morgentrank, den ihre Zofe soeben gebracht hatte.

Sie dachte mit Wohlbehagen an den vergangenen Tag zurück und an das lebenvolle Fest mit seinen Menschenwogen, das ihr so viel Vergnügen be-

reitet hatte, und selbst die drohende Erscheinung Armand's schien ihr heute minder gefährlich, da sie ihn ja in Welling's Begleitung gesehen hatte. Er konnte sie nicht compromittiren, ohne sich selber diesen Damen gegenüber in Calamität zu bringen, und dann, warum sollte er es auch wollen? —

Hatte er sie nicht einst geliebt? — Wer einmal geliebt hat, kann nicht boshaft sein, und sich zu rächen hatte e r ja kein Motiv.

So hatte sie sich in eine gewisse Sicherheit hinein philosophirt, und weilte mit ihren Gedanken wohlgefällig bei der letzten und größten Freude des gestrigen Tages, bei ihrem Triumphe in der Oper.

Sie hatte in der „weißen Dame" gesungen, gesungen wie noch nie. Die Spazierfahrt hatte sie merkwürdig erfrischt, und ihre Stimme klang rein und voll wie Silberglockenton. — Das trotz des Festes zahlreiche Publikum war außer sich vor Entzücken, Prinz Xaver warf ihr einen Lorbeerzweig auf die Bühne, und der Beifall wollte kein Ende finden.

So war die Signora lange nicht mehr begrüßt worden, und sie bedauerte nur, daß Hans nicht in der Oper gewesen war, um ihren Triumph zu sehen und zu theilen. Heute noch spielte das stolze freudige Lächeln um ihre Lippen, mit dem sie gestern aus der

Oper gefahren war, und ihr Herz schwoll höher in Stolz und Entzücken, wenn sie des gestrigen Abends gedachte.

Da scholl die Glocke draußen.

„Gewiß Prinz Xaver schon," flüsterte sie leise triumphirend, „der mir sein Compliment machen, und nach meinem Befinden fragen will," und eben überlegte sie noch, ob sie ihn im Negligée empfangen sollte oder nicht, als ihre Zofe bereits eintrat und nicht den Prinzen, sondern Herrn von Brandach meldete.

Die Signora stutzte, und ein leiser Schreck überrieselte sie. — „Was will der?" fragte sie sich selber, „er ist für mich ein Todtenvogel geworden, der nur noch kommt, wenn es Unglück zu melden gibt, was mag wieder passirt sein?" —

Sie winkte, daß er willkommen sei und erhob sich in eine sitzende Stellung.

Brandach trat ein, an seiner Hand einen Knaben führend, bei dessen Anblick die Signora einen leichten Schrei nicht unterdrücken konnte.

Mit einem Blicke sah sie, daß Alles verloren war, wenn sie auch den Thatbestand noch nicht ahnte, — und sie war entschlossen, dem Sturme Trotz zu bieten.

„Signora," begann Brandach feierlich, „ich komme, um das Vermächtniß eines Sterbenden zu erfüllen. Herr Dr. Jeannot fiel vor einer Stunde von der Kugel des

Lieutenant von Harder und bat sterbend, Ihnen Ihr Kind zu überbringen. Ich erfülle mit Trauer den letzten Auftrag meines sterbenden Freundes."

Die Signora war sprachlos und starrte wie abwesend durch das Fenster, als erwarte sie vom Himmel her den Blitz, der sie vernichten sollte.

„Signora, hier ist Ihr Sohn! Nehmen Sie sich des vaterlosen Kindes an!" sprach Brandach weiter und wollte sich zurückziehen.

„Bleiben Sie!" — stieß die Signora kurz und hart heraus, als sie seine Bewegung bemerkte, und deutete auf einen Sessel.

Brandach gehorchte, ließ sich nieder und blickte zu dem schönen Weibe hinüber, in dessen Zügen sich die schwersten Seelenkämpfe zeichneten.

Endlich gelang es ihr sich zu fassen und tonlos klang ihre Frage: „Warum schlug sich Harder mit Armand?"

„Dr. Jeannot beleidigte gestern Abend Sie, Signora, in Harder's Gegenwart; Harder nahm die Beleidigung gegen seine Braut auf, und heute Morgen, um sieben Uhr, schossen sie sich. Jeannot fiel von Harder's Kugel und starb wenige Minuten später, während Harder nicht verletzt ward."

„Nun, und wo ist er denn?"

„Natürlich entflohen — halbtodt bei dem Anblicke dieses schönen Knaben; — ich aber erfülle die letzte Bitte des Sterbenden und bringe Ihnen Ihren Sohn!"

Die Signora wankte. — „Ich danke Ihnen, Herr von Brandach, leben Sie wohl!" — stammelte sie kaum hörbar und winkte ihm einen Abschiedsgruß zu. Als die Thüre sich hinter ihm schloß, brach sie zusammen.

Ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen, und ihr Herz drohte zu brechen unter der Qual dieser Stunde.

„Er verachtet mich, da er mich schuldig gefunden hat, und ich habe ihn, ich habe Alles verloren. Den Geliebten, die Ehre — und die Welt wird mit Fingern auf mich zeigen und das stolze Weib verhöhnen dürfen, die ihre Schuld verbarg! — Doch nein, nein, das soll, das darf nie, niemals geschehen! — Lieber todt als geschmäht, und nur Flucht allein kann mich noch retten! Fort von hier, wie er! Nach Italien, nach meiner Heimat! dort allein wohnt das Glück!"

Und leidenschaftlich auf den ängstlich zitternden Knaben zustürzend, zog sie ihn zärtlich in ihre Arme, küßte seine schönen Augen, die frischen Kindeslippen, und nannte ihn mit den zärtlichsten Namen.

Der Kleine fürchtete sich vor der fremden Dame, und wollte ihr weinend entfliehen, aber sie hörte nicht

auf, ihn zu beruhigen und ihn mit Liebkosungen zu überhäufen, bis er endlich traulicher ward.

Ein Schrei des Entzückens flog von ihren Lippen, als endlich die Scheu des Kleinen wich und er unter Thränen lächelnd zu ihr aufsah.

„Du bist meine Mutter, schöne Frau?“ fragte er ungläubig, und doch wie hoffnungsvoll.

„Ja, Deine Mutter, mein Hugo, die Dich recht lieben und niemals wieder von sich lassen wird. Du sollst nun immer bei mir sein, sollst Alles haben, was Du willst, wenn Du mich nur auch ein wenig lieb haben willst. Wirst Du das wollen, mein guter Hugo?“

„Ach ja, Du bist ja eine so schöne Dame, und Vater sagte immer, schöne Damen müsse man lieb haben. Und wenn Du nun meine Mutter sein willst, ja dann will ich Dich eben so lieb haben, als den Vater. Wenn er nur erst wieder kommt, der Doctor sagte, er sei sehr krank.“

Und die Thränen des Kindes flossen von Neuem.

Die Signora küßte sie ihm zärtlich von den Augen und zog ihn immer wieder an ihr hochklopfendes Herz. Ein nie gekanntes, nie geahntes Gefühl, die heiligste Mutterliebe, erwachte in ihrer Brust und erfüllte sie mit seligem Entzücken. Wie schön war das Gefühl, ein Kind zu besitzen, es lieben zu können und von ihm ge-

liebt zu werden — und sie hatte so lange ein Kind besessen, ohne dieses beseligende Gefühl zu ahnen!

„Nie, niemals trenne ich mich wieder von Dir, mein Hugo! Du sollst mir Ersatz sein für Alles! Hans ist fort, als Mörder geflohen, und verachtet mich wohl jetzt, gedenkt meiner in Haß und Zorn, und kann mir wohl nie vergeben! — Freifrau von Harder werde ich also niemals werden; — der Traum ist aus und meine stolze Hoffnung ist zertrümmert. — Adieu denn, kalter Norden! Adieu denn, Hans! und möchtest Du mir nicht zürnen; ich werde immer liebend Dein gedenken! Adieu auch, heilige Kunst! der ich die schönsten Tage meines Lebens verdanke; Adieu, meine Bewunderer und Freunde, lebt alle wohl! von heute an will ich nur noch Mutter sein!"

Die Schelle ertönte, und die eintretende Zofe erhielt Befehl, sofort zu packen, während die Signora sich an den Schreibtisch setzte, um ihre Verbindlichkeit gegen die Oper zu lösen.

Sie nahm alle ihre Garderobe, alle Geschenke und Zeichen ihrer Triumphe mit, realisirte ihr großes Vermögen in Wechsel auf Triest und Venedig, und reiste schon am selbigen Abende mit Hugo ab.

Die Ausstattung ihrer Wohnung sollte verkauft

und der Betrag an ihre frühere Zofe Marie Wendt als ein Heiratsgut übersandt werden.

Während die Residenz der neuesten Scandalgeschichte voll war, deren Helden Harder und Signora Corrado waren, und während in den eleganten Räumen der Letzteren Auctionatoren und Händelsjuden ihr geräuschvolles Wesen trieben, flog die Signora mit ihrem Sohne sehnsuchtsvoll der fernen Heimat zu, und das erste Lächeln umspielte ihre Lippen wieder, als sie ihren Sohn im Wagen emporhob, und, auf die Landschaft zeigend, jubelnd ausrief: „Sieh da, Hugo, dort liegt Italien, unser schönes Heimatland!“

---

## Zweites Bild.

Herr Silbermann saß im Comptoir vor seinem Bureau und ordnete Papiere.

Sein Angesicht zeigte heute durchaus nichts von dem gemüthlichen Lächeln, das dieser Geldmann sonst als Stereotype festhielt, und das alle seine Kunden an ihn kannten. Seine grauen Augen blitzten unheimlich, und aus seiner Unterlippe, die heute schlaff und ganz ohne die gewöhnliche Grazie herabhing, schlüpfte öfters das dumpfe Murren verhaltenen Aergers.

Endlich kam er mit seinem Ordnen zurecht und notirte die einzelnen Papiere mit ihren Summen. Seine Züge wurden immer düsterer, und blasser Schrecken färbte sie endlich ganz aschgrau.

„Gott meiner Väter, bin ich gewesen ein Esel von Vater und Banquier. Habe ich gelassen mich leiten von dieser Ophelia, diesem thörichten Mädchen, und habe verloren mein schweres Geld — und nichts dafür, nichts als höchstens noch ausgelacht zu werden, wenn ich mir

mukse nur mit einer Sylbe. Achttausend fünfhundert Thaler — au weih — au weih geschrien, wie soll ich des verwinden! Au weih, mein schönes Geld. — Bin ich doch gewesen der Vater aller Esel und habe genährt die Schlange an meinem Busen und mit meinem Gelde.

„Achttausend fünfhundert Thaler! — Haha, es ist zum Todtlachen, zum Rasendwerden ist es — ich bin blamirt, betrogen, und nicht einen Heller kriege ich wieder zu sehen von all' dem schönen Gelde!"

Wie wahnsinnig rannte er im Comptoir auf und nieder, raufte sich das Haar, schlug mit beiden Fäusten seine Stirn und rannte endlich hinaus, durch das äußere Comptoir, an seinen jungen Leuten vorüber und stürzte die Treppe hinauf.

Wer ihn da gesehen hätte, der hätte den Silbermann nicht wieder gekannt, den man sonst als gewiegten, ewig lächelnden, immer sichern Geschäftsmann, als einen Mann, der Millionen commandirt und sich dessen bewußt ist, zu sehen gewohnt war.

Athemlos stürzte er in das Zimmer seiner Tochter, die eben Toilette machte, und sich vor dem Aussehen des Vaters entsetzte.

„Unglückskind, Du bist an Allem Schuld, Du hast mich mit Deinem Eigensinn in's Verderben gestürzt! Rabenkind, Dir zu Liebe habe ich mich geopfert, habe

ich es hingegeben mein sauer verdientes Geld, an dem meine Schweißtropfen kleben — damit er es verprassen könnte und hinwerfen wie Perlen vor die Säue. O weh, o weh, mein Geld — schaff' mir mein Geld wieder, ungerathene Dirne! — Achttausend fünfhundert Thaler! — Gott meiner Väter, ich kann's nicht überleben — ich sterbe, ich erstícke! Bin ich doch geschlagen wie Hiob und in Jammer wie Jeremias; könnte ich doch weinen Klagelieder über meinen Ruin, und Du bist an Allem Schuld, Du hast mich in's Unglück gestürzt und gemacht, daß ich verliere mein Geld an diesen Menschen, den Gott verdammen möge und ausschließen von Abraham's Schooße. — Au weih — au weih, mein Geld — mein schönes Geld!"

Und wie rasend stürzte er im Zimmer auf und nieder. Ophelia stand ihm gegenüber, unbeweglich und bleich. Ein weißes Negligée umhüllte ihre hohe schöne Figur, und das schreckenbleiche Gesicht, in dem die dunklen Augen vor Erregung blitzten, ward von dem Haarschleier eingerahmt, der in reicher Fülle aufgelöst hernieder floß.

„Willst Du mir nun gefällig erklären, was diese Scene bedeuten soll?" — frug sie, als er endlich schwieg, mit festem kalten Tone, „oder ich sehe mich genöthigt, mich zurückzuziehen."

„Scene, eine Scene nennt sie's, das Rabenkind, wenn ihr alter Vater bald verfällt dem Wahnsinn und bestreuen möchte sein Haupt und trauern in Sack und Asche, weil er hat verloren sein Geld durch sein einziges Kind."

„Beliebe Dich zu erklären!" rief sie kalt dazwischen.

„Willst Du noch sein impertinent gegen Deinen alten Vater, der Dich hat erzogen mit Affenliebe und nun hat geerntet die schönsten Früchte, daß man hat betrogen ihn um sein sauer verdientes Geld?"

„Erkläre Dich!" —

„Hast Du nicht bestanden darauf zu heiraten den Baron von Harder, und habe ich nicht gemußt ihm leihen alles Geld, das er hat gebraucht zum Schwelgen und zu Geschenken für die welsche Sängerin, gegen Wechselche, die zusammen nicht sind werth einen Heller? — Achttausend fünfhundert Thaler, Du Rabenkind, Du bist Schuld daran, daß sie hat verloren Dein Vater, und statt zu wählen einen Mann aus Deinem Stande, der Dir gebracht hätte Hunderttausende, hast Du gewollt heiraten absolut einen Baron, der betrogen hat Deinen Vater um sein schönes Geld!"

„Baron von Harder? — Was ist's mit ihm?" — frug Ophelia athemlos. — Sie fühlte ihr Blut in den

Adern stocken, „so sprich doch, rede doch, Vater, was ist's mit dem Baron von Harder?" —

„Was ist's mit ihm — dumme Frage — nichts ist's mit ihm! Durchgegangen ist er, hat erschossen einen fremden Menschen, einen französischen Doctor — und fort ist er, mit Sack und Pack, und ich habe die Wechsel, die werth sind nicht einen rothen Heller."

Ein schwerer Seufzer rang sich über Ophelia's Lippen, ihre Füße wankten und ganz gebrochen von dieser Nachricht, die sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, sank sie auf den Divan hin und starrte theilnahmslos vor sich nieder.

„Sollst mir kommen wieder mit Deinen Thorheiten; nichts da — nichts da! — Ich werde wählen Dir einen Mann, der im Stande ist, die verlorenen Verluste zu decken, und nicht mucksen, nicht ein Wort sagen sollst Du, sonst enterbe ich Dich, ungerathene Tochter, die den eigenen Vater bringt um sein sauererworbenes Gut! — O, ich Esel, — ich Vater aller Esel, — ich geschlagener Mann, — au weih, au weih geschrieen!" — —

Ophelia hörte nichts mehr von seinen leidenschaftlichen Exclamationen, hörte nichts von seinen Drohungen, denn ihre Seele war weit ab und flog ihm nach, ihm, den sie liebte.

Sie hatte nichts gehört, als das Wort, er hat einen

Franzosen ermordet und ist entflohen, — und dieses eine Wort klang unaufhörlich in ihr Ohr und durchbohrte ihre Seele, daß sie hätte laut aufschreien mögen vor innerer Qual.

Sie hatte so fest, so sicher darauf gerechnet, ihre Liebe beglückt zu sehen, ihr ganzes Wesen war gleichsam aufgegangen in der Hoffnung ihn zu besitzen — und nun war er für ewig ihr verloren — ein Mörder, — geflüchtet und unglücklich — wie sie.

Was kümmerte sie das verlorne Geld, wo es sich um ihr Glück, um ihr Leben handelte? — War ja doch längst schon ihr Verstand untergegangen im Herzen — und sie hatte auf nichts mehr gehofft, als auf ein wenig Glück an seiner Brust.

Er fort — war ihr Lebensziel zerstört. Mochte man sie nun verhandeln wie eine Waare, mochte man sie dem zuschlagen, der den höchsten Preis bot, sie hatte keine Hoffnung, keinen Wunsch und keinen Willen mehr.

---

## Drittes Bild.

Major von Welling saß, wie gewöhnlich Früh, im Familienzimmer. Der Kaffee war eingenommen worden, der Major rauchte seine Morgenpfeife und las die neueste Zeitung — als ihm das vorgefallene Duell und seine Folgen gemeldet wurden.

Alle waren heftig erschrocken, dann aber ward der Major fuchswild, — fluchte und wetterte das Blaue vom Himmel herunter und wußte sich in seinem Zorne nicht zu fassen.

„Hat denn der Harder den leibhaftigen Satan im Leibe! hat der Bengel denn alle Ehre, alles Pflichtgefühl vergessen!“

„Erst das Spectakel mit der Schauspielerin, — dann ein Duell um das Frauenzimmer — schießt mir meinen besten Freund todt — und desertirt obenein. Himmel Schock Schwerenoth! da sollen doch zehn Millionen Bomben und Granaten dazwischen fahren

in solche Teufelswirthschaft! Habe ich's nicht immer gesagt, solch' Frauenungeziefer müßte per Schub aus Stadt und Land geschafft werden. Wäre es hier rechtzeitig geschehen, hätten wir all' den Scandal nicht, der das ganze Officiercorps — das ganze Militär schändet! — Der Schlingel, der Ehrvergessene, für solche Dirne Ehre und Reputation an den Nagel zu hängen, den Fahneneid zu brechen und den alten guten Namen der Harder's für alle Zeiten an den Pranger zu stellen." —

„Rüdiger, Rüdiger, was sprichst Du da!" fiel die Majorin begütigend ein — und winkte der halbtodten Eugenie sich zu entfernen. Der tobende Major bemerkte ihr Weggehen gar nicht.

„Hermine, ich bitte Dich ernstlich, nimm die Partei dieses Ehrvergessenen nicht mehr! Du weißt, ich mag nicht heftig gegen Dich sein, — aber hier bitte ich Dich, reize auch Du mich nicht! Der Schlingel hat mich tief verletzt, als Vater und Militär von Ehre, und hätte ich ihn hier — Himmel Schock Schwerenoth! ich wollte ihn —"

„Du zürnst auf ihn, lieber Mann, der fort ist, und den ich nicht vertheidigen mag, denn ich kenne dazu Eure militärischen Begriffe zu wenig." —

„Ach, was Begriffe, von Begriffen ist hier gar nicht

mehr die Rede, wo man der Ehre mit Faustschlägen zu Leibe geht.“ —

„Zu wenig,“ — fuhr die Majorin unerschüttert fort, „ich denke dagegen an die armen Eltern, und beklage sie von Herzen, die nun den einzigen Sohn verloren haben!“

„Mord und Brand! Der Malefizbengel! An die habe ich noch gar nicht einmal gedacht. Mein armer, ehrenfester Curt, wie wird er diesen Schlag ertragen, der seine Nerven zehnmal mehr erschüttern wird, als der französische Kanonendonner bei Leipzig.“ —

„Und die arme Gertrud, die ihn so innig liebte, beklage ich am meisten.“

„Im Gegentheil, denn eine Frau weiß sich in solchem Falle eher zu trösten, als ein Mann von Curts Schlage. Sie achtet die Rücksichten nie besonders hoch, die dem Manne an das Leben gehen, denn hier heißt es nicht einen Sohn verloren haben, und den letzten Sprößling betrauern müssen, — nein, hier heißt es die Ehre durch einen Unwürdigen beschimpft sehen, der der Fahne des Herrschers entlaufen ist. Rudolf hat damals böse gehandelt, doch das blieb unter uns, während dieser Scandal die ganze Residenz und noch mehr, vier Wochen lang als Caffeeklatschstoff wird dienen müssen. Es ist

zum Wetterdreinschlagen, der Kerl weiß mich an den bösesten Stellen zu packen."

„Die arme Eugenie wird von dem Schlage auch tief erschüttert sein, und ich bitte Dich, Rüdiger, schelte nur nicht auf Harder, wenn sie zugegen ist, es thut dem armen Kinde weh."

„Was? hat sie noch immer diese Mucken im Kopfe? — Noch immer denkt sie an den ehrvergessenen Schlingel, trotz seines Verhältnisses zu dem Theaterweibe? I, da soll ja doch das Wetter hunderttausendmal dreinschlagen, — habe ich ihr nicht gesagt, sie soll an den Kerl nicht mehr denken! — Bin ich nicht mehr Herr und Vater hier, daß so ein unverständiges Mädchen ihren eigenen Kopf haben will?" —

„Kopf, und wohl weniger als Herz, lieber Mann."

„Wischewasche Herz, schweigt mir nur damit still! da sind aber die Frauen eine wie die andere, und alle geborne Intriguantinnen! Wo zwei Frauen zusammen, da ist der Mann der Narr, da gibt's auch ein Complot der Herzen und höheren Gefühle! — Was Teufel, und Du Hermine solltest mich doch heute wenigstens damit nicht reizen. — —"

„Eugenie heiratet, wen ich ihr bestimme, und wenn der Doctor heute um sie anhält — Potz Kreuz — ja — den hat er ja erschossen! — Mein armer, guter

Freund, in dem ich bald einen Sohn zu sehen hoffte. Das thut mir sehr leid, — sehr wehe! — Donnerwetter, hat denn Satan alle seine Höllengeister gegen mich losgelassen! — Hätte ich den ehrvergessenen Schlingel hier, — den wollte ich, — na, den wollte ich — ich faßte ihn beim Kragen und wollte ihm mit seinem eigenen Officiersdegen den Rücken bläuen, daß der Degen in tausend Granatenstücke flöge, den er so gewissenlos beschimpft hat!“ — —

„Willst Du denn ausgehen, lieber Mann?“ frug die Majorin, die mit Verwunderung seine Anstalten zum Ankleiden sah.

„Ja, ich will sehen, wo man Jeannot hingebracht hat; vielleicht ist er nicht todt und der gute Kerl wird uns erhalten. Es wäre Schade, zu Schade um ihn, wenn er wirklich todt wäre.“

Bald darauf ging er mit schnellen Schritten durch die Straßen und so grimmig, so erschreckend war sein Aussehen, daß Untergebene, die ihm begegneten, erschrocken zur Seite wichen und kerzengerade gerichtet, die Honneurs doppelt so sorgfältig machten, als gewöhnlich.

Während aber im Familienzimmer der Majo noch tobte und seine Frau ihn vergeblich zu beschwich

tigen versuchte, saß drüben Eugenie einsam in ihrem Gemache und betrauerte das Unglück dessen, den sie liebte. Keine Thräne netzte ihre Augen, deren Lider wie Feuer brannten, keine Klage kam über ihre Lippen; — nur ein tiefer Seufzer drang zuweilen aus der schwer athmenden Brust und verrieth die Qual, die sie durchwühlte.

Nein, er konnte nicht ehrlos sein, und was er auch gethan hatte, — sein Herz hatte ihn dazu geleitet — und Eugeniens Herz entschuldigte ihn. „Er hat sie ja so sehr geliebt, die schöne Frau, und sie hat ihn gepflegt so sorgsam und treu wie einen Bruder! — Durfte er sie da beschimpfen lassen? — Und noch dazu von dem Franzosen, der immer so hämisch und so schadenfroh sein konnte, und der ihr immer wie ein böses Etwas, wie eine Art Dämon erschienen war. — Nein, nein, er hat sehr Recht gethan, und nicht verdammt darf er werden, aber beklagen will ich ihn — denn er ist unglücklich, — und betrauern sein Glück wie das meine. —

„Nun ist er fort und ihr wie mir verloren! Aber meine Liebe zu ihm lebt und soll ihm bleiben, auch über das Unglück hinaus.

„Einmal nur habe ich geliebt, liebe ich noch, — und nie, niemals werde ich ihm untreu werden, dem die ersten Schwüre meines He zens gegolten haben! — Ihm habe

ich Liebe geschworen in heiliger Stunde, und mag er auch untreu werden können, mag er fern sein, oder gestorben, — meines Schwurs entbindet mich das nicht, und soll es mich auch nicht entbinden. Ich bleibe treu, im Leben und im Tode!“

---

## Viertes Bild.

Kaum hatte an jenem Morgen der Freiherr Hardersberg verlassen, um zu seiner Schwester zu reiten, als die Nachricht des Schreckens daselbst anlangte.

Die Freifrau sank beim Lesen derselben ohnmächtig zusammen. Der Brief entfiel ihrer Hand, ward von neugierigen Dienern gelesen, und ehe sich die arme Mutter noch wieder erholen konnte, wußte bereits das ganze Schloß von dem traurigen Ereignisse. Schnell schrieb sie nun die paar Zeilen, welche den Freiherrn bei seiner Schwester trafen, und sandte einen Expressen damit ab.

Wenige Stunden später kam der Freiherr auf Hardersberg wieder an, und erfuhr die Schreckensbotschaft, die sein Vaterherz auf das Fürchterlichste erschütterte.

Todtenbleich und zitternd stand der alte Mann an eine Wand gelehnt, und seine Lippen murmelten

tonlos: „Entehrt! — Nun ist Alles verloren und mag Alles verloren sein!“

Es war, als hätte er mit diesem Worte selber sein Schicksal beschworen, denn im selben Augenblick überbrachte ein Diener ein Schreiben des Herrn von Brandach.

Auf's Neue erbleichte der Freiherr. Ahnte er, daß er sein Todesurtheil in der Hand hielt, sah er es den groben, festen Schriftzügen schon an, daß sie nur neues Unheil beschwören könnten?

Langsam entfaltete er das Schreiben; es war, wie er geahnt hatte.

Herr von Brandach löste in Folge der jüngsten Ereignisse die Verlobung seines Sohnes mit Anna von Harder auf, und kündigte — o bittere Ironie — zugleich einige bedeutende Hypotheken.

Herr von Brandach war ein sehr kluger Mann und verstand seinen Vortheil zu wahren. Konnte man es ihm jetzt, wo er eine Familienverbindung mit den Harder's nicht mehr wünschte, verdenken, wenn er sein Geld aus dem Schlosse zog, das er anderweitig rentabler verwerthen konnte? Gewiß nicht, es war nur sehr praktisch gehandelt, und praktisch sein war das Lieblingswort des reich gewordenen Sohnes vom alten Schäfer Brand.

Der Freiherr hatte gelesen, und keine Miene verzog sich bei der neuen Schreckensnachricht. Er hatte sie geahnt, und sein Entschluß stand bereits felsenfest.

Schweigend, den Brief in der Rechten, schritt er aus dem Zimmer, die weinende Gattin mit ihrem Schmerze allein lassend. Schweigend, den unheilvollen Brief in der Rechten, schritt er langsam in sein Arbeitszimmer und verschloß es hinter sich.

Kurze Zeit darauf donnerte ein Schuß durch das Schloß. Die Freifrau sprang entsetzt empor, und sank von Neuem ohnmächtig zu Boden. Stundenlange Bewußtlosigkeit ersparte ihr die nächsten schrecklichen Scenen.

Als d'e Dienerschaft das Zimmer des Freiherrn erbrach, fanden sie ihn in seinem Lehnstuhle sitzend, gas Herz von einer Kugel durchbohrt — und todt.

Sein Antlitz war bleich und ruhig, stolz wie im Leben, und seine Hand hielt noch immer sein Todesurtheil — den Brief des Herrn von Brandach — welcher mit seinem Herzblute bespritzt war.

So war er denn todt. Mit demselben Muthe, der ihn im Leben nie verlassen hatte, war er dem Tode entgegen getreten, und war gestorben, weil er den Fall seines Hauses nicht überleben konnte. Wie im Leben nichts achtend als die Ehre des Hauses von Harder, hatte er,

treu seiner Devise, sein Herzblut für sie hingegeben, und stieg mit ihr zusammen hinab in die Gruft seiner Ahnen. Ehre war ihm Leben — da sie todt war, konnte auch er nicht leben, und als man sie begrub, hatte man auch ihn bereits hinabgetragen in das kühle Gewölbe, dessen Heiligkeit Niemand anzutasten wagte. — — — — — —

Wenige Wochen später. Bewegtes Leben auf Hardersberg. Man läuft und rennt, man schwatzt und lacht, Thüren werden aufgerissen und zugeschlagen, und fremde Gesichter gaffen neugierig in den Räumen umher, in denen sonst der Freiherr und seine Familie weilte. Die aristokratische Ruhe ist aus dem Schlosse geschwunden, und wo sonst Jeder vorsichtig nur auf den Zehen ging, um die Herrschaft nicht zu stö en, läuft jetzt Alles plebejisch stampfend umher, und die hohen Räume hallen von den Schritten wider, die fest und sicher sich auf den steinernen Corridoren und Treppen bewegen.

Von der freiherrlichen Familie ist Niemand zu sehen. Der Freiherr ruht in der Ahnengruft, und die Freifrau und Anna haben sich hinweg geflüchtet aus dem Hause, das nicht mehr ihr Eigenthum sein sollte und in das die Gerichte kamen, um die großen Siegel anzulegen. Sie waren geflüchtet vor der Schande, und beweinten drüben, im alten Schloß am Meeresstrande, mit

Tante Frieda den Fall ihres Hauses und ihr entschwundenes Glück.

Auf Hardersberg ließ sich heute Niemand von ihnen sehen. Dagegen strömten Fremde in Menge ab und zu, schauten, stritten, taxirten, wetteten in den durch Jahrhunderte geheiligten Räumen, mitten unter den Ahnenbilderreihen, die ernst und trauernd aus ihren Rahmen herniederblickten.

Immer mehr Fremde kamen an, zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen; Gerichtspersonen traten mit wichtigen Mienen ein, und auch Herr von Brandach und Herr Silbermann wurden jetzt sichtbar.

Herr Silbermann hatte endlich männlich seinen Schmerz besiegt und wollte jetzt wenigstens seine Hypotheken gut sichern und wo möglich das Schloß der Harder's an sich bringen. In derselben Absicht war Herr von Brandach hier, der längst schon nach der Verschmelzung des Nachbargutes mit seinem eigenen getrachtet hatte. Da es nun keine Heirat thun sollte, klopfte er auf die volle Tasche, und blickte bereits siegesgewiß durch das Fenster auf die schönen Besitzungen nieder, die nun bald sein Eigenthum werden sollten.

Herr von Brandach war ein sehr praktischer Mann, eben so praktisch als Herr Silbermann, der mit wohlgefälligen Blicken die eleganten Räume betrachtete.

Die beiden praktischen Leute fanden sich auch bald zusammen, wie durch die Anziehungskraft schöner Seelen, und Einer horchte vorsichtig auf die Worte des Anderen, um seine Absichten zu errathen.

„Der ist schwer, sehr schwer, und hat nur einen Sohn“, dachte Herr Silbermann, und frug: „Wollen Ew. Gnaden reflectiren auf das Schloß?“

„Ich habe Hypotheken darauf,“ erwiderte Brandach großartig, „da muß man doch ein wenig zum Rechten sehen. Kommt's nicht zu hoch, kauf' ich's auch wohl. Haben Sie vielleicht auch Absichten?“

„Ich muß gestehen, daß ich wollte kaufen das Schloß zu einem Sommerwohnsitz für meine einzige Tochter. Es ist ein schönes, elegantes Gebäude, auch die Gegend bietet manche Reize, und meine Ophelia liebt das.“

Herr von Brandach horchte auf. Das klang seinen Ohren lieblich, und war wohl eines Einlenkens werth.

Bald standen die beiden praktischen Väter dichter neben einander, sprachen und gesticulirten heimlich und leise, und wem wollte es wundern, wenn er hört, daß, noch ehe die Versteigerung begann, die beiden Praktischen mit einander im Reinen waren und mit natürlicher Machtvollkommenheit ihre Kinder verlobt hatten?

Sie gingen Beide zufrieden mit einem herzlichen

Händedrucke aus einander, denn sie waren einig und alles Nöthige besprochen.

„Das trifft sich gut,“ dachte Brandach. „Geld ist doch das einzig Reelle, und der alte Filz hat wohl noch mehr als ich. Joachim darf keine Schwierigkeiten machen, denn er kennt mich darin.“

„Habe ich doch gemacht a Geschäftle auf der Auction, noch eh' sie haben verauctionirt, wie ich habe gemacht noch niemals a Geschäft. Soll mich bewahren Gott, und meinetwegen lange lassen leben den Herrn von Harder, und will ich doch verschmerzen gern die achttausend fünfhundert, da ich habe gemacht dieß Geschäft mit dem Herrn von Brandach. Zweimal hunderttausend Thaler gibt er mit seinem Sohne sogleich, und die werden angelegt in meinem Geschäft; die Ophelia erhält dagegen von mir Hardersberg mit allem Liegenden und Stehenden — sag', mein Herz, was begehrst Du mehr? Die Ophelia muß sich fügen mit ihren romantischen Grillen, muß sich ihrem Glücke fügen — sie ist auch geworden schon viel vernünftiger, seitdem der Herr von Thunichtgut hat gesucht das Weite.“

Was bedarf es mehr?

Herr von Brandach und Silbermann trieben das Schloß bis ihre Hypotheken gedeckt waren, dann ward es Silbermann zugeschlagen.

Und im nächsten Frühjahre kam er mit seiner Tochter herangereist, und die Kinder Israels hielten Einzug in die Hallen des deutschen Freiherrnschlosses, das ihrem Gelde zur Beute gefallen war.

Um eben diese Zeit nahm Joachim von Brandach seinen Abschied, und kehrte in die Heimat zurück. Die Nachbarn auf Hardersberg waren ein angenehmer Verkehr für Brandshof, und die beiden praktischen Männer verstanden sich immer und vollkommen.

Joachim fand hier, fern der Residenz, Fräulein Ophelia ganz liebenswürdig, und selbst Frau von Brandach mochte das kluge Mädchen leiden, die ihre elegische Stimmung glücklich abgeschüttelt hatte und verständiger geworden war, und trat sogar, wenn Ophelia bei ihr war, zuweilen aus ihrer gewöhnlichen Schweigsamkeit.

Joachim und Ophelia setzten den praktischen Plänen der Väter keine Hindernisse entgegen, und Ophelia's Taufe und die Verlobung und Hochzeitsfeste fielen nicht weit aus einander, da Herr Silbermann doch bei allen Feierlichkeiten zugegen sein, und als praktischer Mann und Vater doppelte Reise mit doppelten Reisespesen vermeiden wollte.

---

# Siebentes Capitel.

## Mr. Hartmann's Pflanzung.

Mr. Hartmann's Pflanzung war eine der reichsten in der Gegend und erstreckte sich selbst über einen weiten Strich noch unentdecktes Land, das sein Eigenthum war, ohne daß er bis jetzt daran hätte denken können den ewigen Urwald zu lichten und seine himmelanstrebenden Baumstämme fällen zu lassen.

Die Gegend war noch nicht sehr bewohnt, denn sie war weit in das Land hinein gelegen, und kaum eine halbe Tagereise von dem Wohnhause Mr. Hartmann's entfernt rollten die Wogen des großen Stromes dem nicht allzu fernen Meere zu.

Mr. Hartmann's Pflanzung war fruchtbar und wohlbebaut und weit breiteten sich ihre üppigen Felder vor dem erfreuten Auge ihres Besitzers. Nahe an zwei hundert Schwarze wohnten in den einstöckigen Blockhäusern, die in angemessener Entfernung vom Wohnhause

erbaut waren, und mit Recht wohl einem freundlichen Dörfchen glichen.

Die Neger waren Eigenthum des Pflanzers und arbeiteten für seinen Nutzen und Gewinn, doch herrschte eine gute und friedliche Stimmung unter den schwarzen Gestalten, von denen jede einzelne Familie ihr Häuschen besaß und oft eben so glücklich darin lebte, als ihr Herr in seinem schönen zweistöckigen Hause aus Steinen und mit der prächtigsten lustigen Veranda verziert, die mit ihrem reichverschlungenen Gewächsesschmucke einen wahrhaft erfrischenden Anblick bot.

Ruhe, Frieden und eine seltene Zufriedenheit herrschten unter den Sclaven des Mr. Hartmann, und er sah sich von ihnen geliebt und geschätzt wie ein Vater. Hatten sie doch, als vor nicht langer Zeit ein fremder Indianerstamm auf seiner Wanderung diese Gegend durchstreifte, und aus dem blühenden Aussehen der Colonie auf den Reichthum seines Besitzers, auf die Kostbarkeiten seiner Wohnung und die Fettheit seiner Heerden schloß, und sie zu erobern bereit war — hatten doch da die treuen Neger selbstaufopfernd ihre Herrschaft vor der drohenden Gefahr behütet, statt, wie es sonst und an anderen Orten wohl zuweilen geschehen war, mit den Rothhäuten gemeinschaftliche Sache zu machen und Freiheit und Beute zu erringen.

Die Indianer waren in dem Theile des Urwaldes angekommen, der zu Mr. Hartmann's Besitzung gehörte und der ein üppiger Jagdgrund war, auf welchem stolze Hirsche, kräftige Büffel und anderes gern gesehenes Wild in einladender Muße sich tummelte, in dessen himmelanstrebendem Schutze aber freilich auch der tückische Heerdenräuber, der buntgefleckte Jaguar hauste, und zuweilen hervorbrach, um mit gieriger Mordlust in den Heerden zu wüthen, wenn nicht Mr. Hartmann's Achtsamkeit und seine wohlgezielte Kugel das schöngefleckte Fell des Räubers zur Beute machten.

In diesem Dickichte hielt sich der Indianerstamm versteckt, der aus mehreren hundert Personen bestand, und unter diesen über hundert tapfere Krieger.

Sie kehrten von einem Jagd- und Beutezuge nach ihren Dörfern zurück und rückten nur langsam vorwärts. Das mannigfache Geräth, welches sie mit sich schleppten, und die Heerden, die sie sorgsam vor sich trieben, um sie in ihre fernen Wigwams zu geleiten, bekundeten genug, daß sie nirgends die Gelegenheit unbenützt gelassen hatten, den verhaßten Weißen zu schaden und ihre Besitzungen zu plündern.

Der Häuptling, ein noch junger, schlanker und phantastisch geschmückter Krieger, hatte mit triumphirenden Blicken die Nachricht von der nahe gelegenen

reichen Pflanzung vernommen, — seine Hand zählte die Scalpe der Blaßgesichter, welche in reicher Fülle ihm am Gürtel hingen, und seine Augen funkelten vor Kampf und Beutelust.

Das wohlgeformte Haupt mit den leuchtenden Augen und der stattlichen Adlernase schien sich höher noch zu heben, und auf seinem glänzend schwarzen Haar, das bis auf den Scalpkopf kurz geschoren war, nickte eine bunte Federkrone, die mit Muscheln und Goldplättchen reich geziert und die sein stolzester Schmuck, wie nebst anderen Zierrathen an Armen, Knöcheln und am Halse, das Zeichen seines hohen Ranges war.

Beutelüstern erwartete er mit den Kriegern seines Stammes den Einbruch der Nacht, und als nun, wie ihrer Raublust zu Liebe, der Mond sein bleiches Licht hinter dickem Gewölk verbarg, das dichter und schwer vom ewigen Strome her heraufstieg, drangen sie leise auf dem Kriegspfade vorwärts und eilten der friedlich stillen Besitzung Mr. Hartmann's zu.

Wenn sie aber gehofft hatten, hier Alles sorglos und im tiefen Schlummer zu finden, wurden sie bitter genug enttäuscht.

Mr. Hartmann lag krank darnieder, und man hatte schon mehrmals den Arzt aus dem fernen Orleans kommen lassen müssen, ohne daß sich der Kranke bis

jetzt wieder ganz erholt hätte. Er lag bleich auf dem weichen Lager und rang noch immer mit dem hartnäckig wiederkehrenden klimatischen Fieber. Sein Weib, das, um ihn besorgt, sich machtlos ängstigte, konnte kaum im Hauswesen etwas thätig sein und seine Kinder waren zwei zarte Mädchen, noch jung und unerfahren: — wer hätte da die nahe Gefahr entdecken, wer den schleichenden Gang der schlauen und vorsichtigen Rothhäute bemerken sollen, deren Kundschafter schon am Tage lüstern die Pflanzung umlauerten? —

Niemand von ihnen konnte es, denn Mr. Hartmann war krank.

Aber während er das Lager hüten mußte, wachten seine treuen Neger, und ihnen, deren scharfe Sinne denen der Indianer ähnlich sind, war die Nähe der Feinde nicht entgangen.

Mr. Hartmann wurde benachrichtigt, und er erhob sich trotz der Fieberschauer vom Lager, suchte die Waffen hervor, die ziemlich zahlreich vorhanden und stets im guten Zustande gehalten waren, und ward dabei von einem weißen Diener unterstützt, der nur erst seit kurzer Zeit in der Pflanzung war und den er auf einsamer Landstraße vor dem Tode der Erschöpfung und des Hungers gerettet hatte. —

Leise und vorsichtig schlich der Indianertrupp her=

bei: eine lange, lange Reihe wilder blutdürstiger Feinde, deren Augen wie Kohlen leuchteten in wilder Freude und Beutelust. —

Nun waren sie heran, — traten berathend zusammen, und ihre nackten Gestalten glitten wie Schatten durch die tropische Nacht, so daß es dem geübtesten Auge kaum möglich war ihre Formen zu erkennen.

Aber die Neger, die im dichten Verstecke sie belauerten, erkannten sie doch und warteten nur auf das Zeichen zum Angriffe, um ihre Herrschaft und die von Allen geliebten Kinder vor den grausamen Feinden zu schützen.

Mr. Hartmann hatte dem jungen Deutschen die Leitung der Neger übertragen, während er selber wieder mit dem Fieber rang und in wilden Phantasien die gewaltsame Aufregung der letzten Stunden büßte. — Der Deutsche aber stand mit seinen Leuten im Verstecke kampfbereit und durchbohrte mit scharfem Auge die rabenschwarze Nacht.

Endlich schien die Berathung der Indianer beendigt, und der Angriff sollte beginnen. Wild schwang der Häuptling den Tomahawk um das Haupt und ließ den Schlachtruf ertönen, und wie Wölfe heulte ihn die ganze Bande nach.

Da tönte drüben das Commandowort — zwanzig

Feuergewehre blitzten auf und zwanzig Kugeln schlugen in den nackten Menschenknäuel, dessen Entsetzen furchtbar war. Ueberall taumelnde, schreiende Gestalten; — wilde Flucht und Angstgeheul erfüllten die Ebene und bald war Alles in der finsteren Nacht verschwunden.

Gleich darauf trat der Mond hinter dem Gewölk hervor und beleuchtete das blutige Schauspiel. In weiter Ferne sahen die Sieger eben noch die flüchtigen Feinde im Dickicht verschwinden und wanden sich nun dem Kampfplatze zu.

Acht Indianer lagen todt oder schwer verwundet am Boden, denn die nur leicht verwundeten waren mitgeflohen und hatten noch lange ihr lautes Schmerzgeheul zu den Siegern herüberschallen lassen.

Unter den Todten befand sich auch der Häuptling. Es hielt noch immer die scharfe Waffe in der Hand; sein Gesicht war wild und trotzig wie im Leben, und die Federkrone auf dem Kopfe ließ ihn noch stattlicher und mehr voll Majestät erscheinen.

Mr. Hartmann ließ die Todten begraben und die Verwundeten pflegen, auch sie durch den Arzt untersuchen, der am anderen Morgen aus Orleans kam, um nach seinem Patienten zu sehen. Der rauhe, trotzige Mediciner, der auf seinen Reisen durch Dick und Dünn ein echter Waldmensch geworden war, rieth zwar, daß es

am besten sei, den schurkischen Hunden eine Kugel durch den Kopf zu jagen — doch fügte er sich murrend Mr. Hartmann's Wunsche. Zwei der Verwundeten wurden geheilt und erhielten von Mr. Hartmann die Weisung, daß sie frei und ungefährdet in ihre Wälder zurückkehren könnten. Sie fielen dankerfüllt vor ihm nieder, die Arme über die Achseln kreuzend, und gelobten ihm Dankbarkeit und Freundschaft bis zum Tode für sich und ihren ganzen Stamm.

Mr. Hartmann hatte seitdem nichts mehr von ihnen gehört, und mit den angrenzenden Indianerstämmen lebte er im tiefsten Frieden; ja sie kamen sogar zuweilen nach seiner Besitzung, um Gefälligkeiten und Arzenei für ihre Kranken zu erbitten, die sie, wenn es auch meist nur einfache Hausmittel waren, in ihrer Unkenntniß und ihrem Aberglauben als besonders gesegnete Gaben des großen Geistes betrachteten, mit denen der weiße Mann von ihm begnadigt worden sei.

Deßhalb hegten sie auch vor diesem eine große Ehrfurcht und hüteten sich wohl, ihn durch Feindseligkeiten zu reizen, hielten sein Gut und seine Jagdgründe heilig und hatten sein Haus schon mit manchem schönen Felle geschmückt, das die Dankbarkeit geheilter Indianer dem guten Blaßgesichte weihte.

Seit jenem verzweifelten Ueberfalle kannte Mr.

Hartmann's Besitzung nur den Frieden, und die glänzende Federkrone des gefallenen Häuptlings allein, welche Mr. Hartmann noch immer als Siegeszeichen aufbewahrte, erinnerte die Familie zuweilen an die böse Nacht, in der das Verderben so nahe über ihrem Haupte geschwebt hatte. —

Möge uns der Leser diese Abschweifung verzeihen, in der wir nur zeigen wollten, wie wenig Mr. Hartmann's Sclaven — denn seine Neger waren auch nichts weiter als Sclaven — den Schreckensbildern glichen, die uns so oft gerade aus diesem Theile Nordamerikas mitgetheilt und mit den grellsten Farben geschildert werden. Die Neger sind selten bösartig, oft sogar gutmüthig und dankbar, und nur grausame und unmenschliche Behandlung ruft Excesse hervor, wie sie von gefühlvollen Weißen oft mit Entsetzen und Bedauern gelesen werden, die freilich nicht ahnen, wie viele Peitschenhiebe und Fußstöße und wie viele andere Qualen, welche die Raffinerie genialer Sclavenzüchter erfunden hat, dazu gehört haben, um die bedauerlichen Vorfälle hervorzurufen.

Mensch ist Mensch — und die Farbe der Haut der Weißen, wie ihre Bildung, sind Folgen des Zufalls, nicht aber edlerer und vornehmerer Bestimmung.

Fällt dann so ein „gebildeter" Sclavenzüchter unter der Verzweiflungswuth der gepeinigten „Rohen,"

nun so mag ihm ja wohl sein Recht geschehen sein und er ist viel weniger zu beklagen als der unglückliche Sclave, welcher dafür mit Stricken an einen Baum gefesselt ward und unter den unmenschlichen Peitschenhieben seiner Peiniger den Geist aufgeben mußte.

Wer in dem Unglücklichen, und wäre es auch nur ein armer Schwarzer, — die Ehre des Menschseins nicht achtet, tritt seine eigene Ehre mit Füßen, und ist nicht zu bedauern, wenn er das Ende eines Ehrlosen findet.

Mr. Hartmann's Sclaven aber waren bereit, ihr Leben einzusetzen für das ihres Herrn, der ihnen Brot und sorgenfreies Leben bei mäßiger Arbeit gewährte, und der sich dabei doch besser stand, als Mancher jener Unbarmherzigen, deren Vögte mit hochgeschwungener Peitsche und einer zur Reserve im Gürtel — die schwarzen Menschen wie Viehheerden zur Arbeit treiben, die Unglücklichen quälen und peitschen nach Herzenslust, und ihnen am Abende die Wunden mit scharfem Citronensafte waschen, auf daß sie schmerzvoll, doch schneller heilen und die winselnden Sclaven schneller zu neuen Qualen reif werden.

Mr. Hartmann's Sclaven arbeiteten gern und freudig, und ihr Aufseher, eben jener junge Deutsche, der bei dem Indianergefechte ihr Leiter war, schritt nicht

mit der Peitsche keifend umher, sondern faßte auf den Mais-, Baumwollen- oder Tabaksfeldern selber mit an, und ermunterte durch eigenes Zugreifen auch die Schwarzen zu kräftiger Arbeit.

Keiner der wenigen Nachbarn, deren Pflanzungen überdieß nicht einmal so groß und reich waren, hatten ihre Felder so schnell bestellt, die Früchte so früh geborgen, als Mr. Hartmann, und seine Niederlassung war eine Pflanzstätte schönsten, friedlichsten Glückes.

Freilich kannte man auch in seinem Dienste die Peitsche nicht, und ein ernster Tadel wirkte hier mehr, verbesserte ein Versehen schneller, als in anderen Pflanzungen die unmenschlichste Behandlung es vermochte.

Wenden wir uns nun zu dem Wohnhause und der darin lebenden Familie selber.

Schon der Bau des noch ziemlich neuen Hauses verrieth die deutsche Abkunft des Besitzers, und wenn man hineintrat in das zweistöckige steinerne Gebäude, lachte dem Beschauer echt deutsche Gemüthlichkeit daraus entgegen. — Die ganze Einrichtung war von Mr. Hartmann selber arrangirt worden, der vor zehn Jahren dieses neue steinerne Gebäude an Stelle des früheren kleineren und unwohnlichen Bollwerks gesetzt hatte,

und in dem er nun mit seiner glücklichen Familie selber glücklicher lebte, als er es jemals vordem gewesen war.

Mr. Hartmann war eine hohe, kräftige Figur in den besten Mannesjahren, und seine Züge hatten etwas Achtunggebietendes — Adeliges möchte man es nennen, wenn dieser Ausdruck in den Freistaaten Nordamerikas nicht verpönt wäre.

Sein Wesen war kurz angebunden, stolz, doch gütig, und wie seine Untergebenen nie eine Annäherung von ihm erfuhren, hatte doch auch Keiner ein hartes oder rauhes Wort von ihm gehört. Sein Ernst war nicht streng und verletzte nicht; er war nur achtunggebietend und edel — oft wie von leiser Trauer untermischt.

Doch wie liebte der ernste Mann seine Frau und seine Kinder; wie zärtlich war er gegen sie, die sein größtes Erdenglück umfaßten, und für die allein er zu leben und zu wirken schien!

Mr. Hartmann war vor nur achtzehn Jahren als Bettler und Arbeitsuchender auf die Besitzung des Mr. Warren gekommen und hatte diesen um ein Stück Brot für den nagenden Hunger, und um Arbeit, es zu verdienen, gebeten. Weit und breit war noch Alles Wildniß, und Mr. Warren in seinem gutverschanzten Bollwerke, mit der hohen und festen Palissadenmauer, der einzige

Ansiedler in dieser Gegend, welche noch ein Tummelplatz der verschiedenen Indianerstämme war, die sich als einzig rechtmäßige Eigenthümer des Landes und der fetten Jagdgründe betrachteten. Auch Mr. Warren hatte öfter von ihren Angriffen zu leiden gehabt, und mehr als einmal hatten sie seine sorgsam gebauten Felder verwüstet, seine Heerden geraubt und weggeführt, und nur die Festigkeit seiner Palissaden, wie die Sicherheit seiner Kugeln, hatten das Wohnhaus und ihn mit der Familie vor dem Verderben geschützt.

Mr. Warren liebte die Deutschen als treffliche Arbeiter, denn er wußte, sie waren treu und fleißig, und da der Bittende unglücklich und hungernd war, und ohne Hilfe in dieser Wildniß vielleicht elend umkommen, oder blutdürstigen Raubthieren, wenn nicht noch blutgierigeren Indianern in die Hände fallen konnte, die jedes Blaßgesicht als Räuber und Verdränger ihrer Stämme mit dem Tode verfolgten und triumphirend die erbeuteten Scalpe als Ersatz für den verlornen Besitz um ihre Gürtel schaarten, — so gab Mr. Warren dem halb Verhungerten Essen und behielt ihn auf seiner Besitzung.

Vom gewöhnlichen Arbeiter ward er bald Aufseher der Sclaven, und der alte Farmer unterhielt sich gern mit dem nicht ungebildeten jungen Deutschen, dessen edles

Wesen und ruhiger Ernst ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlten. Er hatte ihn nie gefragt, was ihn in diese Wildniß geführt und ihn fortgetrieben hatte aus den Reihen der Gebildeten, denen er unzweifelhaft einmal angehört haben mußte, und Hartmann hatte es ihm auch nie gesagt. Seine Vergangenheit deckte ein dichtes Schweigen, aber er war ein ganzer, ein tüchtiger und biederer Mann, der mit Kraft und Geschick in der Pflanzung hantierte und einen Aufschwung in derselben hervorrief, an dem der phlegmatische Warren längst verzweifelt hatte.

Dieser Erfolg, der den Reichthum und Werth der Pflanzung von Jahr zu Jahr steigerte, war für Warren genug, um, als er die Liebe seiner einzigen Tochter zu dem schönen, ernsten Deutschen bemerkte, dieser nicht im Wege zu stehen.

Als Hartmann sechs Jahre auf der Pflanzung war, und Leontine unterdessen achtzehn Jahre alt geworden, ward er Mr. Warren's Schwiegersohn und kaum ein Jahr später, nachdem die trauernden Kinder den alten Mr. Warren in seinem Garten begraben hatten, Herr und Besitzer der Pflanzung.

Die Gegend war unterdessen auch nicht die alte Wildniß geblieben; es hatten sich mehrere neue Ansiedler in der Gegend niedergelassen, die alle mit Mr. Hartmann gute Freund- und Nachbarschaft hielten.

Bald nach dem Tode seines Schwiegervaters erbaute Hartmann an Stelle des alten unbequemen Bollwerks sein neues stattliches Wohnhaus mit kühler Veranda, erweiterte auch die Sclavenniederlassung wie die Pflanzung selber, und sein Wohlstand war seitdem von Jahr zu Jahr gestiegen.

Mr. Hartmann war in der neuen Heimat glücklich geworden, glücklich am Herzen einer geliebten Frau, im Besitze zweier reizenden Töchter, und selten nur überzog ein düsterer Schatten die stolze Stirn, wenn seine Gedanken einmal hinüber in die ferne Heimat flogen. Doch, wie gesagt, das war immer seltener und seltener geschehen, und da er mit den Seinigen noch niemals von seiner Vergangenheit gesprochen hatte, schien er sie endlich selber mehr und mehr vergessen zu haben.

Missis Hartmann war noch immer eine junge und lebhafte Frau, die den nun schon alternden Gatten mit Zärtlichkeit liebte und die Töchter mit ganzer Mutterlust umfaßte, welche so recht Ebenbilder der Mutter werden wollten und denselben einfachen und heiteren Sinn zeigten, welcher diese wie ein ewiger Sonnenstrahl verklärte und sie Jedem lieb und angenehm, dem ernsten Gatten aber zur Freude und Wonne seines Lebens machte.

Es war im Sommer. Die Rosen waren bereits abgeblüht, wofür die schönsten Malven in allen Farben im

Garten prangten, und die Obstbäume verhießen in diesem Jahre einen reichen Segen.

Die Sonne neigte sich westwärts, dem großen Strome zu, und ein köstliches Gold begann den Horizont zu überziehen. Vom fernen Oceane her rauschte ein leiser Luftzug durch die ungeheuren Kronen der tausendjährigen Bäume und die ganze Gegend bot ein Bild des herrlichsten und glücklichsten Friedens.

Die Familie Hartmann saß in der Veranda und betrachtete mit neuem Staunen das schon so oft gesehene Wunder des Sonnenuntergangs. Ein Verklärungsschimmer schien sich vom Himmel herab auf die ganze Erde zu ergießen und strahlte von jedem Baume, aus jeder Blume, ja aus den Zügen jedes der Bewundernden wider, die andachtsvoll bald den Weg hinab, bald zu dem strahlenden Urwald hinüber und bald hinaufblickten zu den goldgeränderten Wolken, die leicht und lustig vor dem leisen Abendwinde hereilten, der sie zur Ruhe trieb und in den fernen Abendwinkeln auch sie zum Schlummer sammelte.

Mr. Hartmann hatte vorher in den neuesten Zeitungen gelesen, und Missis mit den beiden Mädchen genäht und gestrickt. Denn auch die Kinder schon gingen trotz ihrer Jugend selten müßig. Sie wußten, daß es der Vater nicht gern sah und standen deshalb nach ihren

kindlichen Kräften der Mutter rührig bei, die Bedürfnisse des Hauses zu versorgen. War dies nun auch mehr Spiel, und verdarben sie noch mehr, als sie förderten, so freute sich Mr. Hartmann doch darüber, denn er haßte den Müßiggang peinlich und fast angstvoll. —

Die Familie war einfach und in die schmucklosesten Baumwollenstoffe gekleidet, die auf ihrem Felde gewachsen, von ihren Sclaven gewebt und im Hause verfertigt worden waren. Der einfache Pflanzer liebte den Modeluxus für gewöhnlich nicht, und nur bei Festlichkeiten und Besuchen erschien er mit seiner Familie in einer Toilette, die von dem Geschmacke, wie vom Reichthume des Besitzers zeugte. —

Gegenüber dem herrlichen Schauspiele der Natur waren die fleißigen Hände gesunken, und die Augen weideten sich an dem köstlichen Bilde, dessen Erhabenheit um so erhabener erscheint, um so schöner und imposanter die Gegend und Staffage sind. —

Von der Veranda aus überblickte man auch den chaussirten und mit Obstbäumen bepflanzten Weg, der aus der Pflanzung hinaus führte und dem nahenden Fremden schon von weitem eine deutsche Ansiedlung verkündete.

Mr. Hartmann hatte schon mehrmals diesen Weg hinabgeblickt, sodann wieder sich dem Himmel und der

scheidenden Sonne zugewandt, und jedesmal, wenn er bemerkte, wie diese tiefer und tiefer sank und das brennende Gold sich mit allen Farben schattirte, flog ein Schatten der Unruhe und Ungeduld über seine klaren Züge, der zwar schnell wieder verschwand, doch nicht schnell genug, um dem aufmerksamen Auge der sorgenden Liebe zu entgehen, die neben ihm saß und in seinem Anschauen mehr Glück und Wonne fand, als in dem erhabensten Festspiele der Natur.

„Was ist Dir, lieber Rudolf?“ fragte sie endlich besorgt, „Du scheinst unzufrieden und unruhig zu sein; — ist denn irgend etwas geschehen, was Dir Besorgniß macht?“

„Meine Leontine, ich berechnete nur, daß unsere Leute wohl schon zurück sein könnten, die Sonne ist ziemlich nieder und nach meiner Rechnung hätte ich sie wohl schon vor einer Stunde erwarten können. Sie mögen aber aufgehalten worden oder vielleicht auf unvermuthete Hindernisse gestoßen sein, denn der Transport solcher Instrumente erfordert die größte Vorsicht, welche ich ihnen auch anempfohlen habe.“

„Wenn ihnen nur nicht ein Unglück zugestoßen ist, — die Wege sind nie ganz sicher und streifende Indianer nähmen wohl selbst ein Instrument als Beute, so wenig sie auch damit anzufangen wissen würden. Auch bei dem

Transporte kann etwas geschehen sein, — der Abend bricht herein, und sie kommen nicht — jetzt fange ich auch an mich zu ängstigen.“ —

„Sei ohne Sorge, Leontine, es wird nichts sein — ein unbedeutender Zufall vielleicht, der die Leute aufhält. Ueberdies ist Hans bei dem Transporte und auf den kann ich mich verlassen.“

„Das ist wahr, lieber Mann, der ist in allen Stücken so sorgsam und voll Aufmerksamkeit, daß man sich freut, ihn arbeiten zu sehen. Er ist sehr verständig.“

„Ich habe es auch noch nie bereut, ihn damals seinem bösen Geschicke entrissen zu haben, in dem er vielleicht eine Stunde später elend umgekommen wäre, wie leider so viele von seinen und meinen Landsleuten, die sich durch trügerische Gerüchte über Amerika's goldene Berge verlocken ließen, hier das mühelos suchen zu wollen, wozu doch gerade bei uns die angestrengteste Arbeit und nie rastende Thätigkeit gehören. Furcht vor solcher treibt die meisten dieser Glücksritter aus der Heimat fort, um sie dem Elende sicher in die Arme zu jagen.“

Düstere Wolken — Schatten der Erinnerung vielleicht — lagerten sich bei dieser Reflexion auf seiner Stirn und seine Frau bemerkte diese mit wachsender Unruhe. Es war so lange Zeit vergangen, ohne daß sie

den Gatten hatten plagen dürfen, und auch heute wollte sie ihnen keine Macht über ihn vergönnen.

„Dabei ist Hans anständig und bescheiden,“ begann sie lebhaft wieder, „nie hört man ein böses Wort von ihm, und die Schwarzen hängen mit wahrer Verehrung an ihrem Aufseher — was wirklich ein seltenes und deshalb um so sprechenderes Zeichen ist.“

Mr. Hartmann nickte zustimmend, war jedoch noch immer nicht wieder ganz bei der Sache, deshalb fuhr sie eifrig fort:

„Und wie er die Kinder liebt, Rudolf! Alles, was er ihnen an den Augen absehen kann, geschieht, und so zart, so bescheiden weiß er es einzurichten, daß man es unmöglich für eine Zu- oder Aufdringlichkeit halten kann. Mir hat es immer wie der Ausfluß eines guten — aber geprüften Herzens scheinen wollen — und das, Rudolf, besitzen ja wohl Deine Landsleute alle? — Nicht wahr, Du lieber Mann?“ —

„Ja,“ fiel hier die kleine neunjährige Gertrud altklug ein, „Hans haben wir auch Alle lieb. Neulich erst hat er uns wieder von dem weiten Lande erzählt, wo es ganz anders ist als hier bei uns, und mir wird er nächstens ein schönes Schloß malen, so groß und schön, wie man es hier gar nicht sieht. Ja, lacht nur nicht, heute bringt er sich die Farben mit, und dann wird er es bunt

## Achtes Capitel.

### Das Pianoforte.

Durch den sinkenden Abend bewegte sich ein seltsamer Zug.

Neben einem niedrigen Wagen, den zwei kräftige Pferde zogen, schritten acht wohlbewaffnete Schwarze im dichtesten Theile des ungeheuren Waldes, auf einem mühsam gehegten Wege, der nach Mr. Hartmann's Pflanzung führte. Ihre Augen ruhten sorgfältig auf der unsicheren Umgebung, und sorgfältig hielten sie die vertrauten Feuergewehre immer schußfertig in der Hand. Sie schützten den Wagen und den Kutscher, der mit der Bewachung und Lenkung der Pferde vollauf beschäftigt war, während ein junger Deutscher vorwärts ritt, den Zug anführend und den Weg recognoscirend.

Er ließ den feurigen Hengst im Schritt gehen, auf dessen stolzen Nacken der Lauf der schußfertigen Büchse

ruhte, und seine Augen flogen prüfend über den Weg und nach beiden Seiten zu den Bäumen hin. Kein noch so gering scheinender Gegenstand entging seiner gespannten Aufmerksamkeit; — er sprach nicht, blickte auch nicht rückwärts, sondern immer nur auf das, was vor ihm lag, und gab nur zuweilen dem neben ihm trabenden Hunde ein Zeichen nach einem Baume oder dichtem Gestrüppe hin, worauf dieser in wichtigen Sätzen davonsprang, den verdächtigen Gegenstand zu untersuchen — doch nichts Anderes fand und auftrieb, als vielleicht ein unschuldiges Wild, das bei seinem Nahen entsetzt emporfuhr und eiligst im tiefen Dickicht verschwand.

Darauf achtete aber Pluto gar nicht, ja wandte kaum das Auge zu dem ungefährlichen Flüchtlinge hin.

Es war, als fühle er sich selber, daß sein starker Bau und seine Riesenkräfte für andere, würdigere Zwecke bestimmt seien, als ein unschuldiges kleines Thier zu zerreißen, das zitterud sich vor ihm verbarg.

Wenn es aber galt den Büffel jagen, oder den blutdürstigen Jaguar aus seinem Dickicht vertreiben und der sicheren Büchse zur Beute liefern, dann war Pluto auf seinem Platze, dann kannte er seine Pflicht, und die Augen rollten ihm wie verderbliche Feuerräder im Kopfe. Aber heute kehrte er immer verächtlich von seinen Excur-

sionen zurück und verfiel wieder in seinen trägen Trab neben dem Pferde her.

Endlich wurde der Wald lichter, der Weg besser und mehr geebnet, und die Spuren menschlicher Herrschaft wurden immer mehr sichtbar. Der Zug hatte den Theil des Waldes betreten, welches zu Mr. Hartmann's Besitzung gehörte, und durch den der Weg nach dem Schlosse hin sorgfältig geebnet und festgemacht worden war. Die Gefahr des Weges war nun ziemlich überwunden, die Feuergewehre wurden zur Ruhe gebracht, und auch des Fuhrmanns Sorgen verminderten sich bei dem ebenen und geraden Wege, welcher weder den Pferden noch dem Wagen große Schwierigkeiten bot.

„Wie ist's, Zambo," fragte jetzt der voranreitende Deutsche den nächsten Schwarzen, „werden wir nach einer halben Stunde in der Pflanzung sein?"

„Mosse Hans richtig gerechnet haben," erwiderte der Gefragte wichtig, „wir haben nur noch die letzte Biegung, dann ist der Wald zu Ende und wir kommen in Mossa Hartmann's Baumwollenpflanzungen. Nach einer halben Stunde wird der Wagen vor der Veranda halten." — — — — — — — —

Mr. Hartmann mit seiner Familie hatte sich unterdessen aus der Veranda in das Wohnzimmer zurückgezogen, welches unverkennbar den Stämpel einer deutschen

Gemüthlichkeit trug. Es war von Mr. Hartmann selber eingerichtet worden, und seine Gattin, die sich ja nur bestrebte, Alles zu thun und schön zu finden, was dem geliebten Manne zusagte, hatte sich bald an die neue, bequeme Einrichtung gewöhnt, und hielt sie gewissenhaft im Sinne der ursprünglichen Anlage aufrecht.

Das war ein großer Vorzug dieser eingebornen Amerikanerin, durch welchen sie ihrem Manne manche gemüthliche und angenehme Stunde bereitete. Viele andere Frauen würden sich zwar der eigenmächtigen Einrichtung des Mannes unterworfen haben, der in der fernen Fremde sein gemüthliches Heimatsland vermißte und nun wenigstens seinen Familienkreis nach dessen Muster einrichten wollte; — aber ihr weiblicher Egoismus, der sich mit der raffinirtesten Schlauheit paart, würde bald genug ein Stück davon nach dem anderen verstört und nach ihrem eigenen, in Hausangelegenheiten souverainen Sinne eingerichtet haben, ohne daß bei dieser planmäßigen, allmälig durchdringenden weiblichen Willensmeinung der arme, nicht gestimmte Mann die Ursache seiner Ungemüthlichkeit und Verstimmung geahnt hätte — die dann ihrerseits wieder die Frau zu den lebhaftesten Exclamationen über entschwundene Liebe, todes Glück u. s. w. veranlaßt haben würde, ohne daß ihr dabei eine Ahnung daran gekommen wäre, wie nur sie

selber und ihr eigensinniger Egoismus die Ursache ihres vermeintlichen Unglücks sei.

So — oder so ähnlich — geht es in gar vielen Ehen, und die kleinen unbeachteten Dissonanzen der geistigen Fühlnerven, die durch anscheinend geringfügige Aeußerlichkeiten zuweilen am empfindlichsten gereizt werden, sind oftmals schon die Ursache eines verfehlten Eheglücks geworden.

Anders war es bei Mr. Hartmann und seiner Gattin.

Ihr Glück befestigte sich von Jahr zu Jahr mehr, und wuchs mit ihren Kindern, die als beiderseitiges Eigenthum die Seelen immer inniger verbanden.

Missis Hartmann war voll aufopfernder Hingabe zu ihrem Gatten, und indem sie mit vertrauensvoller Weiblichkeit ihre Seele anlehnte an den starken Geist des Mannes, ward sie unwillkürlich Eins mit ihm; seine Gesinnungen und Ansichten wurden auch die ihrigen und die reinste Harmonie der Seelen verklärte ihre Tage.

Auch in seine Liebe für das Deutsche hatte sich die brave Frau bald gefunden, und das Wohnzimmer war heute nicht nur noch eben so deutsch-gemüthlich, wie er es selber eingerichtet hatte, sondern noch vielfach durch ihre Hand verschönt, — und das weckte in seinem Inneren, auch wenn er das Einzelne nicht bemerkte, unwillkürlich eine friedliche, heitere, ja oft wahrhaft glückliche Stim-

mung, die sich in lieblichen Jugenderinnerungen wiegte, wenn er so auf sein Weib und die Kinder niederblickte, die liebreich und traulich um ihm verkehrten, wie man es fast nur in deutschen Familien zu finden pflegt.

Die Läden an den Fenstern waren geschlossen worden, und die Familie saß um den großen Tisch. Allein Mr. Hartmann bemühte sich vergeblich in seinen Zeitungen weiterzulesen, denn nun peinigte ihn doch die Unruhe um Leute und Pferde, die ein kostbares Instrument hatten vom Flußdampfer abholen sollen, und die nach seiner Rechnung bereits längst zurück sein sollten.

„Vater!" rief da plötzlich die kleine Gertrud, über den neuen glücklichen Gedanken ihr Bilderbuch eiligst bei Seite schiebend, „werde ich auch spielen lernen, wie Frieda lernen soll? Ich mag auch gern Musik hören, und Hans sagt, ich müßte auch selber Musik machen lernen, das lernten in Deutschland alle jungen Damen — und ich will auch eine Dame werden."

Der Vater lächelte, ohne des Kindes Berufung auf die Autorität eines seiner Arbeiter übel zu nehmen und sagte liebreich: „Vor der Hand wirst Du erst zusehen, mein Kind, wie Frieda lernt, und wenn Du dann Lust hast, werde ich Dir später auch Unterricht ertheilen."

„Warum denn nicht gleich, Vater? — Ich bin bei-

nah eben so groß als Frieda und möchte auch gleich Musik machen lernen."

Mr. Hartmann erfreute sich des kindlichen Eifers seines lebhaften Töchterchens und wandte sich lachend zu seiner Frau: „Da werde ich schön ankommen mit meinem Unterricht, wenn ich gleich zwischen zwei Feuer gerathen soll und selber auf so schwachen Füßen stehe, daß ich mich kaum noch der Noten und der Tastennummern erinnern kann. Das wird ein sehr erbauliches Lehramt werden, wobei am Ende die naseweisen Schüler bald genug den Meister auslachen werden, weil er nicht weiß, was er lehren soll."

„Gott sei Dank, ich bin gänzlich incompetent, und mische mich nicht dazwischen!" rief seine Frau dagegen; „nun, sieh nur zu, wie Du mit den beiden Wissensdürstigen fertig wirst."

„Das wird schlimm genug für mich werden, viel schlimmer als es beim Lesen und Schreiben ging, wo wir uns im Lehramte gegenseitig unterstützen konnten. — Daß sich auch keine Lehrerin bei uns will engagiren lassen! dann wären wir aller Noth entledigt, brauchten uns keine Vorwürfe zu machen und behielten die Mädchen immer in eigener Obhut, während wir so uns später werden von ihnen trennen und sie in eine Pension schicken müssen. — Ich habe der Miß, die ich in Orleans traf,

ein wahrhaft glänzendes Anerbieten gemacht, allein sie fürchtete sich übermäßig vor der Wildniß, in der wir doch so glücklich leben, daß wir uns gar nie daraus fortwünschen, und fand sieso entsetzlich, daß sie sich schnellstens einen Mann nahm, um nur vor der Versuchung sicher zu sein, mir hierher zu folgen."

„Das liegt besonders auch an dem wahrhaften Mangel an Hausfrauen, lieber Rudolf, und Du kannst es der Mistreß nicht verdenken, wenn sie eine sichere Ehe dem Gouvernantendienste vorgezogen hat. Bei dem Mißverhältnisse, welches zwischen der Anzahl der umwandernden Männer und Frauen herrscht, ist es leicht erklärlich, daß die Frauen rar sind — und ich rathe Dir sehr, die Deinige recht warm zu halten, sonst —" setzte sie neckend hinzu, sich doch gleichzeitig fest an die Brust des Mannes schmiegend.

Da ward die Thür aufgerissen und Gertrud, die vorhin hinausgegangen war, um der alten, halb tauben Magd von dem erwarteten Wunder zu erzählen, auf welchem auch sie Musik machen würde — stürmte jetzt wieder in das Zimmer mit fliegenden Locken und glühenden Wangen eifrig auf den Vater zu.

„Vater, sie kommen!" triumphirte sie jubelnd.

„Pluto ist schon da und man kann sie schon in der Allee sehen."

Mr. Hartmann erhob sich und trat mit seiner Frau wieder unter die Veranda.

Der Mond sandte sein bleiches Licht auf die friedliche Landschaft nieder, in der sich kein Lüftchen regte weit umher. Der Himmel, klar und lichtblau, glich einem unendlich großen Spiegel, und die milde Abendluft war von lieblichem Aroma durchduftet.

Als die Gatten aus der Veranda in den Garten traten, langte eben Hans auf seinem Pferde an und rief den Herrschaften einen guten Abend zu.

„Guten Abend!“ gab Mr. Hartmann zurück; — „ist Alles in Ordnung?“

„Alles gut und klar, Herr; der Wagen wird gleich hier sein.“

„Ihr kommt spät, Hans; ist unterwegs etwas passirt?“

„Nichts, Herr, der Dampfer kam spät, und der Weg durch den Wald will mit Vorsicht passirt sein, besonders mit einem so zartbesaiteten Instrumente.“

„Das ist richtig, und ich bin zufrieden, daß Alles glücklich abgegangen ist. Es ist nur gut, daß Ihr nun gekommen seid, denn wir waren schon besorgt um Euch; Amerikas Urwald ist keine deutsche Poststraße.“

Der Wagen war unterdessen angelangt, die Schwarzen neigten sich vor ihrem guten Mossa und begannen

sofort die Hüllen des Instrumentes zu lösen, und endlich die Kiste zu öffnen, welche es vor dem Einflusse des Transportes sichern sollte.

Während dessen wandte sich Mr. Hartmann zu Hans und nach einem sorgsamen Umblick, ob auch Frau und Kinder nicht etwa in der Nähe seien, fragte er mit gedämpfter Stimme:

„Hast Du auf dem Dampfer Nachrichten erhalten, wie es in Orleans aussieht? — Es gehen bedrohliche Gerüchte über dort herrschende Fieber, und wenn wir auch hier durch Entfernung und gesunde Lage der Pflanzung vor ihrer Ausbreitung nach unserer Gegend so ziemlich gesichert sind, so kann es uns doch nicht gleichgiltig sein, was drüben vorgeht — um so mehr, da in diesem Jahre viele, sehr viele Deutsche eingewandert sind.“ —

„Ja, Herr, eingewandert und meist schon wieder ausgewandert zur längsten Ruhe. Der Conducteur des Dampfschiffes war auch ein Deutscher, und ich fragte ihn deswegen, weil auch mir das Wohl oder Wehe meiner Landsleute am Herzen liegt — mehr, als ich früher ahnte, daß es mir jemals passiren könnte. Der Zustand drüben soll entsetzlich sein. Das Fieber wüthet mit furchtbarer Wuth, und es gibt täglich Hunderte von Todten, die man gar nicht mehr begraben kann, sondern, kaum

10*

erkaltet, in große Gruben wirft und mit einander verscharrt. Natürlich sind die ankommenden Fremden, welche meist aus Deutschen bestehen, die sich hier ein freundlicheres Geschick gründen wollten, als es ihnen das Vaterland bot, die ersten und schnellsten Opfer, und bezahlen fast Alle ihre Auswanderungslust mit dem Leben. Nur Wenige gelangen lebend wieder aus der Stadt, weil der giftige Stoff ihre gute Natur nicht schnell genug überwinden konnte; sie schleppen ihn aber mit sich in den Urwald hinein, und unter den Mühseligkeiten der neuen Ansiedlung, die mit ihrer Zelt- oder lüftigen Blockwohnung und all' den tausend Uebeln der unwirthlichen Wildniß den Aermsten auch kein Rosenlager bietet — da wird er ihrer sicher Herr. — In Orleans selber ist die Seuche noch immer im Steigen und fordert täglich mehr Opfer. Schon sind weder Aerzte noch Wärter, ja nicht einmal mehr Leute zum Fortschaffen der Todten zu erlangen, weil theils Alles gestorben ist, theils entflohen oder auch sich angstvoll in den Wohnungen abschließt. So kommt es, daß unbefangene Fußgänger in den Straßen zu Leichenträgern gepreßt werden, und in Folge davon meist selber der Seuche zur Beute fallen. Der Zustand soll entsetzlich sein, und auch heute befanden sich eine Menge Flüchtlinge auf dem Schiffe, die sich oberhalb am Flusse an-

siedeln und nie mehr nach dem verderblichen Orleans zurückkehren wollen."

„Das sind ja trübe Bilder," erwiderte Mr. Hartmann nachdenklich, „und es ist ein Unglück, daß man durchaus nicht helfend einschreiten kann, ohne die eigenen und die Nachbarfamilien, ja die ganze Gegend der Ansteckung auszusetzen. Ich gäbe gern einer Anzahl unserer unglücklichen Landsleute Obdach und Beschäftigung, doch darf ich es unter solchen Umständen gar nicht wagen, ohne die ganze Gegend in Gefahr zu bringen."

„Es würde auch wenig helfen, Herr. Denn wenn sie einmal die dortige Atmosphäre geschluckt haben, haben sie auch den Tod mit eingesogen, den keine Sorge und Mühe zurückhält."

„Im nächsten Jahre denke ich dafür meinen Plan doch auszuführen, und hoffe dadurch einigen armen bethörten Landsleuten zu helfen, die sich durch glänzende Vorspiegelungen aus ihrer abhängigen Lage hierherlocken ließen, und dem Elende nun erst recht in die Arme rannten. Unsere Pflanzung ist jetzt durchweg und gut bebaut, und ich kann im nächsten Jahre daran denken, noch einen Theil des mir gehörenden Waldes dazu zu schlagen und das Land urbar machen zu lassen. Holz wird jetzt so wie so sehr gesucht und hoch bezahlt, und wenn wir den Weg zum Flusse an einigen Stellen bessern

lassen, haben wir einen bequemen Transport. Ich will dann den neu gewonnenen Boden nicht durch Schwarze bebauen lassen, die ich ja auch erst kaufen müßte, sondern unglückliche Landsleute darauf aufnehmen, ihnen Hütten bauen und sie zur Feldarbeit gegen gutes Tagelohn verpflichten. Die Armen werden in Massen das Anerbieten annehmen, denn wenn sie dann hier allerdings auch nichts Anderes erreicht haben, als was sie in der Heimat verließen — ein Leben als Taglöhner und geplagter Arbeiter — so sind sie doch immer vor Tausenden beneidenswerth, die ein viel elenderes Los getroffen hat. Ein sorgenloses, wenn auch arbeitsames Leben in einer Colonie, wo für sie gesorgt und bei Unglücks- und Krankheitsfällen ihnen Schutz und Hilfe geleistet wird, ist noch immer beneidenswerth gegen das Steineklopfen an der Landstraße und andere letzte Zufluchtsorte solcher Armen, die eben nichts haben als die Kraft ihrer Arme und feste Hände zum Zugreifen. Du hast ja das auch kennen gelernt, obgleich Du wohl nicht ganz zu den Letzteren gehörst, und wirst mir Recht geben, daß eine solche Colonie für Viele eine Wohlthat werden dürfte."

Hans war bei der Erwähnung des Steinklopfens heftig erröthet und blieb die Antwort schuldig, während sein Blick den Boden suchte. Eine tiefe Bewegung kämpfte

in ihm, und Mr. Hartmann, der dieses bemerkte, fuhr begütigend fort:

„Ich wollte Dich mit meiner Aeußerung nicht verletzen, sondern nur einen Grund mehr für meine Behauptung gewinnen. Mir hat es überhaupt scheinen wollen, als ob Dich nicht die gewöhnliche Auswanderungslust unserer Landsleute und die verlockenden Bilder, die doch höchst selten nur einmal Wirklichkeit werden, hierher getrieben hätten; ich habe aber nie nach Deiner Vergangenheit gefragt, und werde es auch nicht thun, wenn Du nicht selber das Bedürfniß fühlst, sie mir mitzutheilen.“

„Es gibt Vergangenheiten, die am besten vergessen bleiben, wenn man sie überwunden hat,“ erwiderte Hans ernst, und wandte sich zu den Leuten, um beim Aufstellen des Pianoforte Hand anzulegen und das Befestigen der Füße zu besorgen.

Nun aber war es Mr. Hartmann, der sich durch diese letzte Aeußerung eigenthümlich betroffen fühlte und kaum einer augenblicklichen Verlegenheit Herr werden konnte. Kannte dieser, sein Diener, vielleicht seine eigene Vergangenheit, und wollte ihm mit diesem Ausspruche eine Lehre geben?

Er ließ den Blick fest auf dem eifrig Beschäftigten weilen, allein die unbefangene Ruhe in dessen Antlitze,

in die sich sogar ein Zug ernster Schwermuth mischte, schlug seinen Verdacht schnell nieder.

„Er leidet, wie Du, an seiner Vergangenheit, und sein Wort paßt für uns Beide!“ dachte der glückliche Pflanzer, und folgte seinem drängenden Töchterchen, das ihn zum Abendessen in das Familienzimmer rief.

Hans stellte mit den Schwarzen unterdessen das Instrument auf und rückte es an seinen bestimmten Platz. Dann sandte er die Schwarzen in ihre Wohnungen und blieb allein in dem dicht neben der Veranda gelegenen kleinen Salon zurück, in welchem das Instrument aufgestellt war. Er mußte Mr. Hartmann's Rückkehr erwarten, um die Befehle für den nächsten Morgen zu empfangen.

Die schmerzliche Bewegung, welche das Gespräch mit Mr. Hartmann in ihm erzeugt hatte, war noch nicht wieder ganz überwunden, und er schritt gedankenvoll in dem hell erleuchteten Gemache auf und nieder. Trübe, schmerzlich trübe Bilder stiegen in langen Reihen vor ihm auf, und legten ihre düsteren Schatten um seine bedrängte Seele.

Was war aus ihm, dem deutschen Freiherrn Hans von Harder geworden? Wie hatte sich seine Laufbahn gestaltet, deren erste Jahre nur das Lächeln des Glückes, nur den Glanz der Freude und Lust gekannt hatten?

Wohin waren alle seine Träume von Glück und Liebe, von Ruhm und Ehre in den geheiligten Hallen seines Stammschlosses und an der Seite der so heiß geliebten Signora? Wohin alle diese Träume, wohin diese heiße Liebe; was war aus dem schönen glänzenden Officier geworden, der einst der Liebling der Damen und der gefeiertste Cavalier der Residenz war?

Verschwunden, zerstoben Alles — Sein und Schein — vermodert unter dem Drucke der Zeit und der Macht des Erkenntnisses; er selber Tagelöhner auf einer amerikanischen Pflanzung — halb Arbeitsmann, halb Sclavenvogt. —

Er hatte seine Träume und die Verirrungen der Jugend schwer gebüßt, und doch wollte die Vergangenheit nicht von ihm weichen! Abgewandt stand sie noch immer, verachtungsvoll, deren Liebe er verrathen und der ja doch der innerste, edelste Kern seines Herzens zu Eugenien gehört hatte und noch gehörte! Verachtungsvoll blieb sie ihm abgewandt, und immerfort stand ihm ein blutiges Gespenst vor Augen und höhnte ihn mit dämonischem Lachen in den ersterbenden Zügen. Immer sah er die brechenden Augen vor sich, hörte das Hohnlachen des Sterbenden, sah das reizende Kind der Signora, und an diesem Anblicke waren seine Jugend und sein Jugendmuth, waren seine Liebe und seine Hoffnung gestorben,

und die Prüfungen des Schicksals hatten ihn schwer darnieder geschlagen, ihn zum Aeußersten und an den Rand des Grabes getrieben.

Er sah heute das Alles wieder, lebte sie alle noch einmal durch die schweren Prüfungen, die das Schicksal ihm bestimmt hatte, und doch fühlte er: die Schuld war nicht gesühnt, der blutige Schatten des Franzosen nicht versöhnt, den er im starren Egoismus engherziger Ansichten seiner Ehre hingemordet hatte. „Vorwärts, vorwärts!“ rief er sich selber verzweifelnd zu, „das Heil ist verscherzt, ich kann nicht mehr glücklich werden, sondern nur noch meine Pflicht erfüllen. Mir ist das Leben keine Wohlthat mehr, der Tod wäre es vielleicht, aber ich muß leben, um zu sühnen, das Dasein ertragen, um einst besser sterben zu können, als ich vordem gelebt habe. Daß man einst meinem Andenken nicht fluchen darf, das ist die einzige Ehre, die ich noch erstrebe.“ —

Und mit Gewalt die finsteren Bilder der Vergangenheit in ihr stilles Bett zurückjagend, trat er zu dem Instrumente hin.

Es war ein elegantes, tafelförmiges Fortepiano, in glänzendes Mahagoniholz gekleidet und auf gedrehten Füßen ruhend, von denen jeder eine vergoldete Löwenklaue hielt. Ein ähnliches Instrument hatte auf Hardersberg gestanden, und auf ihm hatte er mit seiner Schwe-

ster Anna den ersten Unterricht gehabt. Sie hatte es bis zur Virtuosität gebracht, während seine Kunst immer sehr für den Dilettantismus zu schwärmen schien und ihn niemals lange an dem Instrumente rasten ließ.

Was mochten sie wohl heute machen in Hardersberg, und mochten sie wohl seiner in Liebe gedenken? — Ja, ja dort liebte man ihn und hatte man ihm vergeben, und wenn er einst wiederkehren würde, einst — doch das Einst lag wohl noch in ungemessenen Fernen — dort würde seiner Verzeihung und die alte Liebe warten! —

Ein ähnliches Instrument hatte auch im Salon der Signora gestanden, und oftmals hatte er auf demselben den herrlichen Gesang der Signora begleitet. O diese Stimme, wie war sie so rein und herrlich gewesen, so klangvoll, wie himmlische Musik der Sphären. Wie hatte sie immer sein Herz berauscht und ihn himmelhoch gehoben mit ihrer bezaubernden Macht — und doch hatte sie ihn betrogen! Gedankenlos ruhten seine Finger auf den Tasten und schlugen leise Accorde an.

Die Töne grüßten ihn wie selige Stimmen heiligster Erinnerung, und seine Seele antwortete in Tönen. Leise und schwebend flogen die Finger über die Tasten, und die Melodie einer jener herrlichen Arien, die sie mit Meisterschaft gesungen hatte, quoll aus ihnen hervor.

Hans hatte sich, die Gegenwart, Alles, Alles ver-

gessen und schwelgte selig in den Wellen der Erinnerung, die leise murmelnd und wohlthätig über ihn dahinrauschten, allen Schmerz und alle Last ihm von der Seele hinwegspülend. Sein Antlitz leuchtete wie in den schönsten Stunden seiner Liebe; höher und seliger quollen die Melodien hervor und drangen hinüber bis zu Mr. Hartmann und seiner Familie, die verwunderungsvoll die seltenen Töne vernahmen.

Hans war unendlich schön als er da spielte. Er war in Amerika kräftiger und männlicher geworden, und auf seinem gebräunten Antlitze lag ein ernster Zug des Nachdenkens, der dem schönen Angesichte noch mehr Interesse verlieh.

Er spielte weiter und immer weiter. Bald jubelten die Töne himmelan und schienen sich nicht fassen zu können vor Glück und Wonne, bald klagten seine Melodien und erzählten von seinem Schmerze eine ganze Geschichte der Prüfung und des Leides; bald tönte es tröstend und mahnend aus den Saiten heraus, und seine begeisterten Züge wurden wieder ernst und nachdenklich.

Er sah und hörte dabei nichts was um ihn geschah und hatte es auch nicht bemerkt, daß Mr. Hartmann längst in das Zimmer getreten war und ihm zuhörte. Dieser verstand die Sprache der Töne, und ein unendliches Mitleid mit dem unglücklichen Jünglinge durch-

drang seine Brust. Dieses Spiel zeugte von einer mehr als gewöhnlichen Bildung und gab dem Pflanzer die Gewißheit, daß er einen Unglücklichen aus den verzweifeltsten Verhältnissen gerettet hatte.

Er fühlte es, daß diese Melodien ein verfehltes Leben beklagten, verstand die Kämpfe der Seele, die sich loszureißen strebte von den Fesseln der Vergangenheit, um geläutert ein neues Leben zu beginnen, und sein theilnahmvolles Herz war sofort bereit, auf dieses Streben einzugehen und dem Armen seinen schwierigen Weg zu erleichtern.

Fühlte er es ja doch selber genug, wie schwer eine verfehlte Jugend drückt; den Leidensgefährten unterstützend, wollte er noch selber sühnen, sühnen die Schuld der Jugend, die heute noch dem gereiften Manne schwer auf der Seele lastete.

Endlich war das Spiel geendet und Hans blickte gedankenvoll vor sich nieder, als wollte er erst Abschied nehmen von der Erinnerung, bevor er wieder zurückträte in die Gegenwart.

Da trat Mr. Hartmann zu ihm hin und sagte freundlich: „Hans, ich habe Dein Spiel mit angehört und mich daran erfreut; willst Du der Lehrer meiner Mädchen werden und ihnen Deine Kunst beizubringen

suchen? Es sollte mich freuen, dadurch Deine Stellung verbessert und sie Deiner Bildung angemessener zu sehen?"

Hans erröthete wieder und blickte verlegen nieder. Er erkannte wohl die geheime Absicht des Pflanzers, und schwankte doch sie anzunehmen, zögerte zuzugreifen, wo man ihm Erleichterung bot. Aber war das nicht vielleicht ein Fingerzeig, konnte nicht das Geschick sich versöhnend ihm neigen? —

„Wenn das Wenige, was ich leisten kann, Ihnen genügt," antwortete er gepreßt, „so nehme ich die Stellung mit Dank an."

„Nach dem, was ich gehört habe, denke ich, es wird wohl genügen, und die Mädchen, die Ihnen schon jetzt anhängen, werden gern bei Ihnen lernen. Kommen Sie, Mr. Harring, und essen Sie mit uns, die Reise wird Sie wohl angegriffen haben, und ich kann Sie gleich meiner Frau als Musiklehrer der Mädchen vorstellen."

---

## Neuntes Capitel.

### Die Flucht.

Während der Freiherr Hans von Harder in der Pflanzung Mr. Hartmann's sein neues Amt antritt, wolle der Leser einige Jahre mit uns zurückkehren, um das Schicksal unseres Helden zu verfolgen, das ihn in diese Wildniß getrieben hatte.

Hans von Harder erwachte an jenem Duellmorgen aus seiner Betäubung, als der Wagen am Bahnhofe hielt und der Kutscher den Schlag öffnete, um ihn aussteigen zu lassen.

Die Freunde hatten den Halbbewußtlosen in den Wagen geschoben, dieser war davongeflogen, und sein Rollen hatte den Armen noch mehr betäubt, so daß er sich jetzt verwundert umschaute und nur mit Mühe seine Umgebung erkannte. — Da flog der Strahl des Bewußtseins durch seine Seele, und mit einem Schlage wußte er Alles was geschehen war. Der Franzose war

gefallen — die Signora war schuldig — er auf der Flucht und binnen Kurzem verfolgt als Mörder und Deserteur! —

Sein Geist erlag fast unter diesem Bewußtsein und fassungslos starrte er den Kutscher an, der mit stoischer Gemüthsruhe neben ihm stand und auf sein Trinkgeld wartete. Das verwöhnte Kind des Glückes hatte noch niemals in seinem rosigen Leben Energie und Geistesstärke bedurft, — und jetzt, wo sein Schicksal auf dem Spiele stand, wo es galt mit einem Entschlusse von dem alten Leben scheiden und kühn und energisch in die Speichen des Schicksalsrades greifen — um sich ein neues Leben zu gründen, stand er fassungslos und unfähig einen Entschluß zu fassen, oder die wirren Gedanken auf den neuen Punkt zu sammeln, von dessen Entscheidung vielleicht sein ganzes Schicksal abhing.

Stumm und rathlos stand er vor der Eisenbahnbarriere und starrte gedankenlos in das Weite. In seinen verstörten Zügen konnte jeder Unbefangene den Zustand der Seele lesen; — es war als hätte das Verbrechen sein blutiges Maal auf die Stirn des Thäters gedrückt, damit ihn Jeder erkennen möge und zur Sühnung treibe.

Endlich weckte ihn der Kutscher, dem das Warten zu lange ward, aus seiner Erstarrung.

„Gebe mir der Herr meinen Fuhrlohn, damit ich

weiterfahren kann. Wenn übrigens der Herr noch mit dem Zuge fort wollen, müssen Sie eilen, er geht in zehn Minuten ab. Der nächste fährt erst gegen Mittag und bis dahin könnten —“

Ein blutiges Erröthen des Freiherrn und eine heftige Handbewegung brachen die Rede des besorgten Kutschers ab; — er empfing aus zitternder Hand ein Geldstück und fuhr unbekümmert weiter.

Auf Hans aber hatten seine Worte einen tiefen Eindruck hervorgebracht. Ja — bis zum nächsten Zuge konnte er — in Haft sein, um auf der Festung sein Duell zu büßen. —

Entsetzlicher Gedanke — gefangen — Gefangener — Festungsarrest, ein Freiherr von Harder! —

Und doch, wär' es nicht besser die Strafe zu tragen und als Mann von Muth und Ehre dem beleidigten Gesetze kühn in das Auge zu schauen, das ihn freilich verdammen mußte, während ihm dagegen die öffentliche Meinung günstig blieb, die Achtung seiner Cameraden und aller Männer von Ehre ihm nachfolgten auf den Schauplatz seiner Strafzeit, — und ihn jubelnd und achtungsvoll wieder empfing, wenn er sie abgebüßt und der Gerechtigkeit genuggethan hatte und frei und ehrenrein in das Leben zurücktrat?

Was hatte es denn gethan? — War es denn ein

Verbrechen, seine Ehre zu schützen und den Schimpf des Lästerers mit seinem Blute zu vertilgen? Konnte er sich nicht frei und kühn stellen und muthvoll sagen: ich habe meine Ehre gerächt, und den Schimpf mit dem Blute des Gegners abgewaschen, hier bin ich nun und stelle mich dem Gesetze!" —

Ja, das konnte er, und kein Ehrenmann würde ihm seine Achtung und seine Theilnahme versagen, wenn er dem verletzten Gesetze seinen Zoll bringen mußte. Die Richter selbst würden mit Bedauern ihren Spruch über den muthigen Jüngling fällen, der kühn dem Tode in das Auge geschaut und ohne Beben die Kugel erwartet hatte, die ihn zerschmettern sollte. Sie selbst, die strengen Männer der Gerechtigkeit, würden ihn achten, und wenn sie den strengen Spruch gefällt, ihm theilnahmsvoll die Hand drücken und sagen: „Fünf Jahre sind keine Ewigkeit, junger Mann, und unsere Achtung folgt Ihnen nach, wenn wir Sie auch verdammen mußten."

Er konnte sich dreist stellen — muthig seinem Geschicke in das Auge blicken, denn er hatte ja nichts gethan, als für seine Ehre gestanden als Mann, als Officier und Freiherr — und er wollte es.

Er wollte hin zum Major von Welling und ihm seinen Degen bringen; er wollte sich selber in Haft stel-

len, und als Mann von Ehre die blutig gerettete auch weiter vertreten.

Und ganz begeistert von diesem Entschlusse eilte er einer nicht fernen Droschke zu, um in die Residenz zurückzufahren.

Doch noch ehe er sie erreichte, kamen die Bedenken. Fünf Jahre mindestens im Festungskerker schmachten, fern dem Leben, fern der Freiheit, — ohne Hoffnung auf Begnadigung. Ja, ohne Hoffnung auf Begnadigung!? Denn erst vor wenigen Wochen war das Gesetz wegen der Duelle neu verschärft und publizirt worden — sein Fall war der erste seitdem und an ihm würde man glauben ein Exempel statuiren zu müssen.

Nein, nein — das wäre entsetzlich! —

Sein Muth sank tiefer und tiefer und sein ehrenvoller Entschluß wankte. Mitten in seinem eiligen Gange hielt er zögernd inne und blickte gedankenvoll nach dem Bahnhofe zurück. Dort winkte ihm Freiheit und Leben — und ach, das Leben in der Freiheit war ja so schön! — Konnte, durfte er ihm entsagen, so lange noch ein Ausweg, eine Aussicht auf Rettung ihm blieb? —

Da läutete die Glocke zum Zuge — schrillendes Pfeifen der Locomotive tönte herüber — und: „Nein, nein!“ rief es in ihm, „ich will nicht gefangen, ich kann kein Gefesselter sein! Meine Seele dürstet nach Freiheit

und Leben; ich bin ja so jung noch, habe noch so viele Forderungen an das Dasein und mag nicht die schönsten Jahre desselben im einsamen Kerker vertrauern. Nein, nein, noch kann ich gerettet werden!" —

Sein Geschick war entschieden, und nicht sein Charakter, nicht die Energie des Willens hatten es bestimmt, sondern der thierische Instinct, der die Creatur antreibt die Nacht zu fliehen und sich der Sonne und dem Lichte zuzuwenden.

Schon flog er dem Bahnhofe wieder zu, und Alles Zögern, jedes Bedenken waren glücklich überwunden.

In der Ferne winkten Freiheit und Glück — mußte es ihn denn nicht erwarten, wo er seinen freiherrlichen Schritt hinlenkte? — Und er hatte die Ferne gewählt.

Wenige Minuten später saß er athemlos im Wagen — der Zug flog davon und führte den Flüchtling einem neuen Leben entgegen.

Konnte, durfte es ihm ein anderes, als ein glückliches sein? — Konnte eine Gegend, die sein Fuß betrat, dem Klange seines freiherrlichen Namens widerstehen, und ihn anders als huldigend empfangen? — Thörichte Besorgniß. Hatte er nur erst die Gränzen des Vaterlandes im Rücken, so war er gerettet und glücklich, und tausend lockende Lebensbilder winkten ihm aus dem fernen

gesegneten Lande der Freiheit und des Glückes — Nordamerika.

Seine einzige Sorge war jetzt nur das glückliche Entkommen. Er gedachte mit Schrecken an die dämonische Gewalt der Telegraphen, deren Schnelligkeit er öfters durch scherzende Proben geprüft hatte, ohne zu ahnen, daß sie jemals gegen seine eigene Sicherheit spielen und ihren Riesenarm gespenstisch nach ihm ausstrecken dürften.

Fort und fort flog der Zug von dannen. Gegenden kamen und verschwanden wie im Traume, und jede Viertelstunde brachte ihn mehr als eine Meile der Residenz fern. — Aber so schnell das Dampfroß auch fliegt, so rasend es auch mit glühenden Nüstern durch die Lande schnaubt — schneller doch noch ist der Telegraph!

Dicht neben den Schienen liefen die weißen Stangen mit den Milchglasglöckchen entlang, die den verrätherischen Draht wie ein ungeheures Spinnennetz über das ganze Vaterland leiten. Hans blickte gedankenvoll und besorgt zu ihm hinauf, der sich schweigsam, wie ein Räthsel, an den Weg schmiegt und niemals es verräth, welche Blitze eben ihn durchzucken, um in weiter Ferne zum drohenden Worte sich zu gestalten.

Konnte nicht jetzt, während Hans gedankenvoll zu ihm hinaufstarrte, sein Steckbrief vorüberfliegen und ihn

stundenlang zuvor schon anmelden, ehe er noch das nächste Ziel seiner Reise betrat? —

Dämonische, geheimnißvolle Gewalt, deren düstere Macht drohend in seinem Hirne spukte!

O, weshalb konnte er nicht hinaus, und mit schnellem Griffe den elenden Draht zerreißen, der ihn zu verrathen drohte? —

Seine Furcht stieg von Station zu Station und so oft der Wagen geöffnet ward, fürchtete er das martialische Amtsgesicht eines Dieners der Gerechtigkeit zu erblicken, der ihm drohend die Depesche mit seinem Steckbriefe vor die Augen hielt. —

Wenn man ihn jetzt erreichte — wenn er nun noch gefangen ward, war er doppelt strafbar — denn nun war er auch Deserteur. Doch, das sollte und durfte nie geschehen; lebend sollten sie ihn nicht erreichen. „Lieber den Tod als die Schande," flüsterten die bleichen Lippen, während die bleichen Hände den Degen fester und krampfhaft umfaßten — und doch wurden sie noch fahler bei dem Worte — bei dem Gedanken „Tod." Jetzt däuchte dieser ihm schrecklich, dem er heute Morgens so ruhig in das Auge geschaut hatte; jetzt packte ihn eine verzehrende Angst bei dem Gedanken an diesen letzten schrecklichen Ausweg.

Doch die Telegraphen mußten diesmal ihre Pflicht

nur schlecht erfüllt haben, oder auch, man beeilte sich in der Residenz sichtlich nicht, die Nachforschung und Verfolgung ernstlich zu betreiben. Man wollte vielleicht den Spectakel und Scandal vermeiden, einen Officier aus dem ältesten Adel aufgreifen und nach der Residenz transportiren zu lassen, da das doch wieder auch einen Schatten auf die militärische Ehre im Allgemeinen werfen und eine Familie tödtlich compromittiren mußte, die seit Jahrhunderten treue Diener und Stützen des Herrscherhauses gezählt hatte.

Nirgends zeigte sich dem zagenden Flüchtlinge ein verdächtiges Zeichen, und er langte ungefährdet in Hamburg an. Auch hier nahm Niemand Notiz von ihm — ein sicheres Zeichen, daß man ihm hier nicht nachgeforscht hatte, denn die Uniform hätte ihn sofort verrathen müssen.

Sein erster Gang war nun zu einem Kleiderhändler, in dessen Locale er die Uniform mit einem einfachen Civilanzuge vertauschte, dann aber dachte er weiter über seinen Plan nach und berechnete — vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, sein Vermögen.

Der Stand desselben war kein glänzender, denn seine ganze Baarschaft betrug jetzt nur noch fünfhundert und einige Thaler, die er vor wenigen Tagen erst bei Silbermann geholt hatte, um sich in seiner neuen Woh-

nung eleganter und würdiger einzurichten. Damit konnte er in Amerika nichts Großes beginnen, doch war es immerhin eine erste Hilfe, ein Anhalt, und er beschloß, von Newyork aus an seinen Vater zu schreiben und diesen um Verzeihung und standesgemäße Equipirung zu bitten.

Dem Freiherrn von Harder konnte es ja nirgends fehlen, und er wollte nur erst das Land sehen und kennen lernen, bevor er sich für etwas Bestimmtes, für einen neuen Lebenszweck entscheiden mochte.

Noch an demselben Tage miethete er einen Platz auf dem Postdampfer, für den er achtzig Thaler zahlte, und am anderen Morgen sagte er der alten Heimat, in der er seine glückliche, rosenfarbene Jugend verlebt hatte, adieu, um in dem fernen Welttheile das Glück zu suchen, auf das sein Stand und Name überall Anspruch zu haben meinten.

Die schrägen Strahlen der Herbstsonne fielen vergoldend auf Hamburgs Thürme; noch einen letzten Blick sandte Hans nach der alten Heimat hinüber, dann wandte er sich um, und das Auge nach Vorwärts gerichtet, hörte er regungslos die Befehle des Capitäns, — das Klirren der Ankerkette — das Brausen der Räder, die das Schiff und ihn dem fernen Westen zutrieben.

---

## Zehntes Capitel.

### Die ersten Erfahrungen.

Aber schon während der Reise sollte Hans von Harder Erfahrungen machen, welche die Erwartungen und kühnen Hoffnungen, die er von der neuen Heimat hegte, etwas herabstimmten und ihn zum ernsten Nachdenken über seine Zukunft drängten.

Unter den vielen Passagieren des Postdampfers befand sich auch der Advocat Mr. Rost aus New-Orleans, ein geborner Deutscher, der trotz seines schon vorgerückten Alters noch einmal eine Reise nach dem deutschen Vaterlande unternommen hatte, und nun zu seiner Familie zurückkehren wollte.

Mr. Rost traf auf dem Decke öfters mit Harder zusammen und unterhielt sich gern mit dem jungen Manne, dessen einnehmendes und bestechendes Aeußere nicht nur auf die Frauen, sondern auch auf ernste Männer seinen Einfluß übte, und ihm schnell Theilnahme gewann. Der

alte Advocat kannte aus langjähriger Erfahrung und durch Reisen Amerika und seine Verhältnisse gründlich, und erstaunte nicht wenig, als Harder im Laufe des Gespräches mit seinen freiherrlichen Ansichten und Hoffnungen hervortrat, und mit der dem Adel angebornen Sicherheit auf ein glänzendes Los in der neuen Heimat rechnete, als ob solches ihm, dem letzten Sprossen der Harders, als natürliches Erbe zufallen müsse.

Mr. Rost war ein zu erfahrener Weltmann und hatte doch auch zu lange in Deutschland gelebt, um nicht sofort die Sprache des dortigen Adels heraus zu erkennen, der mit einer Manier der Berechtigung Vorzüge vor den niedrig Geborenen beansprucht, die ihm in dem friedlichen Vaterlande und von der passiven Duldsamkeit der guten deutschen Bürger nur zu gefällig zugestanden werden. Er erkannte die beschränkten Ansichten des jungen Mannes vollkommen, der keine Ahnung von den Zuständen und staatlichen Einrichtungen in dem Lande jenseits des großen Salzwassers hatte, von dem er weiter nichts gehört, als daß es frei sei, daß seine Völker als große Republik sich selber regierten, ohne zu ahnen, daß diese Freiheit besonders und vor Allem in einer Gleichberechtigung der Menschen, in einer Berechtigung der Arbeit und des kräftigen Strebens und in der Emancipation von den Vorrechten, Ein- und Uebergriffen des Adels ihre Wur-

zeln fasse, des Adels, den man dort drüben nicht anerkennt, und von dessen Walten und Schalten in Deutschland man sich dort wie Märchen erzählt, deren Wirklichkeit im dortigen Boden unmöglich wurzeln kann.

Mr. Rost erkannte das aus den Gesprächen seines jungen Reisegefährten, und es überkam ihn eine landsmännische Rührung, eine Art Mitleid mit dem jungen und unerfahrenen Manne, der so übel berathen in eine fremde Welt stürzte, die seine Principien nicht verstand und niemals anerkennen würde, und in welcher er, wenn ihn nicht bedeutendes Vermögen unabhängig stellte, die beste Aussicht hatte, in den ihm unbegreiflichen Verhältnissen unterzugehen.

Mr. Rost hatte den Plänen Harder's aufmerksam zugehört und dieser, der selber froh war, einmal über dieselben sprechen und die Ansichten eines Mannes darüber hören zu können, der in dem neuen Welttheile bereits heimisch geworden war, hatte das spöttische Lächeln nicht bemerkt, welches zuweilen über die ernste Züge des Advocaten flog. Dieser aber war entschlossen, ohne weiters das Messer an die Wunde zu setzen, und den Bethörten ohne Rückhalt auf seine Unwissenheit und die daraus entspringenden gränzenlosen Irrthümer, wie auf die Verkehrtheiten seiner Ansichten aufmerksam zu machen. Es war ein alter, rauher, aber herzensguter Kerl und

traf mit seinen Ansichten den Nagel gewöhnlich auf den Kopf, ohne jedoch viel Abwägen und Federlesens mit seinen Worten zu machen.

„Hören Sie 'mal, Herr," — begann er, als Harder schwieg, etwas rauh und heftig, „ich habe Sie nun ruhig ausreden lassen, nun lassen Sie mich aber auch einmal ausreden, denn Ihnen thut es wahrhaftig Noth, daß Ihnen einmal ein vernünftiger Kerl ein Licht anzündet und über Ihre thörichten Hoffnungen reinen Wein einschenkt. Wie mir Ihre eben dargelegten Ansichten deutlich genug gezeigt haben, sind Sie von Adel, und ziehen, wahrscheinlich auf die Aeste ihres Stammbaumes gestützt, als Glücksritter in die weite Welt. Da hätten Sie sich nun allerdings nach jedem anderen Lande eher, als gerade nach Nordamerika wenden sollen, wo man für ein Adels-Diplom nicht einen halben Dollar gibt. Warum haben Sie sich denn nicht lieber nach Rußland gewendet, wenn es Ihnen in Deutschland nicht mehr gefallen wollte? — dahin hätten Sie mit Ihren Ansichten gepaßt, aber niemals nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wer zu uns hinkommt und zufällig von Adel ist, legt diesen gewöhnlich ab, weil man durchaus weiter nichts, als höchstens Mißcredit durch denselben hat. Ich kann nicht begreifen, wie Sie ohne Weiteres einem Lande zu-

reisen können, über dessen Zustände Sie so unerfahren sind, als die Astronomen über das Land im Monde!“ —

„Aber, mein Herr —“

„Bitte, lassen Sie mich nur ausreden, denn hier ist es Pflicht, die Wahrheit zu sagen. In Nordamerika gelten Rang und Titel nichts. Der Adel gehört in die Märchenwelt, und nur wer etwas gelernt hat und sein Fach tüchtig versteht, kann in der neuen Welt sein Glück machen. Geschickte Maschinenbauer, Uhrmacher — überhaupt Handwerker aller Art; tüchtige Aerzte und auch Rechtsgelehrte, denn Streit gibt's in allen Welttheilen — sind in Amerika gesucht, — aber geschickt und tüchtig müssen sie Alle sein und arbeiten müssen sie können und wollen, dann werden sie drüben reussiren und ihr Glück machen. Auch Landbebauer, die in das Innere des Landes ziehen, ein Stück Urwald fällen und auf dem Platze Hütten bauen und Mais und Vieh züchten, können mit der Zeit reich und wohlhabend werden, wenn sie nicht unterdessen von den Thieren zerrissen oder von den Rothhäuten ermordet und geplündert worden sind, und wenn sie eben tüchtig zuzugreifen verstehen und ihren Vortheil wahrnehmen mit der aufgehenden Sonne, bis sie wieder in die Tiefe sinkt. Arbeiten muß bei uns Jeder und sich tüchtig regen, wenn er in Amerika fortkommen will; — über alle Anderen gehen Zeit und Er-

eignisse schonungslos dahin, und tausende Bethörter und Arbeitsscheuer, die in Amerika das Schlaraffenland suchten, fanden in ihm das Land des Fluches — leben im fürchterlichsten Elende und sterben endlich wie Hunde an der Landstraße, ohne nur Mitleid oder Theilnahme zu finden, denn dazu haben die Amerikaner keine Zeit."

„Sie mögen ein ganz tüchtiger Officier sein, daran zweifle ich nicht; aber da man in Amerika kein überflüssiges Militär als Spielzeug hält, und wir mit allen Mächten im tiefsten Frieden leben, so sind auch die Officiere überflüssig, und Sie werden einsehen, wie Recht ich habe, von Ihrer Unerfahrenheit zu sprechen."

Harder war sprachlos und starrte den alten Mann so verwirrt an, daß in diesem wieder die Theilnahme über den Zorn siegte, welcher vorher über diese Dummheit in ihm aufgestiegen war, und er fuhr milder fort:

„Den Plan, in den Vereinigten Staaten als Officier zu fungiren, geben Sie nur unbedingt auf, und ich rathe Ihnen freundschaftlichst, Ihren Adel gar nicht merken zu lassen, da er Ihnen nur Antipathien erwecken, theure Wirthshausrechnungen einbringen und höchstens Ihren Bemühungen um einen Lebensberuf schädlich werden könnte. — Haben Sie denn nicht andere Aussichten, verstehen Sie nichts weiter als exerciren? Sind Sie nicht Landmann, so daß Sie eine kleine Farm

kaufen und da Ihr Glück versuchen können? denn den Urwald erst zu roden, — dazu scheinen Sie mir denn doch auch nicht gemacht zu sein!"

Harder war bei den letzten Fragen aus seiner Erstarrung erwacht, aber er hatte ein so unangenehmes und bedrückendes Gefühl, daß er ganz kleinlaut geworden war. Die Aussichten, welche Mr. Rost eröffnete, waren allerdings nichts weniger als glänzend und ermuthigend, und doch sprach sie der ernste Mann mit einer Sicherheit und Ueberzeugung aus, die keinen Zweifel an ihrer Wahrheit aufkommen ließen.

Die letzten Worte des Advocaten hoben seinen Muth ein wenig wieder, und er erwiderte kleinlaut:

„Mit dem Landbau könnte ich es wohl versuchen, und glaube auch, daß ich mich auf einer kleinen Farm ganz glücklich fühlen würde. Auch fürchte ich die Arbeit nicht, und würde gern selber mit zugreifen, um mir für das Alter ein angenehmes Leben zu bereiten."

„Na, Glück zu! Herr von Harring, so war ja wohl der Name, der in der Schiffsliste stand?"

„Einfach Hans Harring, Mr. Rost." erwiderte Harder mit einem Anfluge erzwungener Laune, „das von haben wir in dem alten Vaterlande zurückgelassen."

„Ein neues wirst Du schwerlich finden," murmelte der Alte und schüttelte bedenklich sein graues Haupt, in-

dem er langsam und vorsichtig die Kajütentreppe hinunterstieg.

Hans blieb auf dem Verdecke zurück und schaute in die unendliche Wogenmasse hinein, die jeden Augenblick ein anderes Bild bot. Die Erklärung des alten Mannes hatte ihn schwer betroffen und zum ersten Male seit seiner Flucht stiegen bedenkliche Aussichten vor seiner Seele empor.

Kein Militär in Amerika — keine Officiere mit schlanken Taillen, silbernen Schärpen und blitzenden Epaulettes? — Was mochte das für ein Land sein, in dem man ohne diese Lions der civilisirten Welt leben, — und wo man existiren konnte, ohne in jeder Straße einer dieser stolzen Gestalten mit hoch erhobenem Schnurrbarte zu begegnen, bei deren Annäherung die Hände der gemeinen Cavalcade wie Telegraphenflügel in die Höhe und an die Mützen fliegen! Was mochte das für ein Land sein, wo man Alles das entbehren konnte, und wo Alles arbeitete? —

Arbeiten — ordinäres, häßliches Wort — wie klang es so eigenthümlich von den Lippen des Reichsfreiherrn Hans von Harder auf Hardersberg, dessen einzige Arbeit bis jetzt in Ausübung der noblen Passionen bestanden hatte!

Und doch, wenn es nun so war, wenn es wirk-

lich solch' ein fabelhaftes Land gab, und er kam geraden Weges hinein — was dann? — Sollte er die blaue Blouse anziehen und den Pflug leiten, Mais säen und Ochsen züchten, und verstand er das überhaupt, wenn er es auch wirklich sollte? — Die Sache machte ihm doch ungeheure Scrupel, — die Worte des Alten hatten den Schleier der Sorglosigkeit von seinen Zukunftsträumen gestreift, die ihn von frühester Jugend an glücklich umgaukelt hatten, — und er ging auf dem Verdecke umher wie ein entthronter Monarch, der keine Millionen in der englischen Bank gesichert hat.

Wenn er sich nun entschließen wollte eine Farm zu kaufen, würde er denn da mit seiner Baarschaft ausreichen? — das war eine neue Frage, auf die er keine Antwort hatte, — und dem alten Herrn, welcher in seiner Redeweise so verdammt ungenirt war, seine Lage offen darzulegen und ihn zu Rath zu bitten, dazu konnte sich der Freiherr auch nicht entschließen. Er erinnerte sich jedoch, einmal gehört, oder irgendwo gelesen zu haben, daß man in Amerika sehr billig Land kaufe, und das beruhigte ihn wieder etwas. — —

Harder hatte in seiner großen Ideen- und Gedankenaudienz weder auf seine Umgebung, noch auf das Wetter geachtet, bis ihm ein heftiger Windstoß den Hut

vom Kopfe riß, der glücklicherweise auf das Deck und nicht in die Wellen kollerte.

„Es gibt einen kleinen Tanz, Herr!“ rief ihm ein Bootsmann lachend zu, während Harder seinen Hut wieder in Façon brachte und verwundert auf die dicken Wolkenberge schaute, die auf den Flügeln des Windes am Horizonte heraufeilten.

Ein Sturm mit Gewitter und Regen — das war eine Abwechslung in diesem Einerlei und erfüllte Harder mit lebhaftem Vergnügen. Zwar wollten sich auch die Sorgen wieder in den Vordergrund drängen, doch der glückliche Leichtsinn der Jugend siegte, und mit einem hoffnungsreichen: „Es wird sich schon machen, nur den Muth nicht verlieren!“ — beschwichtigte er die mahnende Stimme und gab sich ganz und ungetheilt der großartigen Naturerscheinung hin, die mit tobender Wuth alle ihre Truppen entfesselte. — —

Harder, oder Harring wie er sich jetzt nannte, — um jeder etwaigen Erkennungsscene vorzubeugen, die der Zufall oft so wunderbar zusammenwürfelt — hatte während der etwas langwierigen Reise noch manches ernste Gespräch mit dem alten rauhen Advocaten, der ihm trotz seiner Derbheit und vielleicht gerade durch dieselbe, wie durch klares Urtheil und seine treffenden Anschauungen imponirte; und noch manchesmal ward

sein künstliches Gebäude selbstgefälliger Sicherheit, in dem er sich so gern unsorglos wiegen mochte, unangenehm erschüttert.

Der alte erfahrene Mann gab ihm die treuesten Schilderungen amerikanischer Sitten, Zustände und des herrschenden Treibens, bei denen Harder's Muth tiefer und tiefer sank. Er sah es gezwungen doch wohl ein, wie wenig er einem solchen Staate sein konnte, dessen Grundpfeiler in der materiellen und industriellen Kraft der Bewohner ruhten, und alle Ideale von Stand und Adel überwunden oder vielmehr von vorn herein ausgeschlossen hatten. Sehnsüchtig flogen seine Gedanken nach der heimatlichen Residenz zurück, in der er Alles hatte zurücklassen müssen, was er zum Glücke nöthig erachtete, — in der seine Principien anerkannt und gewürdiget worden waren, — und die ihm nun für immer verschlossen blieb.

Dort war er Officier, Mitglied ein Corporation, die man die Stütze des Thrones nannte und als solche achtete, die hochaufgerichtet als Berechtigte einherschritt und überall Anerkennung fand; — hier, in dem Lande, dem er entgegenging, sollte er nichts sein, als ein Mensch, geboren wie Alle und auf sich selber und seine Fähigkeiten angewiesen. Hier kannte man den Nimbus des Adels nicht, der dort den Blödsinn

selbst umgab und umstrahlte, hier herrschten Geist und Kraft, Fähigkeit und energischer Wille, die dort ein Adelsdiplom bequem ersetzen konnte, wenn sie eben nicht vorhanden waren.

Und den Erzählungen und Schilderungen des Mr. Rost gegenüber, der ihm von dem Fleiße, dem Betriebsinn, und der Industrie der Bewohner dieses Landes und von ihren Schöpfungen mittheilte, deren Größe und Erhabenheit sein Verstand in ihrer Vollendung nicht einmal zu begreifen vermochte, — fühlte er es wohl, daß diese Fähigkeiten in ihm nicht vorhanden seien, und daß er in diesem Lande der Industrie und Betriebsamkeit ein sehr passives Mitglied würde spielen müssen. Ihm fehlte der Geist — ihm fehlte aber auch die physische Kraft, um wenigstens mechanisch wirken zu können, und seine einzige Hoffnung blieb der Landbau, von dem einige schwache Jugendreminiscenzen in ihm auftauchten, welche er praktisch verwerthen und ausbilden zu können hoffte.

Was war in diesen wenigen Wochen aus ihm geworden, seitdem er flüchtig die Residenz verlassen hatte und mit ihr seine angebetete Liebe! — In der Einsamkeit, auf dem weiten Oceane, dachte er sich oft in das trauliche Boudoir der Signora zurück, sah er ihr wundervolles Lächeln, hörte diese einzige Stimme, die wie

süßer Harfenklang an sein geistiges Ohr schlug, und eine quällende Sehnsucht, ein Gefühl der Verlassenheit bemächtigte sich seiner — die ihn fast zur Verzweiflung trieben. Damit aber erwachte sein Stolz wieder und wallte heiß und zornig auf! Sie hatte ihn ja betrogen, war seiner unwerth — und all' der Schimmer von Lieblichkeit und Reinheit, der sie glorreich zu umstrahlen schien, war nichts gewesen als Schein und Kunstfertigkeit der berühmten Dame vom Theater. Sie war die Geliebte eines Anderen gewesen und hatte doch noch seine freiherrliche Liebe erstrebt und sich erkühnen wollen, an seiner Hand einzuschreiten in das Schloß seiner Ahnen!

Welche Gefahr für sein erhabenes Haus, das noch niemals eine Mesalliance, wie viel weniger ein solche gesehen hatte! Blutig roth stieg ihm die Erinnerung daran in das Gesicht, und heftig auf und nieder schreitend wandte er sich gewaltsam verachtend von dem schönen und imposanten Bilde des einst so sehr geliebten Weibes ab. —

Und endlich war das Ziel erreicht! Eines Abends sahen die Reisenden die scheidende Sonne über einen dunkeln Gürtel sinken, den der Capitän als die Küste von Nordamerika bezeichnete, und als die Passagiere am andern Morgen, froher Erwartung voll, das Verdeck früher als gewöhnlich betraten, warf der Dampfer eben auf der Rhede von New-York seine Anker aus und das

herrlich grünende Land schimmerte wie ein verheißendes Eden unter den Strahlen der Morgensonne.

Ein allgemeiner Jubel begrüßte das Festland nach so langem Schmachten in der Wasserwüste, und der Capitän hatte volle Mühe, die sehnsüchtige Ungeduld der Passagiere zu zügeln, die nicht zeitig genug das Land erreichen konnten.

Harder war Einer der Ungeduldigsten. Das Land der Ersehnung lag blühend und lachend vor seinen entzückten Blicken, und alle Sorgen, alle Zweifel schwanden bei diesem Anblicke aus seinem leichtsinnigen Herzen, das sich mit leichtem Jugendfeuer dem Eindrucke der Freude und des Genießens hingab. Er fuhr mit einer Menge Passagieren, unter denen sich auch Mr. Rost befand, an das Land, und der alte Advocat blickte halb zürnend, halb mitleidig auf die sorglose Heiterkeit seines jungen Reisegefährten, dessen wahrscheinliches Schicksal er leider ahnen konnte.

„Dummer Unverstand," — brummte er verdrießlich, — „dieses Adelsvolk ist doch unverbesserlich; sie bleiben unverschämt, und wenn ihnen das Messer an der Kehle sitzt No, meinetwegen!" — —

Dessenungeachtet trat er beim Landen freundlich an Harder heran, der in seiner Ungeduld ihn gar nicht

gesehen und gänzlich vergessen hatte, und bot ihm die Hand zum Abschiede. —

„Na, dann leben Sie wohl, Herr Harring,“ — sagte er treuherzig, „ich gehe nun mit dem nächsten Dampfer nach dem Süden. Ich wünsche Ihnen alles Glück, — mehr als Ihr Leichtsinn verdient, der im Grunde genommen doch nur verantwortlich ist. Es wird wohl manchmal etwas hart hergehen, ehe Sie Ihre Glücksträume verwirklicht sehen, doch halten Sie nur die Ohren steif, guter Wille und energische Ausdauer vermögen manchmal mehr, als der beste Verstand. Leben Sie wohl und so glücklich wie es gehen will.“ —

„Ich danke Ihnen, Mr. Rost, leben auch Sie wohl, und kommen Sie gut nach Hause.“ — —

Der Alte ging und seine Worte waren vergessen. —

Denn Hans hatte vollauf zu thun, um mit seinen Sinnen alles das Neue zu fassen, von welchem man allerdings in der heimischen Residenz keinen Begriff gehabt hatte. Seine Seele war bei dem bunten Treiben dieser Menschenmenge, die alle Nationen in den oft abenteuerlichsten und phantastischsten Costumen vertrat, und das Sprachgewirr machte ihm ein herzliches, nie geahntes Vergnügen. Wie bedauerte er es jetzt, nicht wenigstens englisch und französisch zu verstehen, wodurch sein Genuß noch bedeutend erhöht worden wäre! —

Hätten nur die Sprachen nicht so fabelhaft unanständig viel Mühe und ernstes Streben erfordert, so hätte er sie früher vielleicht doch gelernt — und heute bedauerte er wirklich, daß es nicht geschehen sei, und daß er die Mühe gescheut habe, welche sich nun in der neuen Heimat doch gut belohnt gemacht hätte.

Das war das Erste — und in diesem lauten und vergnügten Treiben dachte und ahnte er noch nicht, wie vieles Nichtgeschehene er noch beklagen sollte!

Nachdem er sich eine geraume Zeit in dem bunten Treiben bewegt und mit heiterster Laune manchen Stoß und Puff der immer geschäftigen Menge geerntet hatte, begab er sich nach der Stadt, und da er gehört hatte, daß der „Broad-way", eine drei englische Meilen lange Straße, die sich mitten durch die Stadt zieht, die Hauptstraße, und der Sitz des Luxus, der haute-volée und der schönen Welt New-Yorks sei, beschloß er, sich zuerst dahin zu wenden, um auf die gemüthlichste Weise in alter Officiersart darin zu bummeln.

Und wahrlich, New-York bietet dem Auge des Neuankommenden vor Allem ein imposantes Bild des Luxus und des thätigsten Geschäftsverkehrs vereinigt, wie man es in Europa wohl nur in London findet. New-York ist die eigentliche Hauptstadt von Nordamerika, die Metropole des Handels nach allen Seiten des gro-

ßen Staates hin, zu der sie besonders durch ihre günstige Lage emporgehoben wurde. New-York, welches vor zweihundert Jahren kaum ein Tausend Einwohner zählte, die keine Ahnung von der wichtigen Bedeutung dieses Platzes hegten, zählt jetzt weit über eine halbe Million Seelen und hat einen Umfang von mehr als neun Meilen. Die alten Gebäude und Magazine sind sämmtlich durch neue und elegante ersetzt worden, und im „Broadway," der Hauptstraße der schönen Stadt, vereinigen sich Handel und Geschäftswelt mit der eigentlichen haute-volée und machen dieselbe zum Glanzpunkte, zu einem Sitze des lebhaftesten Verkehrs, wie der Kunst und Eleganz.

Von diesem „breiten Wege" hatte Harder erzählen hören, und ihn suchte er auch zuerst auf, um sogleich einen Totaleindruck von der berühmten Stadt zu gewinnen, die ihm so ganz anders, so viel lebendiger und heiterer erschien, als eine deutsche Residenz. Ueberall sah er geschäftig verkehrende Menschen in allen Farben und Costumen, hörte er das lebhafte Kauderwelsch der verschiedensten Sprachen, alle Modulationen des Gelächters und der Heiterkeit, und er fühlte sich wie auf einem ungeheuren Maskenfeste im Carneval, auf dem Keiner sich um den Anderen kümmert, sondern Jeder nur darnach trachtet, heiter zu sein und sich zu amüsiren.

Hans schlenderte immer fort — doch wie sollte er denn aus diesem ungeheuren Chaos den gerühmten breiten Weg finden? — Die Leute rannten alle als ob sie gehetzt würden, so daß es unnütz gewesen wäre sie anzureden, weil doch Niemand darauf geachtet, ja im schnellen Vorüberfliehen die Worte gar nicht einmal gehört haben würde.

Doch dort saß ja ein Schwarzer auf dem Steine, der mit seinen großen Augen die Straße hinabstarrte, während der entsetzlich große Mund eine ihm angemessene Cigarre dampfte und die Hände nachlässig in den tiefen Taschen der weiten leinenen Pantalons ruhten, die neben einer eben solchen Jacke, nebst Hemde und buntfarbigem Halstuche, seine ganze Bekleidung waren. Auf dem wolligen Kopfe thronte ein Strohhut mit farbigem Bande, und die nackten Beine hingen über einander geschlagen von den Steinstufen hernieder, die in einen Branntweinladen führten.

Der Kerl hatte augenscheinlich nichts zu thun, schien ein kostbares Stück von einem Neger zu sein, und da Harder noch niemals mit einem Farbigen gesprochen hatte, beschloß er ihn anzureden und nach dem Wege zu fragen. Er trat zu ihm hin und sagte freundlich:

„Mein Lieber, sagen Sie mir doch, wie ich am

schnellsten nach dem breiten Wege gelange; ich bin hier fremd.“ —

Der Schwarze blickte auf, nahm die Cigarre aus dem Munde, blickte nieder und lachte, daß hinter den dicken Lippen die schönsten weißen Zähne erglänzten, — aber er sagte nichts, und schien den Fremden nunnicht weiter zu beachten.

Hans' Interesse wuchs bei diesem belustigenden Manöver, und er war entschlossen, sich nicht so leicht abschrecken zu lassen. Er fragte deshalb etwas lauter.

„Wollen Sie mir nicht antworten, guter Freund, ich bin hier fremd und bitte um Angabe des Weges.“

Wieder erfolgte dieselbe Scene. Die Cigarre verschwand und machte einem unmäßig breiten Fletschen Platz, dann kehrte wortlos die alte Ruhe zurück.

„Wollen Sie mir nicht antworten?“ frug Harder noch einmal.

Jetzt aber schien dem Schwarzen die Geduld des passiven Schweigens zu vergehen, und wiederum, aber heftiger, seine mächtige Hand aus der Tasche hebend und die Cigarre zwischen den dicken Fingern reservirend, erwiderte er kurz und indignirt: „O speak english!“ — machte dann eine halbe Körperwendung auf seinem Ruhepunkte, die ihn von dem zudringlichen Fremden abkehrte, und versank wieder in seine alte Lage, augenschein-

lich mürrisch genug ob der Störung seiner kostbaren Ruhe.

Nun befand sich aber Harder im Zustande des Nichtverstehens, doch enträthselte er sich das Wort „englisch" und es ward ihm klar, daß der Neger die deutsche Sprache seines Studiums nicht für würdig gehalten hatte, da es ihm mit der englischen gerade so ging, und er schritt verdrießlich weiter, durch die strömende Menge hindurch, bis er auf einen langsam und gemüthlich schreitenden Mann stieß, dessen ganzes Aussehen sofort den Deutschen verrieth. Von diesem erhielt Harder gern und ausführlich die Beschreibung des Weges, — und erreichte bald die nicht mehr ferne, berühmte Straße.

Da schritt er denn zwischen den imposanten freundlichen Häusern hindurch, die kühn und schlank dem Himmel entgegenstrebten, und bewunderte staunend die Eleganz der Läden und Geschäftslocale, von der er in der Heimat nur schwache Begriffe erhalten hatte. Alles war großartig, elegant und kühn; Alles schien Leben und glänzende Blüte, und die bunte Menge wimmelte geschäftig dazwischen umher, wie ein ungeheures Ameisenvolk. Hans konnte sich nicht müde sehen, nicht genug bewundern, und sein Wohlgefallen an der neuen Heimat stieg mit jeder Stunde.

Er hatte in einem Hotel glänzend dinirt, und hie

und da eine Unterhaltung angeknüpft, doch hatte er wenigstens darin den Rath Mr. Rost's befolgt, daß er bei seinem angenommenen Namen blieb und sich nicht als Adeliger ausgab. Er fühlte es gleichsam selber, daß in dieser Sphäre der Adel nicht gedeihen könne, und man hielt ihn für einen der Tausende seiner Landsleute, die mit der Absicht einwandern, sich anzusiedeln.

Hans lehnte nach dem Essen an einem Fenster, dampfte eine Cigarre und blickte interessevoll auf die vorbeiwogenden Menschen nieder — als ein schon ältlicher Mann zu ihm trat, der seinem Gespräche zugehört und ihn unbemerkt schon längst beobachtet hatte. Ohne erst von Harder beachtet zu werden, setzte er sich ihm gegenüber und sagte endlich in gutem Deutsch:

„Sie scheinen eben erst angekommen zu sein, Herr, haben Sie schon Ihre Pläne für die Zukunft gemacht, oder kann Ihnen ein vielerfahrener Geschäftsmann, dem schon mancher neu ankommende Landsmann Vertrauen schenkte, mit Rath und Vermittlung nützlich sein?“ —

Eben flog ein stechender Blick aus den grauen Augen zu Harder hinüber, allein als dieser auffah, blickte er in das gutmüthigst ehrliche Gesicht, dem man nicht leicht mißtrauen konnte.

Dieser Mann erschien unserem Freunde wie ein Schicksalsbote, und er beschloß ohne Zögern, ihn um

Rath zu fragen, der ihm ja keineswegs gefährlich werden konnte, — da er selber klug genug war, das Gute von dem Schlechten zu unterscheiden.

„Sie haben Recht gesagt, mein Herr, ich bin erst angekommen und mit den hiesigen Verhältnissen noch nicht ganz vertraut. Für Ihren freundlichen Rath würde ich Ihnen um so dankbarer sein, da man ihn in der Fremde nur selten findet."

„Nichts ist richtiger als dieses, und Sie können mir unbedingt vertrauen. Ich bin selber geborner Deutscher und liebe meine Landsleute herzlich, so daß ich immer bemüht bin, ihnen mit Rath und Vermittlung beizustehen. Es fragt sich nur, was Sie hier anfangen und welcher Art Betriebe Sie sich widmen wollen. Fast möchte es mir erscheinen, als wäre Ihnen am meisten mit einer Farm gedient?"

„Ihr Blick ist scharf und — Sie haben wiederum recht gesehen, Herr. Ein kleines Besitzthum mit wenigen Dienern würde meinen Wünschen wirklich am meisten entsprechen, und es w äremir sehr erfreulich, wenn Sie zufällig ein solches als verkäuflich wüßten."

„O nicht das allein, lieber Landsmann, Sie sollen es noch bequemer haben, denn ich selber bin mit dem Verkaufe einiger beauftragt und bitte Sie nur, mir nach meinem Comptoir zu folgen, da können

Sie gleich das Nähere einsehen. Eine kleine Farm vor Allem scheint mir wie geschaffen für Sie, und ich bin sicher, daß Sie ebenfalls dieselbe wählen werden. Wenn der Besitzer nicht gestorben und die Witwe nicht eine schwache und kränkliche Frau wäre, und übrigens bemittelt genug, um sorgenfrei in der Stadt leben zu können, so wäre diese Farm nie verkäuflich gewesen, denn sie ist so schön und voll Annehmlichkeiten, daß sie kein Besitzer verlassen mag. — Ich hoffe, Sie werden sich davon noch selber überzeugen können."

„Das ist mir eine sehr angenehme Nachricht," erwiderte Hans sichtlich erfreut, „und ich zweifle nicht, daß wir uns bei dem Geschäfte einigen werden. Wo liegt denn die fragliche Besitzung?"

„Allerdings etwas weit ab von hier, aber in der schönsten und fruchtbarsten Gegend Nordamerikas, im Staate Louisiana, und keine ganze Tagereise jenseits des Mississippi, auf welchem Sie die Reise billig und angenehm mit dem Dampfer unternehmen können. Die Gegend ist wunderbar fruchtbar, die Farm von zwei Schwarzen, einem Sclaven und einer Sclavin im besten Stande erhalten, und es kommt nur auf den Besitzer an, sie später noch zu vergrößern, da ein Stück Urwald mit ungeheuren Baumstämmen daranlehnt, der mit der Zeit gerodet und urbar gemacht

werden kann. Sie gewinnen dann außer dem fruchtbaren Boden noch Unmassen von Holz, die so nahe am Flusse verwerthet werden können."

Diese Nachrichten klangen sehr angenehm, und Harder folgte dem Geschäftsmanne mit eiligem Schritte, dessen Comptoir sie bald erreichten.

Hier trafen sie einen anderen sehr fein und sehr gelehrt aussehenden Herrn mit goldener Brille, der in großen Handlungsbüchern arbeitete und den Harder's helfender Freund von des jungen Landsmanns Wunsche, eine Besitzung zu acquiriren, unterrichtete, und ihn zugleich auf die Farm am Mississippi aufmerksam machte, welche für den Herrn wohl die passendste sein dürfte.

Der Andere blickte aus seinem Buche empor, schlug in einem Register nach und sagte mit wichtiger Miene:

„Die kleine Farm ist allerdings noch zu haben, und obgleich ein Irländer um dieselbe handelt, ist Ihnen doch der Verkauf unverwehrt, da uns der Andere noch keine Garantie gegeben hat. Sehen Sie hier — dabei schlug er eine große Karte aus einander — hier liegt die Farm: 150 Acres Land, durchweg fruchtbar und gut gebaut, ein Blockhaus darauf und zwei kräftige Schwarze für 3000 Dollars — das ist ein Spottgeld. Besinnen Sie sich nicht lange, denn ich versichere Sie, Sie machen

einen guten Kauf — und ich rathe Ihnen als Landsmann und Freund, da ich bei diesem Geschäfte nur gefälliger Vermittler bin."

„Dreitausend Dollars ist mir zu hoch, mein Herr, und würde meine Kräfte übersteigen, um so mehr, da ich augenblicklich keine bedeutende Summe disponibel habe und erst eine Hersendung aus Deutschland erwarten muß."

„Gut," erwiderte der Andere sehr bestimmt, „Sie sollen uns coulant finden. Wir wissen, daß deutsche Landsleute einander nicht betrügen. Sie bewilligen ohne Handel den Kaufpreis von 3000 Dollars, zahlen darauf was Sie disponibel haben, und wir creditiren Ihnen den Rest gegen sichere Verschreibung. Sind Sie damit zufrieden?"

Harder glaubte es sein zu können; er besann sich nicht lange, sagte zu, und obgleich die beiden Commissionäre mit einer Bezahlung von vierhundert Thalern nicht recht zufrieden waren, hielten sie zu Harder's großer Freude doch Wort; der Contract wurde ausgefertigt, die bedungene Summe ausgezahlt, die Verschreibung von Hans unterzeichnet, und binnen einer Stunde war er von der Regierung bestätigter Besitzer einer Farm am Mississippi, und fühlte sich in diesem Bewußtsein froh und glücklich.

Vorüber waren nun die Sorgen, die ihm manche unruhige Stunde verursacht hatten, und nachdem nun Alles so glücklich abgegangen und er im Besitze einer

blühenden Farm war, lachte er der Befürchtungen des alten ängstlichen Advocaten. Sobald er auf seinem Besitzthum angelangt war, wollte er an seinen Vater um Geld schreiben, dann könnte er seine Schulden bezahlen und könnte in seiner Einsamkeit, in der es herrliche Jagdgründe geben sollte, der glücklichste der Sterblichen werden. Die Nothwendigkeit hatte ihn schnell mit der Aussicht versöhnt ein Bauer zu werden, das Romantische seines zukünftigen Farmer- und Jägerlebens lockte ihn, und daß dieser Geschmack sich bald einmal ändern könne, daran dachte er jetzt am allerwenigsten.

Amerika war doch nicht so schlimm, wie er es Mr. Rost's Schilderungen nach gefürchtet hatte.

Doch sein neuer Freund drängte ihn zur Abreise. „Sie müssen eilen," rieth er sorglich, „um nicht dem Unheil auf Ihrer Farm Eingang zu verschaffen, was gar zu leicht geschieht, wenn der Herr fehlt. Noch heute geht ein Dampfer nach dem Süden, da müssen Sie mitfahren, und kommen so am schnellsten in die neue Heimat und auf Ihr Eigenthum."

Harder hätte nun zwar gern New-York noch etwas genossen, doch das Wahre dieser Warnung wie seine ziemlich leere Casse waren zwei Vernunftgründe, die ihn schnell zur Annahme des guten Rathes bestimmten. Sein neuer Freund geleitete ihn noch zum Dampfer und nahm

mit den herzlichsten Segenswünschen und manchem guten Rathe von ihm Abschied.

„Die Deutschen sind doch gut," — dachte Hans als er nun allein war, fast gerührt, „wie hätte ich daran denken können, hier, im fremden Lande, eine so herzliche Theilnahme zu finden!"

Dann fühlte er noch einmal nach seinem Kaufbriefe, der wohlverwahrt in der Brusttasche ruhte, und schlenderte nachlässig auf dem Verdecke des Dampfers auf und nieder, der einer Arche Noah's voll allerlei Menschenracen glich. Auch Indianer sah Hans hier zum ersten Male, die den Dampfer benutzten, um nach dem Süden zu gelangen, und bewunderte ihre edle, ernste Haltung und die eigenthümlichen Schmucksachen, die ihre Glieder zieren sollten.

Mit mächtigem Rauschen griffen unterdeß die Räder des Dampfers vorwärts, und wie ein Vogel geschwind, flog er den stolzen Strom hinab. — — —

In einer der freundlichsten Farmen des Staates Louisiana, die einem Mr. Stephenson gehörte, saß dieser mit seiner Familie eben beim Mittagessen, als ein Fremder die Farm betrat und seinen prüfenden Blick wohlgefällig auf den blühenden Anlagen ruhen ließ. Alles, was er da erblickte, trug den Stämpel der Sorgfalt und Ordnung, und sehr zufrieden schritt der Fremde dem

freundlichen Blockhause zu, das von tragenden Pfirsichbäumen ringsumher beschattet ward.

Da ihm Niemand entgegen kam, murmelte er lachend: Man merkt doch, daß noch kein Herr hier ist, und trat unverzüglich in das offene Haus. Sein Erstaunen war jedoch nicht gering, beim Oeffnen des Zimmers eine ganze speisende Familie vor sich zu sehen, deren greises Oberhaupt mit fragendem Blicke entgegenkam.

„Willkommen, Herr!“ sagte der alte, ernste Mann und reichte ihm die Hand, „Sie kommen noch zurecht, um unser bescheidenes Mahl zu theilen. Setzen Sie sich, Herr, und nehmen Sie vorlieb.“

Und mit der herkömmlichen Gastfreiheit, die keinen Reisenden ungespeist von ihrer Thür schickt, keinem Fremden ein Nachtlager versagt — ward sofort ein Gedeck für den Fremden aufgelegt und er zum Essen genöthigt, zu dem ihn der Weg mit kräftigem Appetite versorgt hatte. In Ermangelung eines Reitthieres war der Reisende seit Sonnenaufgang gewandert.

Als er gesättigt war, mußte er dem Wirthe Bescheid trinken und eine Cigarre anzünden — die Familie verschwand aus dem Zimmer, und die erwartungsvolle Stellung des alten Herrn zeigte an, daß er bereit sei, das Anliegen seines Gastes zu hören.

„Nach alledem, was ich gesehen habe,“ — begann

dieser zögernd, „muß ich annehmen, daß ich trotz der genauen Wegbeschreibung doch verirrt und nach einer anderen Farm gelangt bin, statt auf die, nach welcher mein Weg mich führen sollte. Dieses ist nicht die früher Stephenson'sche Farm?“

„Doch, Herr, sie ist es noch,“ erwiderte der alte Herr mit einem sonderbaren Lächeln, „und ich selber bin John Stephenson, Besitzer der Farm, der jetzt aber fast glauben muß, Sie gehören auch zu den armen Betrogenen, die den alten John Stephenson längst im Grabe wähnen.“

„Allerdings,“ erwiderte Harder immer mehr verlegen, „theilte mir der Commissionär, welcher mir die Farm verkaufte mit, daß Mr. Stephenson verstorben sei und seine kränkelnde Witwe eben nur deshalb die blühende Farm verkaufen wollte. Ich bitte Sie, erklären Sie mir das, denn ich habe diese Farm gekauft, mit dem Kaufbriefe in der Tasche, um von derselben Besitz zu nehmen.“

„Der wahrscheinlich eben so gefälscht und eben so werthlos ist, als die sechs Stücke, welche bereits sechs Vorgänger vor Ihnen brachten, die ebenfalls von meiner Farm Besitz nehmen wollten.“

„Was sagen Sie?“ rief Harder heftig und entsetzt, „mein Kaufbrief unecht, werthlos? — Sie irren, mein Herr Stephenson, oder wer Sie sonst sein mögen; mein Kaufcontract ist vom Hause Thomson u. Comp. in New-York ausgestellt und von der Behörde bestätigt worden.“

„Richtig, also jetzt in New=York; gerade so hießen die Schurken ebenfalls, welche die früheren Contracte abgeschlossen hatten, nur daß sie theils aus Philadelphia, theils aus Baltimore datirt waren. — Die Bestätigung der Behörde war aber auf allen nachgemacht und gefälscht.“

„Himmel, was sagen Sie da! — So wäre ich also betrogen!“ rief Harder außer sich gebracht und kaum im Stande seine Fassung nur einigermaßen zu bewahren. „Nein, nein, doch — das ist ja nicht möglich, und ich bin weder dumm noch leichtgläubig genug, mich so leichten Kaufs prellen zu lassen Die Pflanzung gehört mir, denn ich habe sie gekauft, und die Behörde wird mir nöthigenfalls mein Recht verschaffen, wenn Sie mir es nicht gutwillig zugestehen, und mir die Farm einräumen wollen, Mr. Stephenson.“

„Das heißt, die Behörde wird Ihnen bestätigen, daß Sie betrogen sind und Ihnen befehlen, meinen Frieden nicht mehr zu beunruhigen — ich kenne das. Ihre sechs Vorgänger haben gerade so geredet, haben auch die Behörden angerufen, und sind überzeugt worden, daß sie geprellt waren, und daß die Farm rechtmäßig mir ganz allein gehört. Ich werde sie auch niemals verkaufen, kann jedoch auch nichts dafür, und nichts dagegen anstellen, wenn sie gewissenlose Speculanten unter ihren Hammer bringen und unvorsichtige Thoren damit

betrügen, die da kaufen ohne nach dem Rechte des Verkäufers zu fragen. Ich bedauere Sie, Herr, aber ich kann Ihnen doch nicht helfen, und Sie können es mir nicht verdenken, daß ich, John Stephenson, Farmer auf dieser meiner Farm bin und bleibe, allen Ihren unechten Kaufbriefen zum Trotze. Ich kann es Ihnen auch nicht verdenken, wenn Sie die Behörden deshalb befragen und sich Gewißheit verschaffen — für jetzt aber sind Sie mein Gast, und es ist meine Pflicht, Ihnen das Unangenehme des Vorfalls wenigstens so lange vergessen zu machen, als Sie in meinem Hause weilen."

„Sie wollen also die Farm nicht räumen?" rief Harder heftig dagegen, „wollen mich nicht in meinen wohlerworbenen Besitz treten lassen? — Sehen Sie hier, da steht es: Das Haus, Feld, ein Stück Urwald und zwei Sclaven."

„Ziemlich genau unterrichtet," entgegnete der Alte trocken, „es ist weiter Keiner vergessen, als ich und meine Familie; wir sind doch aber immer noch die Hauptpersonen, und werden sie auch wohl bleiben müssen."

„Sie wollen also mein Besitzthum gutwillig nicht räumen? — Ist das Ihr letztes Wort, Mr. Stephenson?" rief Harder außer sich, denn vor seiner bedrängten Seele stand das Schicksal mit der Fackel des Verderbens in den Händen.

„Mein letztes Wort, ich bleibe auf meinem Besitzthume!“

„Dann leben Sie wohl, doch werden Sie bald von mir hören!“

„Bin begierig!“ erwiderte der Alte phlegmatisch, und blickte kopfschüttelnd dem Hinwegeilenden nach, der den Weg hinabflog, wie von Furien gepeitscht.

Doch je weiter er kam, um so ruhiger ward sein Schritt, um so verzweifelter sein Aussehen. Er durfte nicht mehr zweifeln, er war betrogen, betrogen um sein Letztes, und stand nun ganz mittellos und entblößt, mitten in einer furchtbar schönen Wildniß — fern der Heimat, fern jeder rettenden Hand.

Eine wahnsinnige Angst packte ihn und schüttelte seine Glieder. Die schrecklichsten Bilder der Zukunft gaukelten vor ihm her und in seiner Seele lebte kein Plan und keine Hoffnung mehr.

Verzweifelnd an seinem Geschicke, überschritt er die Grenze der Farm, die er mit so freudigem Eigenthümerbewußtsein betreten hatte; sein Muth war gebrochen, seine Hoffnung tief gebeugt, und langsam, mit schweren Schritten verfolgte er den Weg nach New-Orleans. —

Ende des dritten Bandes.

---

Druck von Lutschansky & Spitzer.

# ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Siebenzehnter Jahrgang.

Neunter Band.

## E h r e.

IV.

Wien.

H. Markgraf & Comp.

1862.

# Ehre.

Roman in sechs Büchern

von

**Julius Mühlfeld.**

Nicht trotz auf Väter Ehre, die eign'e nur ist Dein,
Der Spanner kann den Bogen nur nennen Sein,
Was frommt der Werth Dir, welcher nicht mehr verweilet?
Mit eig'ner Fluth der Kraftstrom durch's Meer hineilet.
(Fritjofssage.)

Vierter Theil.

**Wien.**
H. Markgraf & Comp.
**1862.**

# Inhalt.

# Ehre.



# Erstes Capitel.

## Die Noth steigt.

Wenige Tage darauf wanderte eine gebeugte jugendliche Gestalt durch die Straßen von New-Orleans, die die mitleidigen Blicke manches Vorübergehenden auf sich lenkte. Es war Hans von Harder, und die Sorge und Verzweiflung, wie die Angst vor dem Hungertode, hatten dem armen Verwöhnten so arg mitgespielt, daß er einem eben vom Fieber erstandenen ähnlich sah. Während der tagelangen Wanderung durch die Wildniß, in der ihm nur selten Spuren menschlichen Daseins begegnet waren, hatten die ängstlichsten Vorstellungen, die aufreibendsten Ideen einer schreckenvollen Zukunft Zeit gehabt ihn gehörig zu schütteln, und mit dem Adel und Wohlleben war auch sein Muth dahin.

Der Pistole eines Gegners, welcher mit einem Worte seine freiherrliche Ehre beleidigte, hatte er sich

ruhig und ohne Zittern gegenüber gestellt, — denn es galt ja die Ehre, — dem Leben gegenüber aber, das jetzt einen ernsten Charakter annahm, und ihm ebenfalls kalt und drohend wie ein Pistolenlauf ansah — dem Leben und seiner Sorge gegenüber war er schwach und muthlos, und ließ feige die Schwingen hängen, statt den Kampf anzunehmen und muthig für das Dasein zu streiten.

Feig und schlaff bot er ein Bild des tiefsten Seelenjammers, und immer von Neuem betrachtete und prüfte er seinen Kaufcontract, an dessen mögliche Echtheit er sich anklammerte, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalme hascht.

Er las und las immer wieder und Thränen der Angst und Muthlosigkeit näßten oftmals das Papier, wenn er an die Worte und die sichere Ruhe des Mr. Stephenson dachte, der wenig genug Lust zu haben schien, sein Besitzthum zu verlassen.

Er war also betrogen, seines letzten Besitzes beraubt und schlich als Bettler mit einer Baarschaft umher, die ihn keinen Tag mehr vor dem Hunger schützen konnte. Er war betrogen — schändlich betrogen — ein elender Bettler! — Doch nein — das konnte ja nicht sein — der Kaufbrief war sicher echt, — es mußte sich ausweisen, er war echt — er durfte ja nicht falsch sein!

— Fort nur, vorwärts zu einem Advocaten, der mußte ihn retten, und ihm zu seinem Rechte, zu seinem Eigenthum verhelfen! —

Das war bei dem Unglücklichen zur fixen Idee geworden. Furcht und Hoffnung rasten um die Wette durch sein Hirn, und er war wirklich krank, als er nun endlich in New-Orleans ankam. Aus seinen hohlen Augen glänzte Fieberglück und auf den Wangen blühten Flammenrosen, die jedem Arzte Besorgniß gemacht hätten. Ueberdieß war sein Anzug durch die Strapazen der Reise mehrfach ruinirt und unordentlich geworden, doch achtete er dessen nicht, — sein Gedanke haftete auf dem einen Punkte — er wollte sein Recht und sein Besitzthum haben.

So wankte er durch eine der belebtesten Straßen von Orleans, sah sich jedoch vergeblich nach einem deutschen Gesichte um, bei dem er sich nach einem Advocaten erkundigen könnte. Weiter und weiter trug ihn sein schwankender Fuß, — er redete endlich einen der ihm Begegnenden an, der jedoch kopfschüttelnd vorüber ging — und Harder wagte den Versuch nicht zum zweiten Male.

Weiter und weiter schwankte der Arme, bis ihm das Schicksal endlich einen Deutschen entgegenführte, den er trotz seiner Geschäftseile anhielt.

„Können Sie mir nicht die Wohnung eines tüchtigen, wenn möglich deutschen Advocaten bezeichnen, mein Herr?“ redete er ihn an, dem Fremden gegenüber sofort alle Gewandtheit europäischer Form wieder gewinnend.

„Sie stehen vor dem Hause eines der Tüchtigsten und der ein Deutscher ist,“ — erwiderte der Gefragte freundlich, auf ein elegantes Haus zur Rechten deutend, und war in dem Gedränge der Vorübergehenden verschwunden, ehe noch Hans ihm danken konnte.

Dieser zog an dem bezeichneten Hause die Glocke, worauf die Thür geöffnet ward und sich ein schwarzer Portier in glänzender Livrée zeigte, der auf englisch nach dem Begehr des Fremden fragte.

Harder trat ein und fragte deutsch, ob der Herr Advocat zu Hause und zu sprechen sei.

„Der Herr Doctor sind in seinem Zimmer, ich werde den Herrn melden,“ — erwiderte der Schwarze jetzt ebenfalls in geläufigstem Deutsch und verschwand geräuschlos hinter einer der etwas tief gelegenen Thüren.

Gleich darauf kehrte er zurück, winkte dem Wartenden einzutreten und — Harder sah sich seinem Reisegefährten vom Dampfschiffe, dem alten Mr. Rost gegenüber. —

Dieser war nicht wenig erstaunt über das sonderbare Zusammentreffen, und blickte theilnahmvoll auf

das zerrüttete Aeußere des jungen Mannes, dessen fieberhafte Erregung jetzt wieder auf das Höchste stieg.

Mr. Rost ahnte dunkel, was hier geschehen sein konnte, und griff theilnahmvoll nach dem Papiere, das Harder ihm entgegenreichte.

„Prüfen Sie, Mr. Rost, prüfen Sie, ist dieser Kaufcontract mit seiner Bestätigung echt? — Man will mich betrügen, mir mein Eigenthum vorenthalten," — sagte er mit bebenden Füßen, — „prüfen Sie, ich bitte Sie, und sagen Sie mir es, daß kein Mensch mir meine Farm streitig machen kann." Seine glühenden Augen hingen durchbohrend an Mr. Rost's Zügen, als wollten sie den innersten Gedanken seiner Seele ergründen.

„Armer Jüngling," rief der theilnahmvolle Mann nach kurzer Prüfung, — „es ist leider so. Sie sind betrogen, und die Bestätigung der Behörde ist gefälscht. Die fragliche Farm gehört übrigens meinem alten Freunde Stephenson, der selber noch rüstig ist und außerdem zwei Söhne besitzt, die wohl schwerlich die Farm jemals verkaufen werden."

„Also wirklich, doch betrogen!" — stammelte Harder tödtlich erbleichend. — Es war zu viel für seine erschöpfte Natur — die Fieberglut entwich, das Auge brach, und der Unglückliche sank bewußtlos auf dem Teppiche des Zimmers nieder.

Die Glocke Mr. Rost's rief einige Diener herbei, die den Bewußtlosen aufhoben und auf das Kanapee betteten. Mr. Rost holte Salze und belebende Essenzen herbei, und nach vielen Bemühungen gelang es, den Bewußtlosen zum Leben zurückzurufen. Da sich dieser vor dem Manne, der ihm sein trübes Schicksal voraus verkündet hatte, seiner Schwäche schämte, richtete er sich kräftig empor und dankte für die freundliche Hilfe bei dem bösen Zufalle, den er der Einwirkung seiner langen Fußreise zuschrieb, die er niemals hatte vertragen können.

„Also wirklich betrogen — und hoffnungslos? — fragte er noch einmal leise.

„Rettungslos, lieber junger Mann, und man kann den Schurken nicht einmal verfolgen, ohne noch Tausende obenein zu opfern — und vielleicht, ja wahrscheinlich sogar, doch ohne Erfolg. Denn die Leute werden sicherlich ihren Wohnsitz und vielleicht auch die Firma geändert haben, und es ist nichts schwieriger, als in den Vereinigten Staaten, zwischen diesem maßlosen Verkehre ein Paar solcher Individuen habhaft zu werden, die noch dazu sich selber nicht sicher fühlen und Gründe haben, sich vorsichtig verborgen zu halten. Nein, das geben Sie nur von vorn herein auf, und betrachten Sie den Verlust als ein frommes Lehrgeld. Sie haben gleich

zu Anfang eine sehr trübe und theuere Erfahrung gemacht, und ich will nur wünschen, daß es die letzte sein möge. — Kann ich Ihnen als Landsmann vielleicht in etwas dienlich sein?" — fragte er freundlich, als er bemerkte, daß Harder gehen wollte.

„Nein, ich danke für Ihre Freundlichkeit — ich danke Ihnen herzlich, Mr. Rost!" — erwiderte Harder dumpf, steckte das verhängnißvolle Papier wieder in die Tasche und verließ mit einer leichten Verbeugung das Zimmer.

Mr. Rost hatte in seinen Zügen den Ausdruck der Verzweiflung gelesen und blickte ihm mitleidig nach. „Wieder Einer von den Tausenden, die hier den Himmel suchen wollen und die Hölle finden: Einer so, der Andere so — wer ihnen doch helfen könnte!" —

Harder rannte wie besessen durch die Straßen, denn jetzt, da er nun die Gewißheit seines Verlustes hatte, da er sein gutes Recht zur Chimäre geworden sah, fühlte er noch einmal die ganze Schwere des Unglücks, und sein Blick fiel schwer und bang auf die dunkle Zukunft, die seiner warten mußte.

Was sollte er nun, aller Mittel beraubt, in dem fremden Lande beginnen, dessen Sprache er nicht verstand und in der man barbarisch genug, seine Offizierskünste gar nicht einmal zu schätzen wußte?

Arbeiten — dieses Wort konnte sein verwöhnter Magen noch immer nicht verdauen, und schließlich wußte er auch gar nicht einmal, was er arbeiten sollte, denn er verstand eben so wenig, eine Arbeit zu verrichten, als das Arbeiten selber. Sein Beruf war es gewesen, die Ehre des Hauses zu wahren, von der man in seinem Sinne in Amerika nichts wußte; nie aber hatte man daran gedacht, ihn darauf hinzuweisen, wie man auch Brot verdienen könne, wenn man nicht adelig sei und nicht zu den Auserwählten der Gesellschaft gehöre.

Doch genug davon — sein Zustand gränzte an Verzweiflung, und er zermarterte sein Gehirn mit Plänen aller Art Aber überall kam endlich doch seine Unzulänglichkeit zu Tage, und zu Nichts — entsetzlich für ihn selber — zu keiner Beschäftigung fand er sich passend. Wo Geist gefordert ward, fehlte es ihm an Kenntnissen, und wo man roher Kraft bedurfte, thätige physische Anstrengung muskulöser Glieder, erweckten ihm ein Blick auf die schlanke Taille, die zarten Arme und weißen Hände mehrmals gerechte Besorgniß.

Er war eben nichts, als ein Cavalier; sein Wissen war der Stolz auf Adel und Rang, seine Kraft perfecte Ausübung nobler Passionen, die aber nur Geld zu kosten pflegen, während er sich in der Nothwendigkeit befand, Geld verdienen zu müssen. Denn schon war seine

Baarschaft zu Ende, und er hatte die letzten Cents für ein frugales Essen im Gasthause bezahlt.

So stand er hilflos in der fremden Welt und seine Taschen waren eben so leer an Geld als sein Herz an Muth und Hoffnung. Trübe und gebückt schlich er durch die langen Straßen von Orleans und wagte es sich selber kaum zu gestehen, daß ihn der Hunger zu plagen beginne und er nichts besaß um ihn zu stillen. — Es konnte ja auch noch gar nicht sein; denn er hatte vor kaum sieben Stunden erst gegessen; — wie konnte der klopfende Gast schon wieder seine ungestümen Wünsche äußern? —

Und schon kam der Abend und senkte seine düsteren Schatten tiefer und tiefer auf die Stadt hernieder. Der Verkehr erstarb, die Straßen wurden leerer, und aus den Häusern drang der Lichterglanz auf den nebelfeuchten Abend heraus. Es ward dabei stiller und immer stiller, und Hans irrte noch immer umher, durch heftiges Laufen den nagenden Hunger bekämpfend, der um so höher stieg, um so begehrlicher laut wurde, je öfter der Unglückliche den duftigen Zurichtungen zu prächtigen Abendessen begegnen mußte.

Ihm wäre auch das einfachste heute zum Leckerbissen geworden, und er beneidete den Bettler um sein trockenes Brot, das dieser mit Wohlgefallen verzehrte;

denn ihm fehlte ja selbst dieses! Zum ersten Male in seinem Leben fühlte er die Wahrheit des Wortes: „Hunger thut weh!“ — ohne Hoffnung zu haben den nagenden Mahner befriedigen zu können. Dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich seiner, und er wünschte den Tod herbei von ganzem Herzen. Auch an Selbstmord dachte er — wollte es hinwerfen das armselige Dasein, dessen Dornen ihn qualvoll blutig ritzten; — aber woher die Waffen nehmen, um sich den Tod zu geben? daß er, der deutsche Freiherr, sich in das Wasser stürzen und ersäufen sollte wie eine Katze — dieser Gedanke erfüllte ihn selbst heute noch mit Schauder und Entsetzen.

Es blieb ihm also nichts, als das Leben, und doch senkte sich der kalte Novemberabend immer tiefer, ohne daß ihm eine Aussicht auf Nachtlager oder Abendessen geworden wäre.

Sollte er es wagen in eines der vielen Gasthäuser einzutreten, und den Wirth um Gotteswillen um ein Stück Brot und ein Streulager zu bitten? — Hans von Harder betteln — betteln? — und doch, Hunger thut weh, und er pochte nach der anstrengenden Reise immer heftiger an und verlangte ungestüm sein gutes Recht. —

Schon stand er auf der Schwelle — schon hob sich sein Fuß, um einzutreten und zu betteln — da schoß ihm glühend heiß das Blut in die Wangen, und ein verzwei=

feltes „Nein, nein, ich vermag es nicht!“ stöhnend, floh er so eilig von dannen, als ob er sich selber vor dem schrecklichen Gedanken flüchten wollte.

Wiederum trugen ihn die müden Füße durch die finsteren Straßen, und die Augen weilten sehnsüchtig auf jedem Fenster, hinter dem ein fröhlich essender Familienkreis sichtbar ward. Wie sollte das enden, — wie er eine Nacht überdauern, in der die feuchte Erde sein Pfuhl, und das düstere regnerische Himmelsgewölbe sein Deckbett werden sollten? —

Solche Stunden sind Früchte vom Baume der Erkenntniß, und Harder kostete sie in ihrer ganzen Bitterkeit. Zum ersten Male in seinem Leben dachte er wirklich ernst über sich selber nach, erkannte er seinen eigenen Unwerth, wenn der Glanz des Namens von ihm abfiel und war entschlossen, ein anderes Leben zu beginnen, sobald er nur überhaupt die Schreckensnacht überdauern würde.

Da kam er an einem kleinen schmutzigen Laden vorüber, den ein dürftiges Lämpchen spärlich erhellte, und er sah einen Juden in alten Kleidungsstücken wühlen und sie mit Wasser und Bürste weidlich bearbeiten. Ein Trödler — wie in Europa, und in Harders Seele fiel der Anblick wie ein Lichtstrahl. — Juden, diese unheiligen Nothhelfer mangelleidender

Christenseelen, haben schon manchem verzagenden Gemüthe neue Hoffnung geliehen — wenn auch hinter derselben nur um so unvermeidlicher das Verderben lauerte. Harder blieb stehen; — er dachte mit Schrecken an den alten Silbermann und seine uneingelösten Wechsel — doch siegte der Hunger über die Bedenklichkeiten, und schon befand er sich auch in dem ärmlichen Kleiderladen des Juden Ephraim.

Der würde nun freilich auf Harder's Wechsel wenig genug gegeben haben, am wenigsten aber Geld; dem mußte er etwas Solideres anbieten. Aber Harder hatte auch seine Erfahrungen in Amerika nicht umsonst gemacht, und statt der Wechsel mit seinem zierlichen Freiherrnnamen reichte er dem Juden seinen funkelnden Siegelring und bot ihn zum Verkaufe an.

„Herr," erwiderte Ephraim kläglich, „ich bin keiner von unsere Leut', der kann kaufen Juwelen und Pretiosen; ich bin nur ein ärmster Sohn Israels, der muß handeln mit alten Röcken, um kläglich zu verdienen sein Stückchen trockenes Brot!"

„Sie sollen aber bei dem Handel ein gutes Geschäft machen, denn ich brauche Geld und muß, da ich hier fremd bin, den Ring verkaufen," — erwiderte Harder viel zu dringend, als daß der Jude nicht sofort seinen Vortheil erkannt und festgehalten hätte.

„Es ist ein gefährliches Geschäft für einen armen Handelsmann, der muß wieder verkaufen den Ring. Wenn ihn findet bei mir die Polizei, wird man glauben, ich habe ihn gestohlen, denn die Christen pflegen immer zu denken Schlimmes von den armen Söhnen Israels. Doch will ich nehmen auf mir die Gefahr und zahlen dem Herrn drei Dollars, weil der Ring ist werth bei uns viere."

„Ephraim, wie haben Sie sich da versehen! Zwanzig Thaler ist der Werth des Ringes, die ich selber vor kaum einem Jahre bezahlt habe."

„Mag sein, Herr, daß man gibt so viel dafür in Ihrem Vaterlande, denn Sie scheinen wohl zu sein auch ein Deutscher, wie ich selber war gewesen früher ein Deutscher — hier aber ist das Gold billig und Schmucksachen sind nur wenig gesucht. Doch ich kann ja nicht zwingen den Herrn mir zu verkaufn den Ring, aber geben kann ich nicht mehr dafür als drei Dollars. Thue ich doch wahrhaftig das Mögliche, und will überhaupt nur machen das riskirte Geschäft um dem Herrn zu sein gefällig, der ein Landsmann ist von mir." —

In diesem Augenblicke ward die Thür aufgestoßen, und es drang ein Haufe schlecht aussehender Gesellen ein, die alte Kleider kaufen wollten und sich ohne

Weiteres neugierig um Harder drängten. Wer in ihrer Höhle gefunden wird, den halten sie für den Ihrigen und behandeln ihn auch als ihres Gleichen. Mit rohen Scherzen reizten sie den Juden zum Höherbieten, drängten sich dicht an Harder heran und betrachteten den Ring mit unheimlich glühenden Augen, die vom Trunke geröthet waren, so daß dem armen, verwöhnten Kinde des Standes ängstlich und unheimlich zu Muthe ward.

„Gott meiner Väter!" kreischte indessen der Jude gellend dazwischen, „kann ich doch geben nicht mehr als drei Dollars, soll ich nicht selber machen Schaden bei dem Geschäfte, statt ein kleines Profitje. Will ja doch leben auch der arme Jude, und muß er doch schachern und handeln um zu leben."

„Es ist gut, geben Sie die drei Dollars her, Ephraim, denn ich habe nicht Zeit noch lange mit Ihnen zu handeln," erwiderte Harder angstvoll und gedrückt, um nur den cordialen Annäherungen der Arbeiter zu entgehen. Ephraim griff schmunzelnd nach dem Ringe, und verschwand im Nebenzimmer, aus welchem er sofort mit den bedungenen drei Dollars zurückkehrte, die er dem bebenden Harder aufzählte.

„Schöne blanke Dingerchen das," — sagte einer der Arbeiter, mit häßlichem Lachen auf die funkelnden Silber-

stücke deutend, „könnten wir auch wohl Gebrauch davon machen; — meinst Du nicht, Ephraim?“ —

„Wollen Sie noch einmal ansehen den Rock mit dem grünen Kragen? Es ist ein prächtiges Stück und wohlfeil,“ — erwiderte Ephraim geschmeidig, während Harder eilig den Laden verließ, und athemlos in das nächste Gasthaus trat. — Immer glaubte er noch die unheimlichen Augen des Arbeiters zu erblicken, die mit röthlichem Glanze auf dem Gelde ruhten, glaubte er die Worte zu hören: „Schöne, blanke Dingerchen, könnten wir auch brauchen,“ — und er fühlte sich nicht eher in Sicherheit, als bis er die schützende Thür des Gastzimmers hinter sich geschlossen hatte.

Er bestellte ein frugales Abendessen, und es war, als ob mit dem Bewußtsein, nun wieder etwas zu besitzen und seinen nagenden Hunger befriedigen zu können, neues Leben seine Glieder durchströmte und frische Hoffnung in dem entmuthigten Herzen aufstieg.

Es mußte sich ja doch in der großen Stadt ein Ort, eine passende Stelle für ihn finden, die ihn vor dem Hungertode schützte! — Er wollte suchen und sich bemühen ohne müde zu werden, und einige Tage schützte ihn der Erlös seines Ringes noch vor dem Mangel, den nöthigenfalls auch seine goldene Uhr noch von ihm abhalten konnte, wenn er sie an Ephraim verkaufte.

Mit jedem Bissen des einfachen Abendessens, mit jedem Tropfen des siedenden Glühweins — sog er neuen Muth und neue Hoffnung ein, mit denen auch die alten Thorheiten treulich wiederkehrten — und seine geschäftige Phantasie malte ihm bald eines jener bezaubernden Bilder, in denen der armselige Schreiberdienst schnöde genug vergessen worden war.

Wohlgefällig lächelnd sah er sich, den schönen und eleganten Cavalier, mitten in der noblen Gesellschaft von New-Orleans, — sah sich glücklich und geehrt, selber beglückend durch unwiderstehliche feine Liebenswürdigkeit und Galanterie. — Und sollten die Frauenherzen denn hier weniger weich und weniger empfindlich sein für seine Vorzüge, als sie es in Deutschland gewesen waren? — Sollte in Amerika, wenn auch die Männer schnöde sündigten, die Frauen nicht wenigstens die Mächte anerkennen, die in Europa's Städten siegreich triumphiren? — O, nein! die Weiber sind überall gleich, und wenn es ihm nur einmal gelungen war, zu der vornehmen Welt hindurch zu dringen, so hatte er gewonnen, und das Glück mußte ihm von Neuem lächeln.

Um das zu erreichen, um sich die Pforten der Gesellschaft zu öffnen, mußte er aber auch seinen Freiherrn wieder hervorholen und mit ihm zu blenden suchen. Wer würde diesem widerstehen können? —

„Wünschen der Herr ein Zimmer?“ fragte der Wirth, der eben wieder in die Gaststube trat.

„Ja, ich bitte darum, denn ich bin ermüdet.“

„Dann wollen Sie nur erst Ihren Namen in dieses Buch zeichnen, das ist einmal so Sitte in meinem Hause.“

Hans that es — der Wirth leuchtete ihm nach oben und kehrte dann in das Gastzimmer zurück. „Freiherr von Harder“ buchstabirte er mühsam aus seinem Fremdenbuche heraus, und wunderte sich ob des hier so seltenen Titels; „das ist eine Art Lord,“ — sagte er sich selber belehrend, „den muß ich morgen nur doppelte Rechnung schreiben, denn so Einer kann es bezahlen. Wie er sich nur gerade hierher verirrt haben mag? Nu, zu billig soll er doch nicht kommen.“

Als sich Harder auf seinem Zimmer entkleidete, da ihm nach dem anstrengenden Tage der Schlummer nöthig war, — vermißte er entsetzt seine goldene Uhr nebst Kette. So viel er auch suchte und in seinen Kleidern darnach wühlte, sie war nicht zu finden, und alle seine schönen Hoffnungen sanken bei diesem neuen schmerzlichen Verluste wieder in Nichts zusammen.

Er mußte sie in seiner Aufregung entweder verloren haben, oder sie war ihm in Ephraims Laden gestohlen worden; für ihn war sie auf jeden Fall verloren und

schnell ernüchtert, gedachte er mit Entsetzen der Stunde, wo seine drei Dollars verzehrt sein, und er dann wiederum ganz hilflos und als Bettler in dem fremden Lande stehen würde.

Der Schlaf siegte endlich über alle Angst und Sorgen und wiegte den armen Gepeinigten in ein stilles Scheinglück. Freundliche Träume trugen ihn in seine Heimat zurück, malten ihm die grüngekrönten Berge des Harzes, führten ihn in seine lockenden Thäler und zeigten ihm ein Bild — ein Bild, so lieblich und schön, wie das holde Sonnenlicht, ein Bild, welches einst sein Herz mit dem heiligsten Glücke erfüllt und ihm den ersten Liebesschmerz bereitet hatte, — und dem er doch untreu geworden war, wie der böse Erdensohn das stille Heiligenbild verläßt, um in den Armen einer Magdalena verderblichen Rausch zu schlürfen. —

Als Harder am andern Morgen seine Rechnung begehrte, lautete dieselbe auf den Freiherrn von Harder mit zwei und einen halben Dollar, und der arme Geprüfte mußte den ersten Ausfluß seiner wiedererwachten Eitelkeit mit beinah seiner ganzen Baarschaft bezahlen. Die Uhr war und blieb verschwunden, und er verließ das Gasthaus mit der wachsenden Besorgniß vor neuen Drangsalen. Doch die Noth verleiht dem Schwachen selbst Kraft und flößt dem Feiglinge eine Art Energie

ein. — Harder ging und machte einige Visiten in angesehenen Häusern.

Da aber lernte er wieder so recht klar die Werthlosigkeit des Adels in den hiesigen Verhältnissen kennen. Man empfing ihn theils gar nicht, sich mit dem beliebten „Ausgegangen“ oder mit dringenden Geschäften entschuldigend, oder er wurde angenommen und fand willige Ohren, die zum Zeitvertreibe seine Erzählung von Mißgeschicken und Betrogenwerden geduldig zu Ende hörten. Die meisten von Diesen beantworteten seine Bitte, „um Verwendung wegen einer angemessenen Stellung,“ mit den gewöhnlichen flachen Redensarten: „man wolle zusehen — sich bemühen — und ihm Nachricht senden“ — ohne nur nach seiner Wohnung zu fragen, und Harder hatte selber den Gesellschaftsherrn zu lange gespielt, um nicht genau zu wissen, was auf solche Versprechungen zu folgen pflegt, die in der nächsten Viertelstunde vergessen sind und anderen unterhaltenden Tagesereignissen Platz gönnen. In dieser Hinsicht fand er es in Amerika gerade so, wie es in der verlassenen Heimat gewesen war. — Kein Einziger von den vielen, die Harder, seinem Vorsatze Alles zu versuchen getreu, durchkostete, machte ihm einen sicheren Vorschlag, oder gab ihm praktischen Rath, was in den hiesigen Verhältnissen zu thun sei, — ja ein reicher Kaufmann bot ihm, als er ausgesprochen hatte,

mit dem mitleidigsten Gesichte von der Welt und die Augen auf die Uhr gerichtet, welche die Börsenzeit verkündete, — einen Dollar als Unterstützung an, — um ihn nur los zu werden.

Das geschah denn auch augenblicklich, und nun, nach dieser Demüthigung hatte Harder Lust und Muth zu weiteren Versuchen verloren.

Der Abend nahte wieder und todesmüde kehrte der Arme in eine gewöhnliche Kneipe ein, — wo er unter Schiffern und Arbeitern, die Mann an Mann gedrängt am Boden lagen, eine qualvolle Nacht verbrachte. Er konnte trotz seiner Müdigkeit nicht einschlafen, und wälzte sich stöhnend auf dem harten Lager. Rings um ihn her außen tönte das Schnarchen seiner Schlafgenossen, das wie ein wohlgeübtes Orchester in allen Tonarten celebrirte und seine verwöhnten Nerven peinigte; — innen aber fraß und pochte der Wurm der Angst und Reue und trieb den Angstschweiß auf seine glühende Stirn.

Die dicke Luft drohte ihn zu ersticken — die innere Qual gönnte ihm nicht Ruhe noch Schlaf, — und er erhob sich endlich um ein Fenster zu öffnen, fand jedoch, daß diese von außen ebenfalls zugekettet waren, wahrscheinlich aus Vorsicht, um das Aussteigen nächtiger Gäste zu verhindern, die Lust zeigen sollten, auf solche Weise die schuldige Zeche zu quittiren.

Aber die Temperatur wurde unerträglich — die Luft dick und schwül, und er glaubte ersticken zu müssen. Doch auch die Thür fand sich sicher verschlossen — jeder Ausweg abgeschnitten — und er mußte wieder auf sein schreckliches Lager zurück, um zwischen den eifrig schnarchenden Schlafgenossen den Rest der langen Nacht zu durchleiden.

Das Nachtlager und ein einfaches Frühstück verzehrten den Rest seiner Casse und völlig entblößt begann er seine Wanderung von Neuem. Bei allen Kaufleuten sprach er vor, und bat um Beschäftigung, — allen Advocaten — nur Mr. Rost nicht — bot er seine Schreiberdienste an, um überall abgewiesen zu werden. Man hatte Leute genug und fühlte keine Lust, um des fremden Abenteurers willen Veränderungen vorzunehmen, von dem man ja nicht einmal wußte, wen man bei sich aufnahm. In Amerika, wo so viel betrogen wird und der Schwindel zur Tagesordnung gehört, gilt auch die Vorsicht doppelt.

Höfliche Redensarten, — oder kurze Abweisung waren Alles, was seine vielen Gänge ihm eintrugen, und er hatte doch nichts gescheut, durch keine Mühe sich abschrecken lassen — die höflichsten Bitten nicht gespart, die oft ihm auf den Lippen zu ersticken drohten; — und

der Abend kam und fand ihn doch obdach- und hoffnungslos.

Ein Verzweifelnder rannte er wieder durch die dunkeln Straßen, vom Hunger gepeinigt, vor Kälte geschüttelt, und seine Seele jammerte in tiefster Noth. Die Nacht sank tiefer und tiefer — wie sollte das enden — sie fand ihn obdachlos im rauhen Herbstwetter, allen Einflüssen der Witterung preisgegeben.

Da kam ein alter Herr langsam des Weges und schritt einem der elegantesten Häuser zu, die es in der Straße gab. Sein Aussehen sprach von wohlhäbiger Sorglosigkeit und in den runzelichten Zügen schienen Milde und Freundlichkeit zu wohnen.

Ein letzter verzweifelter Gedanke packte Harder an, und ehe er selber noch wußte, wie ihm geschah, hatte er den Hut gezogen und seine Lippen stammelten die Bitte um ein Almosen.

Der alte Herr blickte verwundert auf den sonderbaren Bettler, daß es diesem bis in das Innerste der Seele drang, — griff dann in die Tasche und warf ihm schweigend ein Geldstück in den Hut. — Harder rannte wie besessen von dannen und über seine bleichen Wangen rollten schwere Thränen auf den Boden nieder.

So war es denn geschehen, und er ein Bettler geworden! — Die Freiherrnkrone hatte sich in den Staub

gebeugt, und der Letzte der Harder's bettelte sich eine Silbermünze, um nicht verhungern zu müssen.

Wiederum begab er sich in eine jener armseligen Kneipen, in welcher Schiffer und Arbeiter verkehren, und oft die schauerlichsten Orgien darin feiern. Toben und wildes Lärmen drangen ihm aus dem raucherfüllten Gastzimmer entgegen, und es schien ein anständig gekleideter Mann mit Schiffern und Arbeitern im Streite zu sein.

Es war gespielt worden, der Fremde hatte Bank gehalten und sollte falsch gespielt haben. Nun wollte man ihm das gewonnene Geld nicht lassen, das er mit Energie vertheidigte, und schon schwebten Stühle und Knittel drohend in der Luft, die fürchterlichen Anzeichen oft tödtlicher Prügeleien. Der Fremde redete mit vieler Schlauheit, und suchte die Nächststehenden von seinem Rechte zu überzeugen, wobei Händedrücke, die blanke Dollars zurück ließen, treffliche Hilfstruppen waren. Die Tobenden gewannen Einsehen, beruhigten sich — und spielten weiter — um das Verlorene wieder zu gewinnen, und Harder, der unterdeß eingetreten war, sah dem leidenschaftlichen Treiben zu und bemerkte bald genug die schlauen Manöver des Bankhalters, hinter dessen Stuhle er stand.

Es leuchtete bei dieser Beobachtung ein eigenthüm-

liches Feuer aus seinen Augen, als ob ihm eine neue Hoffnung erwacht sei, und er verwandte keinen Blick von den Karten des Bankhalters, dem die Beobachtung sichtlich unangenehm ward.

„Ihr Spiel gefällt mir,“ flüsterte ihm Harder endlich zu und lächelte eigenthümlich dabei.

„Wollen Sie mitsetzen?“ fragte Jener leise zurück.

„Warum nicht, wenn ich Ihre Karten hätte!“ —

„Teufel, was ist mit meinen Karten?“ —

„Ruhig — nichts ist damit, als daß sie markirt sind. Ich erkenne genau die Zeichen, aber schweigen Sie, und lassen Sie uns Compagnie machen, — denn auch ich habe nichts zu verlieren und möchte gern viel gewinnen.“

Ein Blick auf seinen Gewinn und das flotte Spiel, welches ihm immer neue Summen eintrug, ließ den falschen Spieler erkennen, daß es wohl am gerathensten sein würde, dem Ueberlästigen Concessionen zu machen, und er winkte ihm Einverständniß zu.

„Bleiben Sie ruhig, wir verständigen uns nachher;“ — flüsterte er leise und schob einen neuen Geldhaufen in seine unergründlichen Taschen. —

Mitternacht war längst vorüber, als die Spieler sich endlich verloren und der Bankhalter mit seinem schweren Gewinne und seinem neuen Gefährten nach oben schlich. Der Gauner hoffte die anständige Persön=

lichkeit Harder's trefflich benutzen zu können, und dieser war entschlossen, auf irgend eine Weise sein Leben zu fristen.

Die Welt hatte ihm ehrlich nicht beistehen wollen, hatte ihn zum Betteln, bis zur Obdachlosigkeit und an den Rand des Hungertodes getrieben: — wohl denn, er wollte sich rächen und nun die Welt betrügen!

Der Spieler war ein Glücksritter und Speculant und Harder ward sein Compagnon, — spielte falsch wie er, betrog arme Eingewanderte mit ihm, wie er selber betrogen worden war, — und stürzte sich dabei in ein rauschendes Leben des Genusses und der ausschweifendsten Schwelgerei. Bei den tobenden Orgien in den Höhlen der Sittenlosigkeit und des Lasters, in denen sein Compagnon heimisch war, — und er es bald genug wurde, — erstickte er die zeitweiligen Aufwallungen seines bessern Selbst und die Scham vor seinem eigenen Treiben.

Was er heute erwarb, flog morgen ebenso schnell wieder hin, und ging unter in einem Dasein voll Saus und Braus fesselloser Leidenschaften. Ueppige Dirnen lockten dem Trunkenen geschickt die Gold- und Silbermünzen wieder aus der Tasche, die Betrug und falsches Spiel ihm mit erschreckendem Glücke hineinzuzaubern pflegten, und so oft er sich auch in nüchternen Stunden,

wenn sein Ehrgefühl einmal wieder den schwachen Anlauf nahm, ihn an seinen Namen und an seine Ehre zu mahnen, renig entschloß, nur noch einmal zu gewinnen, um sich eine Existenz gründen und seine früheren Farmergedanken ausführen zu können: — erwachte er darnach am andern Morgen, schwer und übellaunig vom sinnlosen Rausche, so war doch seine Börse wieder leer und sein reicher Gewinn klapperte in den Taschen der Wirthe und liederlichen Dirnen, die sein Geld- und seine Jugendkraft aussaugten.

Wenige Wochen hatten genügt, um aus dem frischen jungen Manne, dessen Schönheit und Liebenswürdigkeit die Freude seiner heimatlichen Residenz gewesen war, und in dessen braunen Augen manche Dame ein Lebensglück zu lesen glaubte, — einen frühen, zerfallenen und lebensmüden jungen Greis zu machen, der machtlos in den Fesseln der Leidenschaft und des Verbrechens schmachtete. Der fahle Teint, die energielose Gestalt mit den hohlen Augen, die nur noch zuweilen einmal unheimlich aufleuchten konnten, wenn die Goldstücke ihm im Spiele zuflogen und in den Zügen seines Partners Entsetzen und Verzweiflung keimten: — das ganze müde und apathische Wesen erzählte die Geschichte seines wüsten Lebens, welches ihn mit Riesenschritten dem Untergange entgegenführte.

Er sah das wohl und fühlte es auch zuweilen — allein schon herrschte in seinem verkohlten Innern keine Willenskraft, keine selbstständige Energie mehr. Nur noch die grenzenloseste Gleichgiltigkeit blickte aus den hohlen Augen, die der raffinirteste Genuß, die höchste Nervenerschütterung kaum noch für einige Stunden verjagen konnte, um sie nachher natürlich doppelt erschöpft zurückkommen zu sehen.

Wie eine wandelnde Leiche schritt der Spieler Hans von Harder umher, interesselos für Alles. Er spielte, weil er Geld bedurfte und sein Compagnon ihn dazu drängte, er betrog die Eingewanderten aus Gewohnheit und achtete doch das, was er gewonnen hatte, nicht höher als die Kieselsteine, über die sein Fuß achtlos hinwegschritt. —

Da trat er eines Abends wieder an seinen gewöhnlichen Platz am Spieltische, um den sich die Gelddürstigen bereits in Fülle schaarten, — um doch immer nur zu verlieren. Ihm gegenüber hatte sich ein Fremder im einfachen Ueberrocke niedergesetzt, der ein Goldstück pointirte und verlor. Ruhig wagte er ein neues — verlor wieder — und wieder — beobachtete aber dabei genau und scharf Spiel und Karten des Bankhalters.

Plötzlich sprang er empor, riß die Karten an sich und donnerte dem Erschrockenen: falsches Spiel! entgegen.

„Im Namen des Gesetzes, Herr, Sie sind Gefangener!"

Einen Augenblick sah Harder nur verständnißlos zu dem plötzlichen Angreifer auf — dann erhob er sich — ein Pistol blitzte in seiner Hand — der Schuß ging los, doch leitete ein wohlgeführter Schlag des Fremden die Kugel von Harder's Haupte ab, und nach der Decke des Zimmers.

Auf den Ruf des Fremden drangen von allen Seiten Männer des Gesetzes ein — die Spieler entflohen voll Schrecken, um nicht mit verhaftet zu werden — und Harder ward nach kurzer, verzweifelter Gegenwehr überwältigt und in das Gefängniß geführt.

Das Schicksal hatte sein Selbstopfer verschmäht, er sollte leben.

---

## Zweites Capitel.

### Zwischen Leben und Tod.

Als Harder nach ein und ein halbjähriger Strafzeit aus dem Gefängnisse entlassen wurde, war er ein anderer Mensch gewarden und hatte den Leichtsinn der Jugend und dessen Folgen glücklich überwunden. Die Einsamkeit des Kerkers war ihm zur ernsten Lebensschule geworden, in der er das Verwerfliche seiner Handlungsweise, den ganzen Umfang seiner Thorheiten — und die Verächtlichkeit der Laster, so recht erkannt hatte, denen er wie sinnlos gefröhnt — und den letzten Rest von Ehre und Selbstachtung leichtsinnig geopfert und hingeworfen hatte.

Die Stunden der Einsamkeit und des stillen Nachdenkens über sich selber waren ihm im finstern Kerker zu leuchtenden Sternen geworden, und er verließ sein Gefängniß als ein Mann, dem es darum zu thun ist, sich die verscherzte Achtung vor den Menschen, und die Ehre für sich selber, die er so leichtsinnig auf das Spiel ge-

setzt und geopfert hatte, wieder zu gewinnen durch ein neues und zweckvolles Leben.

Frei geworden ging er sogleich an die Verwirklichung seiner gefaßten Vorsätze, und da sie dieses Mal nicht die augenblickliche Noth und Verzweiflung erzeugt, sondern selbstbewußtes und ernstes Nachdenken den Sieg des besseren, edleren Selbst in ihm vermittelt hatte, so ging die Saat der Kerkereinsamkeit nicht verloren, sondern keimte zu Harder's eigener Freude empor, der sich trotz seines Mangels so wohl und glücklich fühlte, wie früher niemals mitten im Wohlleben — am wenigsten aber in jenen dunkeln Wochen des Rausches, — die durch seine Haftnahme noch rechtzeitig unterbrochen worden waren, ehe sie seine Constitution gänzlich und für immer aufreiben und sein moralisches Bewußtsein unwiderbringlich vernichten konnten.

Es war gerade Frühling geworden, als Harder seiner verkürzten Haft entlassen wurde, und Tausende von Fremden strömten wieder dem neuen Welttheile zu, die in fernen weiten Flächen ihr Glück versuchen wollten. Harder war arm, und die wenigen Münzen, welche ihm bei seiner Freilassung aus mitleidiger Hand gereicht worden waren, waren bald aufgezehrt, und doch wußte er noch nicht, wo er ein Unterkommen, und wo er Arbeit und Verdienst finden sollte.

Denn arbeiten wollte er jetzt und sein Brot selber verdienen, das er so lange Jahre lang auf Credit seines Namens und Standes gegessen hatte. Sein Stolz sträubte sich nicht mehr gegen das harte Wort „Arbeit", die allein ihm Selbstachtung und die Ehre vor der Welt wieder erringen konnte. Aber noch hatte er keine Beschäftigung finden können, und der Mangel rückte drohend an ihn heran.

Wenn er nun nur einmal noch zu den falschen Karten griff, noch einmal nur das Glück versuchte — so konnte er von dem Gewinne die gewünschte kleine Farm kaufen, und noch recht glücklich werden! —

Und warum sollte er es denn nicht noch einmal thun, was er früher so oft mit Glück versucht hatte, — da es ja doch zum letzten Male war, und er nur noch dieses eine Mal gewinnen wollte, um dann nie mehr eine Karte zu berühren? — Hunderte strömten den Spielhäusern zu und drängten sich gut beladen um die grünen Tische — nur einmal noch dazwischen, nur zwei Stunden Spiel, und er war am Ziele seiner bescheidenen Wünsche.

Und dennoch, er that es nicht! — Lustlos ging er an den geöffneten Höllen vorüber, in denen er früher mit fiebernder Leidenschaft das Glück versucht hatte,

und wandte sich an einen Gärtner, der noch fleißig mit dem Spaten hanthierte, mit der Frage um Arbeit.

„Habe Arbeiter genug!“ tönte es mürrisch zurück, und Harder ging ungebeugt weiter, um ferner sein Glück zu versuchen.

Sollte denn Niemand einen Mann verwenden können, der seine Arme anbot und wirklich arbeiten wollte? — Sollte denn nirgends sich für ihn ein Plätzchen finden, das ihn vor Mangel schützen, und vor dem Elende des Hungertodes bewahren könnte? —

Er wollte arbeiten und schlug energisch die Stimmen nieder, die nach dem Spielhause winkten und flüsternd ihm dort Reichthum und Ehre versprachen: denn er begehrte nicht mehr Ehre um Reichthum, er wollte die Ehre um Achtung sich erringen — und da er diese Klippe glücklich überwand, an der die meisten schwachen Sterblichen zerschellen, welche einmal die Genüsse des Reichthums gekostet hatten und in ihm geehrt worden waren, so war er als gerettet zu betrachten — gerettet für immer.

Die Sinnlichkeit ist der gefährlichste Feind jedes moralischen Aufschwungs. Sie ist tief in des Menschen innerstes Sein verflochten, ihre Begierden pulsiren in glühend heißen Wellen durch alle Adern, peitschen das Blut und erregen mit ihrem Wahnsinnskitzel Herz und

Geist bis zur fiebernden Glut. Sie besiegen, heißt sich selber überwinden — und in sich selber das verneinende Element in Fesseln schlagen, dessen Puls der glücklichste Gegner der Moral und Vernunft ist. —

Von dem Gärtner wandte sich Harder zu einem Landmanne und bot diesem seine Dienste an, — allein ebenfalls vergeblich, und nachdem betrat er eine Fabrik, in welcher man der Hände immer viele bedarf. Freilich war die Arbeit auch schwer und mühsam und das hohe rauchgeschwärzte Gebäude glich einem offenen Grabe, dessen Bewohner dem Leben abgestorben sind; — aber es schützte doch seine Leute auch vor dem Mangel, — und arbeiten wollte Harder ja, tüchtig arbeiten und zeigen, daß er nicht nur geboren sei, um nach einem thatlosen Dasein wieder zu sterben.

Der Fabrikherr betrachtete seine schlanken Glieder, welche gegen den robusten Körperbau seiner Arbeiter bedeutend abstachen, zwar mit einigem Mißtrauen, da er aber an Harder Spuren von Bildung und guten Willen zu entdecken glaubte, war er nicht abgeneigt, ihn zu engagiren und führte ihn in den Fabrikraum.

Die Maschinen waren in voller Thätigkeit, und die Arbeiter bedienten die stöhnenden schwarzen Ungeheuer mit größerer Sorgfalt, als sie jemals ein Kammerdiener seinen Herrn erzeigte. Kaum aber wurden

die rüstigen Arbeitergestalten des Neulings ansichtig, und hörten, daß er Einer der Ihrigen werden sollte, so ertönten laute zornige Rufe und „Der falsche Spieler! Hinaus mit dem Betrüger! Hinaus, den dulden wir nicht unter uns!“ scholl es hundertfach aus allen Theilen des weiten Gebäudes wieder.

Harder erbleichte — er schwankte und glaubte vor Scham und Entsetzen zu vergehen. Dann riß er sich empor und entfloh vor den drohenden Geberden der Arbeiter — wie vor seiner eigenen Schande.

Er wagte es nun nicht, noch eine andere Fabrik zu betreten, denn konnten da nicht auch Arbeiter sein, die ihn in jener schmählichsten Periode seines Lebens gekannt hatten und sich nun für ihre Verluste von damals rächen wollten, wie die Anderen? — Zum zweiten Male hätte er diese Schande nicht ertragen, und er wankte schwer gebrochen in die niedere Kneipe, wo das elendeste Nachtlager seiner harrte.

Am andern Morgen begegnete er einem Zuge Arbeiter, — die mit riesigen Schurzfellen und Hämmern bewaffnet zur Stadt hinauszogen, und er frug einen Vorübergehenden, wo und was diese Leute arbeiteten.

„Sie klopfen Steine für den neuen Chausseebau, der ja mit so großer Eile betrieben werden soll, daß sie

nicht Arbeiter genug dazu bekommen können," erwiderte der Gefragte.

Es überlief Harder zwar ein leiser Schauder bei dieser Nachricht, aber dennoch frug er weiter, wo die Arbeiter sich melden mußten, und achtete gar nicht auf das spöttische Lächeln des ehrsamen Bürgers, der seine Glieder betrachtend, bemerkte:

„Na, Sie könnten doch wahrhaftig nicht Steine klopfen, da gehört ein anderer Brustkasten dazu." —

„Man weiß manchmal nicht," erwiderte Harder mit erzwungenem Lächeln und schritt dem bezeichneten Gebäude zu, in welchem die Arbeiter für den Chausseebau angenommen wurden. —

Am andern Morgen ging er, mit Schurzfell und Hammer bewaffnet, neben seinen nunmehrigen Collegen zur Stadt hinaus und begann sein mühevolles Tagewerk. —

Das waren schwere Wochen, die nun folgten, und der Körper des Schwergeprüften erlag fast den Anstrengungen, wenn auch der Geist den Muth und Willen nicht verlor, und sich jetzt erst wahrhaft ehrenwerth und adelig fühlte, wo jeder Bissen des groben, trockenen Brotes, den er genoß, durch mühseligste Arbeit errungen und ehrlich verdient worden war. Er hatte die Ehre der Arbeit schätzen lernen und fühlte sich glücklich, trotz

seines Siechthums, das von Tag zu Tag wuchs, und ihn endlich gar an das Krankenlager fesselte.

Doch wenige Tage nur, und kaum fühlte sich der Kranke wieder mächtig genug, um die Glieder frei regen zu können, so zog er auch schon wieder mit hinaus, um sein Brot selber zu verdienen.

Es hatte ihm während seiner Krankheit an nichts gemangelt, und er war sorgsam genug gepflegt worden; ja, er sollte durchaus das Zimmer noch nicht verlassen, weil er noch zu schwach und elend für die schwere Arbeit sei; — aber Harder konnte es nicht mehr ertragen, unverdientes Brot, „Gnadenbrot", zu essen, — das er doch früher so viele Jahre hindurch in Saus und Braus genossen, ja als Recht beansprucht hatte, ohne jemals darüber nachzudenken.

Er zog mit zur Arbeit hinaus und schwang den Hammer mit bester Kraft, bis er ohnmächtig zusammensank und besinnungslos liegen blieb. Er hatte sich doch zu viel zugemuthet; der elende Körper war der Willenskraft des Geistes nicht gewachsen gewesen und den Anstrengungen erlegen.

Als Harder erwachte, fand er sich auf einem langsam fahrenden Wagen wieder, und einen Mann neben sich, der ihm freundlich zuredete und ihm von Neuem Wein zu trinken bot, von dem er dem Bewußtlosen be-

reits vorher tropfenweis eingeflößt hatte, um die wiedererwachenden Lebensgeister zu stärken.

Harder war erstaunt und konnte sich des Vorgangs nicht mehr entsinnen — dann aber verlangte er zu seiner Arbeit zurück, und nur den freundlichen Beschwichtigungen seines Retters gelang es, ihn davon abzuhalten.

Dieser, ein Pflanzer, der von seinen Geschäften in Orleans nach seiner Besitzung zurückkehren wollte, hatte im Vorüberfahren den Unglücklichen im Wege liegen sehen, — sofort den deutschen Landsmann in ihm erkannt, und durch das Unglück des Armen, wie durch die edle Bildung seiner Züge angezogen, den Bewußtlosen auf den Wagen gehoben, um ihn mit auf seine Besitzung zu führen.

Dem nächsten Arbeiter, an welchem der Wagen vorüber kam, hatte der Fremde den Vorfall mitgetheilt, ihm Hammer und Schurzfell übergeben und dann sich nur mit den Belebungsversuchen beschäftigt, die endlich auch Erfolg hatten.

Die beiden Männer vereinigten sich bald: Harder oder Harring, wie er sich jetzt wieder nannte, sollte leichten Dienst auf Mr. Hartmann's Pflanzung versehen, und sich erst ganz wieder erholen, bevor er an der Feldarbeit Theil nehmen dürfte.

Der Pflanzer frug nicht nach seinem Herkommen

und Stande, und Harder, der dessen froh war, schwieg ebenfalls darüber. Er dankte seinem Schützer herzlich, der ihm eine bessere und freundlichere Zukunft in Aussicht stellte, und betrachtete diese als die erste Stufe dessen, was er sich durch eigene Kraft und Anstrengung erworben hatte.

Seine tapfere Selbstüberwindung hatte treffliche Früchte getragen, und das energische Streben, nicht länger das Krankenzimmer zu hüten, als es unbedingt nothwendig sei, sich schnell belohnt.

Auf der Pflanzung eines deutschen Landsmannes würde er nicht unglücklich werden, denn es ist leider ja eine bekannte Thatsache, daß die uneinigen Deutschen nur dann einig unter sich sind, und sich treu an einander schließen, wenn die Noth oder ein gemeinsamer Feind sie bedroht, oder wenn sie sich in fremden Landen zu einander finden.

Und Hans hatte sich in seiner Hoffnung nicht getäuscht. Als sie am andern Abend auf Mr. Hartmann's Pflanzung ankamen, wurde ihm die freundlichste Aufnahme und sorgende Pflege gewährt, — so daß er bald wieder in Gesundheitsfülle blühte und wohler aussehend ward, als je.

Die Augen hatten den lachenden Siegerblick eingebüßt, und das ganze Gesicht den Ausdruck der heite-

ren Jugendfreundlichkeit verloren — denn ein Gefängnißleben ist so schnell nicht überwunden — aber dafür herrschten in dem Angesichte jetzt edle Männlichkeit und Ruhe, die, mit dem ernsten Zuge des Nachdenkens gepaart, Vertrauen erweckten.

Hans war auf Mr. Hartmann's Besitzung bald eingewöhnt, und jetzt, wo er den Willen hatte, zu lernen und sich praktische Kenntnisse zu erwerben, begriff er die Grundsätze des herrschenden Landbaues so schnell, daß er sich selber darüber verwunderte.

Seine Ruhe und Zuversicht, und die gewissenhafte Pünktlichkeit und Sorgfalt, die er bei allen seinen Beschäftigungen beobachtete, gewannen ihm bald genug Mr. Hartmann's besonderes Wohlwollen und Vertrauen und alle wichtigen Angelegenheiten mußten unter seiner Leitung erledigt werden. —

Das sind Harder's Erlebnisse von dem Tage seiner Flucht aus der heimatlichen Residenz an, bis zu jener Abendstunde, in welcher ihn Mr. Hartmann als Musiklehrer seiner Töchter mit in das Familienzimmer führte, und wir finden den letzten Sprossen der Harder's wiederum erfreut über diesen neuen Erfolg, den eigene Anstrengung, gewissenhafte Thätigkeit und Sorgfalt ihm errungen hatten.

Als Musiklehrer rückte er der Gesellschaft um einen

Grad näher, und er fühlte sich heute stolz in einer Stellung, welche er früher über alle Maßen verachtet hätte, weil sie die mühsam errungene Frucht eigener Kraft und Anstrengung war — und er nicht sie seinem Adel und Range verdanken mußte.

Nun erst konnte er beginnen, die eigene Achtung wieder zu gewinnen, und jetzt erst lernte er fühlen und erkennen, was Ehre war und Ehre gab.

---

## Drittes Capitel.

### Ein Bild in Wasserfarben.

Hans war von Mrs. Hartmann sehr freundlich aufgenommen worden, und die Kinder jubelten dem lieben Lehrer entgegen, von dem sie sich nun noch viel mehr Spielwerk versprechen durften, als früher, wo immer die Arbeit auf ihn gewartet hatte. Die kleine Gertrud vor Allen wollte gleich heute Abend noch Unterricht haben, und war nur mit Mühe und mit dem Bemerken davon abzubringen, daß ihr Lehrer heute durch die Reise sehr ermüdet sei und sich erholen müsse. Das wirkte sofort.

„Erhole Dich denn, Herr Harring, aber nicht wahr, morgen malst Du mir dann auch das Schloß, welches Du mir versprochen hast? Hast Du denn bunte Farben dazu mitgebracht? —“

„Wie sollte ich das vergessen haben,“ — erwiderte Hans lächelnd, — „als ob Gertrud eine so unwichtige

Persönlichkeit wäre, deren Gnade man nur so verscherzte! Morgen gleich will ich das Schloß malen und recht groß und bunt soll es werden, das verspreche ich feierlichst!"

„Und eine Fahne oben auf, nicht wahr?" —

„Auch eine Fahne soll nicht fehlen."

„Nun laß aber Herrn Harring endlich auch einmal zufrieden, und erlaube, daß er Thee trinken kann, denn Deine Bestellungen nehmen wohl sonst so leicht noch keine Ende;" fiel Mrs. Hartmann verweisend ein, und Gertrud bezog diese Aufforderung zugleich auch auf sich und sprach ebenfalls dem halbvergessenen Thee wieder zu.

„Ich freue mich recht sehr," fuhr Mrs. Hartmann zu Hans gewendet fort, daß mein Mann so zufällig Ihr schönes Talent entdeckte, denn offen gestanden, zweifle ich daran, ob die Kinder in seinem Unterrichte etwas gelernt hätten; — ich bilde mir nämlich fest ein, er kann selber nichts mehr."

„Kannst wohl Recht haben, Leontine, und als ich vorhin am Claviere stand und Herrn Harring's Spiel hörte und sah, wie die Finger so geschmeidig und gelenkig über die Tasten hinflogen, fühlte ich selber meine Unzulänglichkeit und bin sehr froh, daß ich es nun gar nicht zu probieren brauche;" — erwiderte ihr Gatte gut-

müthig und lächelte zu den Kindern hinüber, die sich bereits wieder um ihren Lehrer schaarten.

„Die Kinder werden Sie jetzt nur noch lieber gewinnen, nun Sie ihnen mehr Zeit widmen können und sie so viel schöne Dinge lehren werden," — fuhr Hartmann nach einer Weile fort.

„Oder auch, sie werden Sie nicht mehr lieb haben wollen, wenn sie bei Ihnen in Zukunft werden lernen sollen, statt wie bisher nur Spielwerk von Ihnen zu erhalten;" — fügte die Dame hinzu.

„Das glaube ich nicht, Leontine, denn die Mädchen lernen gern, und das Clavierspiel wird ihnen bald Vergnügen machen. Sieh doch nur, wie Gertrud schon heute dafür glüht. — Es müssen übrigens einige gute Schulen mitgekommen sein, Herr Harring," wandte er sich an diesen „die ich gleich in Orleans habe besorgen lassen; sie müssen irgendwo im Instrumente verpackt sein. Da glaube ich denn sicher an einen günstigen Erfolg Ihres Lehramtes; und es ist sehr förderud, daß Sie selber eben gut spielen, und die Mädchen daraus hören, was für reizende Melodien auf dem Instrumente hervorgebracht werden können. Das befördert Lust und Eifer." —

„Aber, lieber Mann, wir wollen Herrn Harring heute Abend nicht länger aufhalten; er ist er-

müdet und morgen ist ein neuer Tag," — sagte Mrs. Hartmann freundlich, da sie bemerkte, daß es dem Ermüdeten Mühe koste, die Augen offen zu halten, — und Hans machte auch sofort von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch.

Die Familie wünschte ihm eine freundliche gute Nacht, und Hans hatte seit langer Zeit nicht so gut geschlafen und so süß geträumt, als heute.

Am andern Morgen fand er die Kinder bereits im Musikzimmer und vollendete nun die Einrichtung des Instrumentes, unter dessen Decke sich richtig ein Packet mit einer Pianoforteschule und einer Anzahl leichter Musikstücke vorfand.

Es kam dem neuen Lehrer selber komisch vor, nun Lehrer sein zu sollen und mit seiner Dilettantenkunst, die mehr auf das Brilliren berechnet war, als sich viel um eine Schule zu bekümmern — Lehrer spielen zu sollen und dieselben Schulmeisterstückchen aufzuführen, welche ihn als Knaben und hoffnungsvollen Gymnasiasten oft so sehr empört hatten.

Er blätterte gedankenvoll die ersten Seiten der Schule durch, und mit den Erinnerungen des damals Gelernten, was er hier erschreckend ähnlich wieder fand, um es nun selber dociren zu sollen, tauchten ihm auch Bilder seiner glücklichen Jugend und Kna-

benzeit auf, und wie immer beim Gedanken an vergangene Tage, überschlich ihn eine tiefe Wehmuth.

Was machten sie wohl die Theuren in der Heimat? — Ob sie wohl seiner oft gedachten und ihm vergeben hatten? — Was hätte er für diese Gewißheit gegeben, wie würde sie sein zagendes Herz beruhigt haben! Nur eine Zeile von meinen Lieben! flehte sein Herz, nur einen Gruß und die Gewißheit, daß sie dem leichtsinnigen Kinde nicht mehr zürnen, und alles Andere ist leicht und gern zu ertragen.

Aber diese Zeile traf nicht ein, und auf die drei Briefe, die er bereits in die Heimat gesandt hatte, war keine Antwort gekommen. Die Sorge um die Eltern und ihre Liebe war nun noch seine einzige Sorge, und nur die Gewißheit Ihres Wohlseins und Ihrer Verzeihung mangelten seinem bescheidenen Glücke. — Und sein Schwesterchen, ob sie wohl nun schon Frau war? —

Sicher doch, und Brandach, der nun auch wohl die Jugendthorheiten überwunden hatte und durch treue Liebe seine Schwester glücklich machte — und Tante Frieda!

Ach, die gute Tante, der Liebling der ganzen Familie — ob sie wohl noch lebte und noch immer auf

Ihrem Rollstuhle die alte Heiterkeit und das gläubige Vertrauen bewahrte, die ihren einförmigen Lebensabend wie mit einer Glorie verklärten, und sie zum Schutzgeiste der ganzen Gegend machten! — Nein, die konnte nicht gestorben sein! — Hatte es ihnen doch früher immer schon unmöglich scheinen wollen, daß einmal das alte Schloß am Strande ohne Tante Frieda bestehen sollte — daß die Fischer noch ihre Netze werfen, die Arbeiter in das Feld ziehen und den Segen der Felder ernten könnten, wenn nicht Tante Frieda's Auge sie mehr bewachte, Tante Frieda ihnen ihren immer freundlichen und guten Rath spendete. — —

„Mache doch, Herr Harring und spiele mir einmal etwas vor, und dann will ich selber spielen," — bat da die kleine Gertrud bereits zum dritten Male und zupfte den im fernen Heimatlande Weilenden sehr bezeichnend an dem Aermel.

Hans blickte auf, sah das Kind, den kleinen Musiksalon und kehrte der Wirklichkeit zurück. Die Bilder der Eltern und das alte freundliche Angesicht Tante Frieda's nickten ihm einen Abschiedsgruß zu und waren in dem Nebelschleier verschwunden, der als Attribut der Wirklichkeit das Land der Träume sorglich wieder umhüllte.

Hans setzte sich am Instrumente nieder und schon bei den ersten Tönen, die seine Hand ihm entlockte, flog der Vorhang wieder empor, und zeigte ihm das prachtvolle Zimmer der Signora. Er spielte Meyerbeer's glänzende Gnadenarie — die er der Signora so oft hatte begleiten müssen, und er hörte von ihrer glockenreinen Stimme die herrliche Melodie. Aber die Töne erschienen ihm kalt und leblos, — die Stimme übte die alte Macht nicht mehr auf ihn, und so laut und voll, so schmelzreich und flehend auch die Bitte erklang: Gnade! Gnade! — Hans empfand den alten Zauber nicht mehr, mit dem ihr Auge ihn gefesselt hatte — und unwillkürlich blickte er in ein zartes lächelndes Antlitz mit den muthwillig lachenden Augen und den blonden Locken, das neben der mehr und mehr erblassenden Signora emporstieg — und ihn grüßte mit jenem unnachahmlichen Lächeln, das er nur einmal in seinem Leben, im Parke zu Ballenstadt gesehen hatte.

Das Bild der ersten Liebe, der allein wahren, siegte triumphirend über die Macht der Leidenschaft, und wie der stolzen Italienerin verlockendes Bild tiefer und tiefer sank in seinem Herzen, um so heller strahlten die blauen Augen und blonden Locken der ersten Liebe wieder — die ihn an das reinste und seelenvollste Gemüth, an das treueste Herz voll echter deutscher Liebe mahnten.

Ob auch sie ihm wohl vergeben, die er so bitter gekränkt, so schmachvoll verrathen hatte? — Konnte sie, durfte sie verzeihen? —

„Ja! ja!“ — rief es im Herzen triumphirend, „sie liebt ja, und die Liebe kennt das Zürnen nicht; ihr schönstes Recht ist das Verzeihen!“

Ein voller harmonischer Accord beschloß die glänzende Arie, und Gertrud klatschte fröhlich in die kleinen Hände. —

„Nun geh' einmal weg, Herr Harring,“ — bat sie eilfertig dringend, „und laß mich einmal spielen.“

Hans willfahrte ihr gern und sah mit Vergnügen, wie die Kleine gravitätisch auf dem Stuhle Platz nahm, wie sie die kleinen Hände ausbreitete und nun mit allen mobilen Fingern einen Accord anschlug, gegen dessen vollständige Disharmonie sich nichts Erhebliches einwenden ließ. Hans hielt sich die Ohren zu und Gertrud arbeitete rüstig weiter.

Ihr kindliches Ohr hörte Töne, viele Töne sogar, und Töne waren für sie Musik. Sie war deshalb nicht wenig stolz und eitel auf ihre Kunst und spreizte die kleinen Finger zu immer neuen Anstrengungen auseinander, die ihre unverkennbare Meisterschaft beweisen sollten. —

Wer sie allerdings in ihrer wichtigen Positur da

sitzen sah, das kluge Köpfchen etwas vorgeneigt, um ihre eigenen Kunst besser belauschen zu können, — ohne ihr Spiel zu hören, der konnte, der Gravität und Wichtigkeit nach, mit der sie die Sache behandelte, sie wohl für eine kleine Mozartin halten.

Hans hielt ihr endlich die Hände fest und bemerkte ihr, daß sie jetzt erst lernen und dann spielen wollten. Auch Frieda mußte nun herbei, sie setzten sich an den Tisch und Hans nahm die Clavierschule hervor, um den Kindern die Noten zu erklären.

„Das ist ja nicht spielen!“ rief aber Gertrud nach gar nicht langer Zeit ärgerlich, „das mag ich nicht wissen und nicht lernen — ich will auf dem Claviere spielen und nicht mit den alten häßlichen Klecksen im Buche.“

Und kurz entschlossen packte sie auf und eilte dem Instrumente zu, dessen Harmonien die kleinen Hände wiederum auf das geschickteste zu vermeiden wußten.

Hans sah der Zürnenden lachend nach, und auch die kleine Frieda, deren mehr entwickelter Verstand den Zusammenhang zwischen Noten und Instrument, und die Nothwendigkeit der ersteren für die kunstvolle Behandlung des letzteren wohl begriff, freute sich über den Ungestüm der kleinen himmelstürmenden Schwester.

Hans erklärte nun auch dieser den herrschenden Zusammenhang mit vieler Sorgfalt, und Gertrud kehrte murrend zu dem Buche zurück, ohne jedoch besondere Sympathie für die „dicken Kleckse“ zu verrathen. —

So ging die Stunde zu Ende und Gertrud eilte, wie von einer drückenden Last befreit, um in einigen freien Phantasien ihren gepreßten Herzen Luft zu machen, — während Hans auf sein Zimmer ging, das er seit heute morgen im Wohnhause selber bezogen hatte, — daselbst eine Bleistiftszeichnung, Pinsel und Farben vornahm und daran ging, dieselbe nach alter Knabenweise bunt zu malen. Hatte er doch auf dem Gymnasium und in der Heimat so manches Bild geliefert und manchen Dank dafür von der zärtlichen Mutter eingetauscht.

Die Zeichnung stellte ein Schloß auf mächtiger Höhe dar, an dessen Seite sich ein kleiner See lehnte, der das Bild des stolzen Gebäudes in seinem Spiegel auffing; — während sich im Hintergrunde ein Wald hinter üppigen Saatfeldern ausbreitete.

Hans hatte das Bild mit vieler Sorgfalt gezeichnet, und waren es auch nur gewöhnliche Wasserfarben, mit denen er jetzt seine Malereien ausführte, so sah man doch, daß es mit Liebe und Lust geschah, und

oftmals flog ein Lächeln über seine Züge, und er blickte lange zu dem kühn hervorspringenden Thurme des Schlosses hin, auf dessen Zinne die stolze Flagge sich blähte. —

Die Tischglocke rief ihn erst von seiner Arbeit hinweg, und als am anderen Morgen die Musikstunde vorüber war, und Gertrud die Töne einer Octave ohne Anstoß vorwärts und rückwärts auswendig wußte, erhielt sie das wohlgelungene Bild zur Belohnung.

Mitten in ihrer Freude, die wie alle ihre Gefühle selten Grenzen fand, traten Mr. Hartmann und seine Gattin ein, die sich nach dem Erfolge der Lehrstunden erkundigen wollten. Sie sahen den ausgelassenen Jubel des Kindes, das mit seinem Bilde lustig umhertanzte, und in lauterer Freude jauchzte und tanzte.

Als sie die Eltern erblickte, sprang sie ihnen jubelnd entgegen und zeigte das schöne Bild, das Herr Harring ihr geschenkt habe, weil sie so fleißig gewesen sei und die schwarzen Kleckse gelernt habe.

Mr. Hartmann nahm lächelnd das darzereichte Blatt — hatte jedoch kaum einen Blick darauf geworfen, als seine dunkeln Wangen erbleichten und seine Augen aus den Höhlen zu springen drohten.

„Ha!“ — rief er entsetzt, und hielt sich die Augen zu, als wollte er ein böses Gesicht verjagen.

Gleich darauf aber betrachtete er wiederum das Bild und eine tiefe Rührung malte sich in den ernsten Zügen.

„Ja, ja, es ist's — es muß es sein — der Thurm — der See — der Wald — es ist keine Täuschung möglich, und da ist ja auch das Wappen der Harder's auf der Flagge," — flüsterte er bewegt. — „O, Herr Harring, welche angenehme Ueberraschung haben Sie unwillkürlich mir da bereitet! — Wenn Sie ahnen könnten, wie sehr mich der Anblick dieses Schlosses bewegt und erfreut hat! Doch sind Sie denn in der Gegend Jatzenau bekannt? Nach der treffenden Aehnlichkeit selbst der Details muß man eine genaue Kenntniß der Gegend voraussetzen?" —

„O ja!" — erwiderte Hans verlegen, „ich habe längere Zeit in der Gegend gelebt, und das hübsche Schloß schon damals öfters gezeichnet, so daß es sich meiner Erinnerung treu eingeprägt hat."

„Dann kennen Sie auch wohl die Familie von Harder, die das Schloß bewohnt, und wissen wenigstens von ihr?"

„Ich habe sie öfters gesehen, war auch zuweilen selber im Schlosse."

„So — ach, erzählen Sie, bitte, erzählen Sie

mir doch davon; — lebte der Freiherr Kurt von Harder noch und seine Gattin Gertrud?"

„Als ich die Gegend verließ, lebten Beide noch im besten Wohlsein, ebenso die Frau Generalin Frieda von Wettern, die auf ihrem Schlosse Bornfeld ganz in der Nähe residirte, und als Tante Frieda in der ganzen Gegend geehrt war."

„Ich danke Ihnen, Herr Harring, Sie erfreuen mein Herz unendlich durch diese Nachrichten und müssen mir noch mehr davon erzählen; Alles, was Sie wissen. Bitte, kommen Sie mit uns in das Wohnzimmer hinüber."

Er reichte seiner Gattin den Arm, und Hans folgte ihnen; erstaunt über das eigenthümliche Interesse Mr. Hartmann's für seine Familie, von dem er sich keine Erklärung zu geben vermochte. Er wartete gespannt der Dinge, die nun kommen werden und beschloß, vorsichtig zu sein und sein Incognito zu wahren, bis er den Grund der eigenthümlichen Aufregung erkannt hatte, die Mr. Hartmann's ganzes Wesen beherrschte.

Als sie im Wohnzimmer allein waren, sagte Mr. Hartmann feierlich: „Um Ihnen, Herr Harring, und auch meiner lieben Frau mein Interesse an diesem Bilde und Ihrer Erzählung zu erklären, muß ich Ihnen

eine Mittheilung machen, die selbst meiner Leontine bisher Geheimniß war. Ich bin Rudolf von Harder, der Bruder des jetzigen Freiherrn Kurt, von dem Sie sagen, daß Sie ihn noch gekannt haben. Wenn Sie die Familie näher kennen gelernt haben, sind Ihnen vielleicht die Schicksale des Junker-Rudolf nicht ganz fremd geblieben."

Hans stand erstarrt vor dem Lichte, das plötzlich seiner Seele sich enthüllte.

„War es möglich — Mr. Hartmann — großer Gott, ich erkenne Deine Hand — Sie sind mein verschollener Oheim Rudolf?"

„Mein Gott — was höre ich — ja, ja, jetzt wird's mir klar — das sind ja Gertruds Züge, die mir immer so bekannt erschienen! — Hans, Du bist Gertruds Sohn?"

Hans antwortete nicht, er sank dem Oheim überwältigt in die Arme.

„Ja, die Wege Gottes sind unerforschlich!" rief dieser tiefbewegt, „und er führt uns wunderbar nach seiner Weise. Mein Neffe, mein theurer Neffe, welches Glück bringst Du meinem Alter? Und hatte denn Dein Vater dem leichtsinnigen Bruder vergeben? — Zürnte er ihm nicht mehr, der mit frevelnder Hand die Ehre des Hauses angetastet hatte und dann der Strafe wie

der Schande entfloh — dem Bruder es überlassend, Beides zu tilgen?"

„Nie, Onkel Rudolf, kam ein böses Wort gegen Dich über meines Vaters Lippen und oftmals gedachten Vater und Mutter Deiner in treuer Liebe und frugen sich trauernd, wo mag er weilen?"

„Er könnte doch einmal schreiben," pflegte dann meine Mutter zu sagen, damit wir über sein Schicksal beruhigt sein könnten; aber dieser Wunsch ward ihr nie erfüllt, und es ist niemals eine Nachricht auf Hardersberg eingetroffen."

„Niemals ein Brief von mir angelangt?" frug der Onkel bebend.

„Niemals, glaube mir es, auch nur eine Zeile, und doch ward es so sehr ersehnt und hätte meinen Eltern manche trübe Stunde erspart."

„Wie mir selber auch! Die Ungewißheit um die fernen Verwandten war hier meine einzige Sorge, und doch kam nie eine Antwort auf meine Briefe — bis ich es endlich aufgeben mußte, die scheinbar Zürnenden zu versöhnen. Mein lieber Hans, theurer Neffe, wie gut ist es, daß Dich das Geschick in unser Haus geführt hat; an Leontine und mir sollst Du die treuesten, liebendsten Verwandten finden! Nicht wahr, mein gutes Weib?"

Leontine lächelte unter Thränen. Sie sah endlich

die Ursache der geheimen Sorgen ihres Mannes gehoben, durfte endlich hoffen, die Wolken von seiner Stirn gänzlich und für immer verjagt zu sehen, und eine jubelnde Wonne fühlte ihre Brust.

„Willkommen bei uns, Vetter Hans!“ rief sie ihm freudig die Hand reichend, „möge es uns gelingen, uns Ihre Liebe in demselben Maße zu erringen, wie wir Sie lieb haben.“

Dann stand sie auf, um den beiden Männern Zeit zur gegenseitigen Mittheilung zu gönnen. Sie fühlte es wohl, daß hier Manches zur Sprache kommen mußte, was nicht für ihr Ohr geeignet sei, und mit dem ihr stets eigenen Tacte ließ sie die beiden Männer allein.

„Dieses Bild aber nehme ich mir mit,“ rief sie heiter, Hans Zeichnung ergreifend — „ich werde, während Ihr wahrscheinlich sehr gelehrt mit einander redet, bei meiner Kochkunst ebenfalls gelehrte Studien treiben und die Heimat meines Mannes studieren. Wie viel Glück und Freude danken wir Alle diesem einfachen Bilde in Wasserfarben!“

Die beiden Männer theilten sich nun ihre Erlebnisse mit, und Rudolf, der damit begann, war nicht wenig erstaunt, bei seinem Neffen keine Ahnung von dem Grunde seiner damaligen Abreise aus der Residenz und von seinem Vergehen daselbst zu finden. Mit tiefer Rüh-

rung erkannte er darin die wahrhaft adelige Gesinnung seines Bruders, der in seinem Sohne die Liebe und Achtung für den verschollenen Oheim aufrecht erhalten und durch keine Mittheilung seiner Irrthümer und Fehltritte geschmälert hatte.

Er selber erfüllte nun die Pflicht, und legte dem Neffen sein ganzes Leben mit seinen Irrthümern und Fehltritten dar — aus denen er sich endlich, nach langer, schwerer Prüfungszeit, in dieses Asyl gerettet und in der Liebe seines Weibes, wie im Familienglücke Ersatz, hier Alles gefunden hatte, was seine Thorheit und sein Jugendleichtsinn ihm verscherzt hatten.

„Nur die Erinnerung an die Heimat," — schloß er seine Bekenntnisse, „und die Sorge, daß deine Eltern, der ehrenhafte Bruder vor Allen, mir noch immer zürnen könnte, der ja mit Gut und Blut für die Ehre des Hauses von Harder einstand, und Alles vergeben konnte, nur keinen Verstoß gegen diese — trübte mein Glück. Da auf keinen meiner Briefe eine Antwort erfolgte, und ich doch kaum annehmen konnte, daß sie sämmtlich verloren gegangen seien, so hat mir das drückende Bewußtsein, durch die Vergehen der Jugend mir die Achtung und Liebe meines Hauses für immer verscherzt zu haben, bis heute manche sorgen- und trauervolle Stunde bereitet, und so reich auch der Himmel mein

Streben segnete und mich mit Glücksgütern aller Art erfreute, — ich konnte nichts rein, nichts vollkommen freudig genießen, weil ich mich als Ausgestoßener wähnte, und das Bild meiner zürnenden Familie sich zwischen mich und mein Glück drängte. Nun aber, mein lieber Hans, ist ja auch dieser letzte Zweifel geschwunden, und ich liebe Dich doppelt, als Neffen und Friedensboten meiner Familie.

Niemand kennt die geheime Qual des Geächteten, wer sie nicht selber durchlebt hat, und die Freude, einen Harder, den Sohn meines Bruders in die Arme schließen zu können, macht mich noch einmal jugendlich und verscheucht die Erinnerung an alle jene Stunden, die wie schwere Gewitterwolken an meinem Lebenshimmel vorübergegangen sind. —"

Er umarmte den eben so freudig bewegten Neffen herzlich und an den Drucke des Oheims, der ihn mit kräftigen Armen an sein klopfendes Herz preßte, erkannte Hans die ganze Freude des sonst so ruhigen Mannes.

Hans erwiderte nun die Mittheilungen des Oheims mit einer eben so offenen Darstellung seiner Schicksale, seiner Irrthümer und Thorheiten, die so manches Aehnliche mit denen des Onkels zeigten; schilderte ihm die Ideen, mit denen er nach Amerika gekommen, die rauhe,

aber gutmüthige Zurechtweisung durch Mr. Rost, seine zahlreichen Enttäuschungen — seinen Pfad des Lasters und Verbrechens — und die endliche Erkenntniß und Läuterung im Gefängnisse, die ihn zur Chausseearbeit — und in das Haus des Oheims geführt hatte.

Rudolf umarmte den Neffen von Neuem und sagte liebevoll: „Auch Dich hat das Leben durch eine schwere Schule geführt und über Irrthümer und Mühsal zur Erkenntniß der rechten Menschenbestimmung, von der unser deutscher Adel leider meist keinen Begriff hat. Du hegtest dieselben Vorurtheile und excentrischen Ideen, die vordem in meiner Seele wurzelten und deren Blütezeit, Gott sei Dank, doch für immer vergangen ist. Danke deshalb dem Geschicke, denn es hat Dich mit scheinbar strafender Hand zu einem echten und rechten Mann gemacht, der sich sein Schicksal selber erschafft und Nichts von Zufälligkeiten der Geburt und des Vermögens abhängig macht, die der Sturm der Zeiten verwehen kann — und so oft auch verweht! —

Jetzt bist Du mein Sohn und Kind meines Hauses und wir wollen vereinigt an Deinen Vater schreiben, um durch seine Verzeihung für Dich und für mich unser Glück vollständig zu machen. Die Zeit wird den Plänen, welche ich hege, feste Gestalt und Aus-

führung geben, und Du sollst mir beistehen, auch für Dich ein festes und sicheres Glück zu begründen, daß ich an dem Sohne gut machen, dem Sohne ersetzen kann, was ich dem Vater frevntlich entzogen habe. — Jetzt aber laßt uns dem Klange der Tischglocke folgen — ah, da ist Leontine schon und wird uns rufen wollen.“ —

„Seid Ihr zu Ende?“ — fragte diese eben durch die Thür.

„Zu Ende und klar — und hier bringe ich Dir unseren Sohn, den ich Deiner treuen Liebe empfehle,“ — erwiderte ihr Gatte freundlich und zog die tiefbewegte Frau in seine Arme.

„Seien Sie uns noch einmal willkommen, lieber Neffe,“ — sagte diese herzlich, „und möchte Ihnen unser Haus eine neue freundliche Heimat werden! — Aber nun kommt zu den Kindern, die sich unmäßig auf den neuen Vetter freuen, und Gertrud lacht und weint in einem Athem vor lauter Entzücken, daß ihr guter Hans nun ihr ordentlicher Vetter sein soll.“

Die glückliche Familie setzte sich zu Tische, und seit ihrem Hochzeitstage hatten die beiden Gatten kein so schönes Freudenfest gefeiert als heute.

Doch das Schicksal hat seine Tage, an denen es

Ereigniß auf Ereigniß zu häufen pflegt. Auch Mr. Hartmann's Haus sollte heute noch mehr erleben.

Als die Familie glücklich plaudernd in der Veranda saß und mit seligem Behagen das neue Verwandtenglück genoß, ritt der Postreiter heran und gab einen schweren und dicken Brief ab. „An Mr. Harring," — sagte er gleichgiltig, — „kostet einen Dollar."

Mr. Hartmann reichte ihm diesen, während Hans zitternd nach dem Briefe griff.

„Von meiner Mutter!" — rief er freudig und doch zugleich erschrocken, daß es nicht der Vater sei, der ihm geschrieben habe. „O Rudolf, das ist zu viel Glück auf einmal; ich finde Alles, Alles an Einem Tage wieder. Meine gute, gute Mutter!"

Und er drückte unter Thränen die theuren Schriftzüge an seine brennenden Lippen.

Rudolf war ernst geworden. Auch ihn hatte der Ruf „von meiner Mutter!" betroffen gemacht. — Zürnte der Vater so sehr, daß er dem Sohne keine Zeile schreiben wollte, oder — —

Doch schon hatte Hans das Siegel erbrochen und enthüllte einen Brief von seiner Mutter, nebst einer Einlage von unbekannter Hand. Ohne die letztere zu beachten, verschlang Hans die Zeilen von der theuren Mutter-

hand, die ihm nun Alles enthüllten, was sich seit seiner Flucht begeben hatte.

Doch verschwiegen sie, daß der Tod des Vaters ein freiwilliger gewesen war, um den Sohn nicht noch tiefer zu beugen, dem diese Zeilen Schweres und Bitteres genug eröffnen mußten.

Sie sagten nur, daß der Freiherr gestorben und in Folge dessen ihr verschuldetes Stammgut verkauft und von Silbermann erstanden worden sei, der seine Tochter mit Joachim von Brandach verheiratet hatte, damit die beiden ungeheuren Vermögen in einander schmolzen.

Nebst Grüßen von Allen theilten sie ihm dann auch die jetzigen Schicksale von Mutter und Schwester mit — deren Erzählung wir uns für das folgende Capitel aufsparen — und baten ihn, mit Hinweis auf die Einlage, seinem Sohnes- und Bruderherzen Genüge zu thun — dann konnten sie Alle noch einmal glücklich werden.

Hans war tief erschüttert und weinte bitterlich. Der Tod des geliebten Vaters, dessen Herz vielleicht im Schmerze über den Sohn und dessen Schande gebrochen war, lastete schwer auf seiner Brust und alle Trostgründe des selber erschütterten Oheims blieben unzureichend.

Das eben noch herrschende heitere Glück der Familie hatte einer tiefen Trauer Platz gemacht, und

Gertrud barg das Gesichtchen in ihrem kleinen Schürzchen und weinte bitterlich, daß der Vater des guten Vetters gestorben und dieser nun so traurig sei und weine — und ihr gewiß kein Schloß wieder malen werde.

Rudolf faßte sich zuerst wieder und am Arme seiner Gattin, in deren schönen Augen Thränen innigsten Mitgefühls glänzten, zu dem trauernden Neffen hintretend, sagte er fest:

„Sei ein Mann, Hans, und bewahre Deine Schule des Lebens, indem Du das Unabänderliche als Mann erträgst. Der Tod ist unser Aller Erbtheil, und Kurt war nicht mehr jung: er mußte den Attribut des Lebens bezahlen und ist jetzt glücklich."

„O Gott — aber ich habe ihn durch meinen Leichtsinn getödtet! Sein ehrenfester Charakter konnte keinen Flecken an der Ehre des Hauses von Harder, keinen Makel an dem reinen Wappenschilde desselben ertragen — und der eigene, mißrathene Sohn mußte es sein, der mit Frevelmuth seine Ehre verletzt und sein edles Herz gebrochen hat! — Ich, ich — sein Sohn, bin es gewesen und mein Dasein ist verflucht für alle Zeiten!" —

„Nicht so, mein Sohn! Dein Vater hat dem Tode seinen Zoll bezahlt, wie wir Alle ihn einst be-

zahlen müssen, und wenn Du gefehlt hast, so hast Du auch dafür gebüßt durch Mühsal und Beschwerde. Dein Vater ist versöhnt mit Dir gestorben, denn sein Herz kannte den Zorn nicht, und er würde seinem ärgsten Feinde vergeben haben — vor Allem auf dem Sterbebette, wie viel mehr also seinem einzigen Sohne, der nichts gethan hat, als daß er dem Leichtsinne der Jugend gefolgt war! Also ermanne Dich, Hans, und lies den anderen Brief, der Dir noch wichtige Nachrichten bringen soll und dann laß uns überlegen, was geschehen muß, um die Lage Deiner Mutter und Schwester auf das Schleunigste zu verbessern. Dem Tode seinen Trauerzoll aus aufrichtig treuen Herzen — dem Leben aber Kraft und Willen, so will es der, der Beides uns gegeben hat und der uns sendet und abruft nach seiner hohen Weisheit.“ —

Hans errang gewaltsam seine Fassung wieder und griff nach dem zweiten Schreiben, dessen Handschrift er nicht erkennen konnte.

Als er es öffnete, fiel wiederum eine Einlage heraus und Hans las folgende Zeilen:

„Ihre Frau Mutter sandte mir durch Herrn Johannes Rosen Ihre Briefe, und da ich Sie schätzen gelernt hatte, Ihr Schicksal von Anfang an beklagte und wohl annehmen darf, daß Sie jetzt die

Irrthümer der Jugend überwunden haben, außerdem auch Ihre Frau Mutter und Baroneß Anna Ihrer bedürfen, so habe ich meinen königlichen Oheim um Ihre Begnadigung gebeten, und die beifolgende Ordre gestattet Ihnen ungefährdete Rückkehr in Ihre Heimat.

Prinz Xaver."

Die Einlage enthielt wirklich seine vollständige Begnadigung, und die Hoffnung, in die Heimat und zu den nun doppelt theuren Angehörigen zurückkehren zu dürfen, röthete Hansens Wangen mit einem freudigen Schimmer.

„Du mußt zurück," — entschied der Oheim nach kurzem Ueberlegen, „und zwar sobald als möglich; jedoch hoffe ich, nicht für immer. Die alte Heimat ist Dir doch eine fremde geworden, und Du wirst Dich, nach dem Vorgefallenen, niemals wieder da heimisch fühlen können, wo Fremde, Juden — in dem Schlosse Deiner Väter residiren — und wo die Erinnerung an den Grund Deiner Flucht Dir doch alle Tage auf's Neue drückend werden und Dich wie ein Gespenst verfolgen würde. Reise also in die Heimat zurück und hole Gertrud und Anna in die neue Welt herüber, wo ihrer eine neue Heimat wartet, und in der sie treue, liebende Herzen freudig willkommen heißen. Für Dich legen wir eine neue Farm an und

führen die Pläne aus, welche ich schon früher mit Dir besprochen habe, und die Damen sind unserer Aller Gäste, die wir pflegen und lieben wollen von ganzem Herzen." —

„Ja, Hans, so soll es sein," — fügte Leontine hinzu, „mein Gatte hat das Beste getroffen, wodurch uns Allen geholfen wird. Denn wir dürfen Sie den Ihrigen nicht vorenthalten und mögen Sie aber auch nicht wieder verlieren, kommen Sie also Alle zu uns, in unseren glücklichen Kreis, der Raum genug für alle Lieben bietet und dadurch immer schöner und glücklicher werden wird. Für immer dürfen Sie unbedingt nicht wieder fort, dagegen legt auch Gertrud entschieden Protest ein und Frieda bittet so innig, ihr das nicht zu Leide zuthun." —

Hans erkannte bewegt die Liebe seiner Verwandten und sah ein, wie sehr sie mit ihren Vorschlägen Recht hatten. Er selber hätte nicht wieder in die alten Verhältnisse zurückkehren mögen, für die er nicht mehr paßte und die für ihn nicht mehr passen konnten — und auch Mutter und Schwester verließen gewiß gern einen Schauplatz, der so viele traurige Erinnerungen für sie barg.

Er nahm deshalb den Vorschlag des Oheims an, vorausgesetzt, daß Mutter und Schwester einwilligen

würden, und schon am andern Tage flog ein Brief der Heimat zu, der die baldige Ankunft des ersehnten Sohnes und Bruders ankündigen sollte.

Die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen des Theuren gab Hans eine fieberhafte Erregung und hob seine Stimmung unwillkürlich, so daß selbst der Schmerz um den hingeschiedenen Vater nicht so tief in ihm Wurzel fassen konnte, als es sonst geschehen sein würde.

Mit fieberhafter Eile betrieb er die Anstalten zur Reise, und die Liebe seiner Verwandten that alles Mögliche, um ihn mit den gehörigen Bequemlichkeiten auszurüsten.

Hans hatte keine Ruhe mehr. Ueberall winkten ihm die Bilder aus der Heimat. Mutter und Schwester lächelten ihm schmerzlich und doch unendlich liebevoll zu, und neben ihnen stand stets noch ein blonder Lockenkopf, der sich treulich an Annas Seite schmiegte. Hans erkannte ihn wohl — und er erschien immer wieder, so oft Hans ihn auch verscheuchen wollte — und wenn er endlich erröthend und verlegen sich abwandte, lächelten die Lippen so schelmisch — und sie schwebte leicht davon. Hans hatte sie wohl erkannt: — gerade so war sie ihm damals in Ballenstedt erschienen, die holde Jungfrau aus dem Harze. —

Und endlich waren alle Vorbereitungen beendet, und Hans reiste ab. Die Verwandten gaben dem Scheidenden noch ein Stück Weges das Geleit — und durch die frische Morgenluft klang hoffnungsreich der Abschiedsgruß:

Auf Wiedersehen!

## Viertes Capitel.

### Die Ehre der Arbeit.

Wir kehren nach mehrjähriger Abwesenheit in die deutsche Residenz zurück, die wir damals mit dem fliehenden Hans von Harder verlassen haben, und wenden uns demselben großen Hause zu, das dem früheren Hotel gegenüber liegt und in dessen Dachstübchen unser flüchtiger Held einst treue Pflege seiner Wunde fand.

Das Dachstübchen ist heute wenn nicht noch freundlicher, doch eleganter ausgestattet, als damals. Die einfachen, ärmlichen Möbel der Frau Rosen, und der schlichte Betschämel mit dem Crucifixe und Muttergottesbilde darüber, sind alterthümlichen, schweren und eleganten Kabinetsstücken gewichen, welche sich hierher — in dieses niedrige, einfache Gemach verirrt zu haben scheinen und unter dem Strahle des glänzenden Sonnenlichtes, das hier ungehindert auf ihre düsteren Formen fällt, sich ungemüthlich und gedrückt genug fühlen mögen.

Das Zimmer ist leer und die Thüren nach den beiden Nebenzimmerchen, die früher die Schlafzimmer der Frau Rosen und ihres Sohnes waren, sind fest geschlossen. Am Fenster steht ein hoher Rollstuhl mit dem freiherrlich von Harder'schen Wappen an der Lehne — und von den gemalten Wänden blicken die wohlgetroffenen Porträts des Freiherrn Kurt, Tante Frieda's und ihrer Eltern hernieder, die früher in dem hohen und düstern Gemache Tante Frieda's gehangen -- in dessen ewigen Schatten sich ihre dunkeln Tinten wohl und heimisch gefühlt hatten.

Scheint es doch überhaupt, als ob die stumme Umgebung der alten kranken Dame hierher übergesiedelt wäre, denn alle die schweren Möbel, welche so eigenthümlich mit dem niedrigen Gemache contrastiren, sind ihm entnommen, und der Rollstuhl mit dem Harder'schen Wappen, der am Fenster steht, ist derselbe, auf welchem wir früher Tante Frieda ihr stetes Leiden erdulden sahen.

Da öffnete sich die Thür und eine junge Dame tritt leise in das Dachstübchen — augenscheinlich zufrieden, dasselbe noch leer zu finden. Der Tag ist noch nicht weit vorgerückt, die neunte Morgenstunde kaum vorüber — und das gespannte Lauschen der Ankommenden an einer der Thüren überzeugt sie, daß drinnen ruhige Athemzüge noch ununterbrochenen Schlummer verkündigen.

Dadurch beruhigt, begann die Dame sich nun ihrer

Einkäufe zu entledigen und legte endlich auch Hut und Schleier ab.

Ein Blick auf die zarten Züge mit den sanften träumerischen Augen überzeugt uns, daß es Anna von Harder ist, die wir in einfachster Bürgerkleidung hier wiederfinden. Die Luft hat ihre zarten Wangen sanft geröthet, daß sie mit lieblichem Rosendufte überhaucht erscheinen, und die ganze Erscheinung ist freier, gehobener und blühender als damals, da wir sie im Garten zu Bornfeld, als Joachim von Brandach's hoffnungslose Braut, zum letzten Male sahen.

Viele Stürme und schwere Stunden sind seitdem an ihr vorübergeeilt; sie hat bitteres Leid empfinden müssen seit jenem Tage — Leid, an dem ein kräftiges Weltkind vielleicht gebrochen wäre, wie die schlanke Fichte im Gewittersturme zusammenstürzt — und doch ist Anna's Auge heute klarer, und ihre Gesundheit augenscheinlich sicherer, als an jenem Schreckenstage, — der so viel Enttäuschung und bitterstes Leid über sie bringen sollte.

Anna enthüllte unterdessen ein Bouquet herrlich duftender Blumen, packte einen Kuchen aus, wie ihn die Mutter gern aß und schon auf Hardersberg sich öfters backen ließ — und überzählte dann mit befriedigtem Blicke eine kleine Summe Geldes, die sie nachher in den Arbeitstisch der Mutter legte.

Dann aber kniete sie vor dem alterthümlichen Schranke nieder und zog die unterste Schublade auf, die für die Mutter nicht mehr gut erreichbar war — und ihre Augen glänzten bei dem Anblicke des Schatzes, den sie sich in stillen Stunden der Nacht, wenn Alles um sie her im Schlummer ruhte, und keine Seele ihr stilles Wirken ahnte — mit geschickter Hand erworben hatte.

Es war ein Rückenkissen, dessen Stickerei in den prachtvollsten Farben prangte. Von reizenden Blumen-arabesken umschlungen, die in geschmackvollen Farben-schattirungen das Auge fesselten, hob sich auf blendend-weißem Grunde das Harder'sche Familienwappen in matter Silberstickerei. Das Kissen trug die Zeichen der sorgfältigsten und liebevollsten Arbeit — und als es Anna nun auf dem Rollstuhle der Mutter aufstellte, daß die eindringenden Sonnenstrahlen den Glanz der Farben belebten — malte sie sich mit heimlichem Entzücken die Ueberraschung und Freude der Mutter. Diese hatte keine Ahnung von der herrlichen Arbeit, schien überhaupt ihren Geburtstag ganz und gar vergessen zu haben, zu dem das kostbare Kissen als Geschenk bestimmt war.

Noch schlief die Freifrau — und das war gut, denn Anna hatte noch Manches zu besorgen, um die Arran-gements nach ihrem Wunsche zu vollenden.

Als das Kissen aufgestellt und in das beste Licht ge-

rückt war, wurden Kuchen und Bouquet auf dem Tische arrangirt; und das letztere mußte eine einfache große Porzellantasse mit breitem Goldrande füllen, die Anna, an Stelle einer zerbrochenen, für die Mutter besorgt hatte — obgleich ihr das nicht recht gefallen wollte und sie lieber ein anderes Geschenk in der Tiefe der Tasse verborgen und ihr dann den Mittelplatz zwischen Bouquet und Kuchen eingeräumt hätte.

„Wie schade," — klagte sie, „ich hätte einen der Krägen zurückbehalten können, der hätte der Mutter sicher Vergnügen gemacht. Sie waren freilich sämmtlich bestellt — und ihre Anzahl noch nicht einmal genügend — aber auf einen hätte es doch nicht ankommen können. Schade, daß es zu spät ist!"

Ein Klopfen an der Stubenthür unterbrach ihre Selbstvorwürfe, und als sie vorsichtig öffnete, bemerkte sie, daß es Ernst Wendt sei, der, mit einigen Blumenstöcken beladen und von einem Burschen mit verdecktem Korbe begleitet, um Einlaß bat.

Anna erröthete heftig — dann grüßte sie mit freundlichem Lächeln den schüchternen jungen Mann, der bescheiden und mit gesenkten Blicken vor ihr stand.

„Sie überraschen mich sehr freudig, lieber Ernst," flüsterte sie ihm zu, — „haben auch Sie also an meiner Mutter Geburtstag gedacht? — O, wie danke ich Ihnen

für diese Treue, die in unserer Lage doppelt wohlthuend ist.“ —

Ernst stellte verwirrt die blühenden Blumenstöcke auf den Tisch — wundervolle Heliotropen und Rosen, die Lieblingsblumen der Freifrau — und packte nun aus dem Korbe mehrere Bouquets, die aus den seltensten und schönsten Blüthen gebunden, das kleine Zimmer augenblicklich mit mildem Zauberdufte erfüllten.

Dann folgten mehrere festgewundene Guirlanden um die Bilder des Freiherrn und Tante Frieda's, die Ernst mit geschickter Hand befestigte — während Anna alledem erstaunt und gerührt zusah, und es nicht wagte, das treue Liebeswerk zu unterbrechen.

„Wie reizend ist das Alles!“ flüsterte sie endlich, als Alles vollendet war und Ernst die Bouquets an dem Rollstuhle befestigt, die Blumenstöcke aber auf dem Tische um Anna's Geschenke arrangirt hatte — „o Ernst, wie danke ich Ihnen vom Herzen und wie wird sich die Mutter freuen, wenn sie Ihre treue Liebe sieht, die uns durch alle die Jahre hindurch treu geblieben ist und immer neue Aufmerksamkeiten ersinnt, um uns zu erfreuen.“

„Ich folge nur meinem Herzen, gnädiges Fräulein, und das wird immer willig dienstbar sein, wenn es Ihnen eine Freude zu machen gilt,“ -- erwiderte

Ernst bescheiden und so hoch erröthend, als ob er sich selber auf einer bösen That ertappe.

„Ja, Ernst, das haben Sie immer gethan, und Gott weiß, wie viele Freuden und angenehme Stunden ich Ihnen schon schulde. Schon als Kind haben Sie mich immer überrascht — o, ich weiß es wohl noch, wie ich damals erfreut war, meinen Lieblingsplatz in Tante Frieda's Garten in ein kleines Paradies verwandelt zu finden, und eine weiche Moosbank, reizende Lieblingsblumen und glatten Weg da, wo ich früher über Steine und Geröll steigen mußte, um auf rauhen, nackten Felsen auszuruhen! — Ich weiß das Alles noch und habe und werde nichts davon vergessen, Ernst!" — sagte sie innig und reichte dem Purpurglühenden die feine Hand — dann aber führte sie ihn zu dem Rollstuhle hin und zeigte ihm ihre Arbeit, um so seine Befangenheit zu verscheuchen.

„Nun urtheilen Sie einmal, Ernst," — sagte sie scherzend, „ob ich meine Sache ordentlich gemacht habe. Sie, als Gärtner, müssen ja Ihre Lieblinge und ihren Farbenschmuck kennen? — Stimmt die Farbenmischung, oder habe ich sie verfehlt?" —

Ernst betrachtete das Kissen mit offenem Entzücken und schien seine Blicke nicht von der schönen Arbeit trennen zu können, an der jeder Stich von der kindlichen

Liebe und Sorge des lieblichen Mädchens zeigte, die schon seit seinen Kinderjahren das Ideal, die Königin seines Herzens war, ohne daß er es jemals wagte, den Blick zu ihr zu erheben, die ihm immer, und nicht durch ihre Geburt nur, als ein höheres Wesen erschienen war.

„Nun, Ernst, wie finden Sie meine Arbeit?“ — unterbrach ihn Anna in seinem Sinnen, „ist es mir gelungen, die Natur ein wenig zu copiren?“ —

„Die Natur läßt sich nicht copiren, und alle ihre lebendigen Werke sind unnachahmlich in ihrer Herrlichkeit; aber Ihre Arbeit, gnädiges Fräulein, zeigt was die Kunst vermag, und als Kunstwerk bewundere ich sie aufrichtig. Die Farbenmischung ist ausgezeichnet und macht den herrlichsten Effect. Die Frau Baronin wird auch Kunst und Geschmack an dieser Arbeit zu schätzen wissen, denn sie war selber Meisterin in der Farbenmischung.“

„Da haben Sie ganz Recht, das ist meine Mutter, und deshalb eben hatte ich so viel Angst um diese Arbeit. O, wenn Sie die Stickereien gesehen hätten, die meine Mutter einst für meinen unglücklichen Vater gestickt hat, Sie würden erstaunt sein — und ich werde sie nie erreichen. — Aber wollen Sie schon gehen, lieber Ernst, und meine Mutter nicht erwarten, um ihr selber Ihren Glückwunsch zu bringen? — Sie wird sicher bald kom-

men und würde herzlich erfreut sein, Sie hier zu finden." —

„Ich bedauere, gnädiges Fräulein — doch ich muß leider gehen, da mich dringende Dienstarbeiten rufen, von denen ich mich nur mit Mühe für den kurzen Ausgang losmachen konnte. Ich bitte Sie, der Frau Baronin meine Ergebenheit zu versichern und ihr meinen Glückwunsch zu Füßen zu legen." —

„Herzlichen Dank, im Namen meiner Mutter, lieber Ernst, und ich bitte Sie, uns recht bald wieder zu besuchen. Ihr Schwager und Marie werden heute Nachmittag bei uns sein — könnten Sie nicht ein wenig mitkommen? — Ich habe Marie schon gestern darum gebeten, denn Sie kommen so selten zu nns und sicher stets nur dann, wenn Sie uns mit neuen Aufmerksamkeiten überraschen wollen! — Können Sie heute Nachmittag mitkommen, Ernst?" —

„Ich will es versuchen, gnädiges Fräulein, wenn ich es möglich machen kann, werde ich mir die Freiheit nehmen." —

„Bitte, thun Sie es ja," — bat sie noch einmal lächelnd, reichte ihm die Hand und die Thür schloß sich hinter dem Hochaufathmenden, der in ihrer Nähe immer neue Qualen sog und doch sie nicht meiden konnte —

nicht die Kraft hatte, sie nicht wieder zu sehen, die er über Alles, über Alles auf der Welt liebte! —

Durfte er es wagen, jetzt an sie zu denken, wo der Glanz und Standesflitter von ihr abgefallen war, und sie sich in den einfachsten bürgerlichen Verhältnissen glücklicher und freier fühlte, als früher unter dem Zwange des Standes, der ihr gequältes Herz zu den schmerzlichsten Opfern zwang? —

Durfte Ernst jetzt, in seiner neuen Stellung als Obergärtner, mit einem guten und sicheren Auskommen, es wagen, dem Mädchen seines Herzens auch seine Hand zu bieten, um sein ganzes Leben hindurch immer nur für sie arbeiten, für sie sorgen zu dürfen, deren Bild jedoch keinen Augenblick aus seinem Herzen wich?

Liebe und Leid, Hoffnung und Bangen kämpften täglich in seiner Brust, ohne daß er jemals es gewagt hätte, ein Wort von seinen heiligsten Gefühlen zu verrathen, ohne daß er jemals in seinem Schwanken zum Abschlusse kam, das alle Tage sein Herz mit Hoffnung und Furcht bewegte, und Nachts den Schlummer von ihm verjagte.

Niemand konnte sie so lieben, konnte sie so treu und hoch halten, als er, das fühlte er wohl. Sie war sein Ideal, der Engel des Lichts in seinem Dasein; ihr Glück sein Leben — und doch, durfte er es wagen, ihr

mit seinen Wünschen zu nahen? — Durfte er es wagen — und liebte sie denn auch ihn, konnte sie seine Gefühle erwidern? —

Wiederum kämpften heute Bangen und Zagen, Hoffnung und Zweifel in der Brust des Liebenden, und wiederum fand er in sich keine Antwort und doch auch nicht den Muth, sie durch offene Frage zu erbitten.

Halb bewußtlos langte er unter seinen Blumen an.

Anna aber sah nach seinem Weggehen unter Thränen auf die Zeichen seiner Treue nieder. Sie verstand ihn, begriff seine Gefühle, und ihr Herz hob sich schneller unter dem Entzücken treubewährter Jugendliebe.

„Wie gut er ist, und wie treu. Mit ihm, ja mit ihm könnte ich glücklich werden, und Gott sei Dank, ich kann es ja noch werden — darf jetzt meinem Herzen folgen, wenn er mich begehren sollte. Heute bin ich ihm gleich; — das Vorurtheil des Vaters trennt uns nicht mehr, und wenn er kommen sollte, Herz und Hand von mir zu verlangen, so darf ich Sein werden, und darf dem Zuge des Herzens folgen, der mich schon auf ihn hinwies, als er noch der arme — brave und thätige Gärtnerbursche war, und ich nichts, als ein hochgeborenes, standesverpflichtetes Fräulein."

„Aber wo bleibt nur die Mutter? — Sie schläft ja heute außergewöhnlich lange!"

Anna stand auf, öffnete leise die Thür und blickte nach der schlummernden Mutter hinüber. Als sie aber die freundliche Ruhe in den bleichen Zügen der Schlummernden bemerkte, und ihr regelmäßig leises Athmen hörte, schloß sie die Thür wieder zu und zog sich zurück.

Ein polternder Schritt auf der Treppe lockte sie in diesem Augenblicke hinaus, damit der Mutter keine Störung bereitet werde.

Es war der Briefträger, der ihr mit den Worten „Aus Amerika, kostet noch drei Silbergroschen sechs Pfenninge“ — einen dicken Brief mit vielfach gestempeltem, dunkelgelbem Couverte übergab.

„Von Hans!“ — jubelte Anna und beeilte sich, das verlangte Porto zu entrichten.

„O, welche Freude — und gerade heute, zu Mutter's Geburtstage! Wenn es doch auch recht gute Nachrichten wären, und er bald selber kommen könnte! Ach Hans, alter Hans, das hast Du einmal gut gemacht, uns gerade zum Geburtstage einen Brief zu senden, — das ist das beste Geschenk, und nun soll auch gleich mein Bouquet Platz machen, und der Brief in Mutter's Tasse prangen.“

Aber trotz des eingelaufenen Briefes wagte es Anna nicht, den Schlummer der Mutter zu unterbrechen,

die gestern Abend leidender gewesen war als gewöhnlich, und wohl der Ruhe noch bedürfen mochte.

Sie setzte sich an ihren Fensterplatz, der dem der Mutter gegenüberlag, nahm den Stickrahmen auf und begann mit geschickter Hand einen jener reizenden Krägen, wie sie kürzlich Mode geworden waren, und wie sie Anna mit unübertrefflicher Feinheit anzufertigen verstand.

Dabei flog aber ihr Auge gar oftmals zu dem gelben Briefe hin, dessen Geheimniß ihr Schwesterherz bewegte, und ihre Gedanken eilten liebevoll nach Amerika's fernen Gestaden hinüber, wo er weilte, arm und allein — und doch glücklicher als früher. War er doch ein anderer, ein armer Mensch geworden, der den Leichtsinn der Jugend — und die verderblichen Vorurtheile des Standes überwunden und, wie sie — schätzen gelernt hatte die eigene bewußte Kraft, die für sich selber schafft — und in eigenem Streben, nicht in ererbter Standeshöhe und ihren innigeren Vorzügen sich achtete; — schätzen gelernt die Ehre der Arbeit. —

In seinen ersten Briefen hatte das scharfe Schwesterauge deutlich genug den innern Zwiespalt des Bruders, dieses Schwanken zwischen verzweifelnder Hoffnungslosigkeit in fremden und ungewöhnlichen Verhältnissen und zwischen der alten deutschen, bemächtigten Adelszuversicht erkannt, das ihn vom ersten Streben fernhielt, und ihn,

da er selber nicht eingreifen wollte, um sein Geschick mit eigenen Kräften zu regeln, sondern noch immer geneigt schien, für den letzten Sprößling des deutschen Freiherrnhauses auf Wunder zu hoffen, als Spielball der Ereignisse aus einer Situation in die andere warf.

Freilich ahnte sie dabei nicht, wie wenig der Bruder auch den Zeitverhältnissen und ihren Forderungen gewachsen gewesen war, und wie wenig seine Kenntnisse für dieselben ausreichten, um ihm in der amerikanischen Gesellschaft eine geachtete Stellung zu erringen.

Aus seinen letzten Briefen hatte sie dagegen mit Freude gesehen, wie dieser Zwiespalt sich geendet hatte, und der Bruder sich wohl und glücklich und vor Allem mit sich selber zufrieden zeigte, in einer Stellung sogar, die adeligen Ansprüchen am wenigsten genügen konnte.

Welche Ereignisse so läuternd auf den vorurtheilsvollen Sinn des Bruders gewirkt hatten, wußte und ahnte sie ebenfalls nicht, obgleich sie wohl fühlte, daß sie groß und erschütternd gewesen sein mußten, um so gewaltige Umwandlung zu erzielen.

Doch, er hatte sich selber überwunden, den alten Menschen abgestreift und jetzt, das wußte sie, war er gerettet, und die Verhältnisse konnten ihn nicht mehr besiegen. Sieger in dem größten und schwersten Kampfe mit angeerbten Vorurtheilen und bequemen Anschauungen,

durfte er nicht mehr fürchten, von den kleinen Sorgen des Lebens gebeugt und überwältigt zu werden.

Lassen wir jetzt das junge Mädchen in der lieben Beschäftigung mit dem fernen Bruder, von dem wir bereits mehr wissen, als sie nur ahnen kann — und blicken wir auf die letzten Lebensjahre der beiden Damen zurück, deren härtesten Schicksalsschläge die theuersten Glieder von ihren Lieben raubten, und sie hinaus getrieben hatten aus dem Schlosse ihrer Väter und den gewohnten adeligen Verhältnissen.

Blicken wir ein wenig zurück, während die schwer ermattete Freifrau sanft in ihren Geburtstag hineinschläft, und die Tochter mit ruhigem, fast freudigem Gemüthe weit — weit bei dem fernen Bruder weilt, dessen Trennung von der kränkelnden Mutter und ihr, die größte Sorge des sanften Mädchens ist, das den erloschenen Glanz und Schimmer ihres Hauses noch nie vermißt hatte.

Als die Nachricht von dem Tode des Freiherrn von Harder auf Tante Frieda's einsames Schloß gedrungen war, eilte Anna sofort nach Hardersberg zurück und kam verzweiflungsvoll zu der verzweifelnden Mutter. —

Der Schlag war entsetzlich für die unglückliche Familie. Die beiden Frauen sahen den geliebten Vater

todt. — sich ihrer festen und natürlichen Stütze beraubt, auf die allein sie immer vertrauensvoll und sicher gebaut hatten, sahen Gatten und Vater durch den schrecklichsten Tod ihnen entrissen, bleich und zerschmettert in die düstere Ahnengruft hinabsteigen — und sich selber, als heimatlose Bettler, der Armuth und dem Unglücke preisgegeben.

Und doch wie gern hätten sie Alles das getragen!

Wie gern hätten sie arm und kümmerlich in der kleinsten Hütte sich und ihn mit ihrer Hände Arbeit ernährt, und ihn gehegt und gepflegt in der Aufopferung treuester Liebe: — wäre er nur bei ihnen geblieben und hätte sie nicht so ganz allein gelassen in der fremden kalten Welt.

Doch er war hingegangen, war gestorben als unerschütterlicher Repräsentant der Ehre des Hauses, der den Tod in Ehren einem Leben voll Banquerott und Schande vorzieht!

Standesvorurtheile waren die Quelle des Uebels gewesen, das durch sein ganzes Leben an ihm zehrte; die Pflicht, den Schein zu retten, hatte ihn immer tiefer in die Herrschaft des Scheines verpflichtet, bis sie endlich ihre Stützen verlor und enthüllend — über den Unglücklichen zusammenbrach.

Des Freiherrn Ehre konnte die Entlarvung nicht ertragen, und unter den Trümmern seines gefallenen Scheinseins begrub er sich selber vor der Schande.

Sonst der liebendste Vater und Gatte, starb er jetzt, wie im Leben noch im Tode die Ehre des Hauses rücksichtslos im Auge haltend, ohne an seine verlassene Familie zu denken.

Unter solchen Verhältnissen däuchte den beiden Frauen das Leben auf dem Schlosse ihrer Väter als Höllenqual, und sie verließen es sogleich nach der trauervollen Leichenfeier, um sich vor dem unheimlichen Walten und Geräusche der Gerichtspersonen auf Tante Frieda's einsames Schloß zurückzuziehen, die schmerzbewegt, den Unglücklichen eine stille Freistätte bot.

Tante Frieda war durch den Tod ihres Bruders und den Fall ihres Hauses auf das tiefste erschüttert worden. Dieser entsetzliche Schlag hatte die alte starre Anhängerin der alten Zeit und des alten Adelregimes bis in das innerste Leben getroffen, und sie saß oft stundenlang auf ihrem Rollstuhle, ohne ein Wort zu sprechen, dumpf, brütend und im leisen Stöhnen den fürchterlichen Schmerz verrathend, der sie durchwühlte.

Wochenlang dauerte es, bevor die Resignation in ihr wieder siegte, welche ihr auf ihrem langen Dulderwege immer treu zur Seite gestanden hatte,

und bevor sie wieder ergeben ihr Auge zum Himmel richten konnte, um im festen, vertrauungsvollen Glauben sich aufzurichten über das Unglück ihres Hauses.

Aber ihre Kraft war gebrochen, und der Organismus, der so lange den Stürmen der Zeit, wie der Krankheit getrotzt hatte, war dem letzten, herbsten Schlage unterlegen; — Tante Frieda konnte ihren Bruder und den Fall ihres Hauses nicht lange überleben.

Die Freifrau und Anna, die beide still litten und den ungeheuern Verlust mit tausend Thränen beklagten, mußten bald an das Bett der kranken Tante eilen, die von Tag zu Tage schwächer wurde.

„Für uns ist es aus, Gertrud,“ flüsterte sie der trauernden Schwägerin zu, „die Neuzeit will uns nicht mehr, und wenn Judendirnen in Freiherrnschlössern wohnen dürfen, dann ist es besser für uns, wir schicken uns zur letzten großen Reise an. Kurt hat das auch eingesehen, und ich folge ihm!“

Die beiden Frauen widmeten sich der Pflege der allgeliebten Tante mit treuester Sorgfalt. Sie hatten all ihr Leid und ihren Schmerz zurückgeworfen in dem einen Bemühen, die Tante zu erhalten, doch vergeblich. Der Todesengel schwebte näher und näher,

noch einmal begehrte die gute Kranke ihre treuen Diener und Leute zu sehen, und sie mußten Alle einen Augenblick in das Sterbezimmer treten, wo Frieda sie segnete, Abschied von ihnen nahm und sie ermahnte, dem zukünftigen neuen Herrn, ihrem Neffen, treu und gehorsam zu sein.

Als die Sonne tiefer und tiefer sank, wurde auch die Kranke immer schwächer. Die Freifrau saß ihr zu Füßen und blickte schmerzvoll in das friedenreiche Antlitz der Dulderin; Anna kniete neben der Kranken, die ihre Hand zwischen den ihrigen hielt.

Der Tag neigte sich zu Ende, und das Licht schien in dem hohen düsteren Gemache gänzlich ersterben zu wollen. Da richtete sich Tante Frieda noch einmal empor, legte beide Hände auf Anna's Haupt und segnete sie, reichte noch einmal der stillweinenden Gertrud die Rechte und sank erschöpft in die Kissen zurück.

„Lebt wohl und seid glücklich in Liebe und Gottvertrauen! —“ flüsterten die bleichen Lippen, ein seliges Lächeln himmlischen Friedens schwebte verklärend über das milde Angesicht, und wenige Minuten später hatte das Herz aufgehört zu schlagen.

Mit einem Lächeln war sie hinübergegangen und

ruhte, als heiliges Bild des Friedens und vertrauensvoller Ergebung, vor ihren verwaisten Lieben.

Wiederum hatten diese die schmerzliche Pflicht, eine geliebte Leiche der Gruft übergeben zu müssen, dann waren sie wieder allein, wiederum arm und obdachlos, denn Tante Frieda hatte ihren armen Unterthanen und allen Unglücklichen zu gern und freudig geholfen, um an Sparen denken zu können. So war es nur wenig, was die Sterbende ihren Lieben übergeben konnte; darunter aber befanden sich die Möbel ihres Zimmers mit dem Rollstuhle und ihr, ihres Bruders, so wie ihrer Eltern Porträts, welche in diesem Zimmer hingen.

Alles Uebrige mußte im Schlosse bleiben und ging testamentarisch an den Neffen ihres verstorbenen Gemahls über, dessen Ankunft die beiden verwaisten Frauen jedoch nicht abwarten wollten.

Sie waren nun wieder heimatlos und sollten wiederum den Fuß weiter setzen, um sich eine Stelle zu suchen, auf der sie ruhen könnten.

Die Freifrau litt fürchterlich, doch klagte und weinte sie nicht mehr. Schweigend saß sie in dem Rollstuhle der verstorbenen Schwägerin und brütete über ihr Geschick, das ihr Alles entrissen hatte, außer der Tochter, die unglücklich und verlassen war, wie

sie selber. Sie litt am schwersten, hatte am meisten verloren. Gatten, Sohn, Schwägerin und Heimat! — Warum durfte sie denn nicht sich zu den Todten betten, warum schritt denn an ihr der dunkle Engel theilnahmslos vorüber, und wollte ihr nicht den Frieden gönnen, der allein ihr blutendes Herz heilen, und ihren Schmerz stillen konnte?

Nein, sie mußte leben, sollte hinaus in die Fremde und heimatlos umherirren, nicht wissend, wohin sie ihr Haupt legen sollte, wenn die Nacht einbrach, und wo sie Frieden und Ruhe finden könnte für die gebeugte Seele, die weinend über ihr Geschick zusammenbrach.

Da mußte denn Anna handeln. Das arme schwache Mädchen mußte für die Zukunft sorgen, und der alte Gärtner Krüger und Ernst waren ihr treu zur Seite, um ihr beizustehen. Die beiden Damen wollten die Ankunft des neuen Schloßherrn nicht auf dem Schlosse abwarten, sondern ordneten die wenigen Sachen zum schleunigen Aufbruche.

Die Freifrau kümmerte sich um Nichts, hatte keinen Willen mehr, und so beschloß denn Anna selbstständig, daß sie nach der Residenz übersiedeln und dort in Zukunft leben wollten. In der Residenz hatten sie am wenigsten Beachtung zu befürchten. Dort konnte

Anna am leichtesten Arbeit und guten Lohn für ihre Geschicklichkeit finden, und arbeiten wollte sie ja, sich mühen und streben, um der Mutter ein sorgenloses Alter zu bereiten. In der Residenz konnte sie auch am ersten Nachricht von dem unglücklichen Bruder erhalten, und es ward deshalb fest beschlossen, die beiden Damen sollten nach der Residenz reisen, und Ernst, dem sein Oheim eine Gärtnerstelle dort besorgt hatte, sie geleiten.

Zwei Tage vor der Ankunft des neuen Herrn, den die Nachricht vom Tode Tante Frieda's in weiter Ferne erreicht hatte, reiste Ernst mit den beiden Damen ab, und sie gelangten wohlbehalten in der Residenz an.

Hier trafen sie bald mit Wellings zusammen, von denen die alten Freunde mit offener Herzlichkeit aufgenommen wurden, und da gerade um diese Zeit Frau Rosen und ihr gefeierter Sohn das kleine nette Dachstübchen verließen, in welcher Hans einst krank gelegen und treueste Pflege gefunden hatte, so zogen die beiden Damen daselbst ein und stellten die alten ehrwürdigen Cabinetstücke aus Tante Frieda's hohem Schloßgemache in den niedrigen Räumen auf.

Die Freunde unterstützten Anna treulich bei ihren Bemühungen um ihre Handarbeiten, und Ernst war in

seinen freien Stunden unermüdlich thätig, für sein gnädiges Fräulein zu sorgen.

Als kurze Zeit später Johannes Rosen Ernst's Schwester Marie als glückliche Frau heimführte, die der liebende Dichter bis in ihr mühsames Fischerdorf hinauf verfolgt und mit seinen Bitten so lange bestürmt hatte, bis das geprüfte Mädchen, das sich nicht mehr für würdig hielt, eines lieben Mannes Weib zu werden, überwältigt an seine Brust sank und durch treueste Liebe den lohnte, der ihr die Untreue und Verderbtheit des vornehmen Verführers vergessen machen wollte; — und als bald darauf der alte Major von Welling zu seinen Vätern und vorangegangenen Waffenbrüdern versammelt ward, schlossen sich die einzelnen Familien immer näher aneinander und es verging fast kein Tag, Nachmittag, an dem nicht Rosens und die trauernde Majorin mit ihrer Tochter in das Dachstübchen hinaufgestiegen wären, wo die Freifrau sie freundlich willkommen hieß und Anna bei der anregenden Unterhaltung immer fleißig, die kunstvollsten Arbeiten fertigte.

Denn Anna hatte ihren Entschluß nicht vergessen. Sie, wie ihre Mutter, waren zu stolz die Unterstützung des Herrschers oder ihrer Standesgenossen nachzusuchen; nein, Anna fühlte sich kräftig genug und war stolz darauf, mit eigener Kraft für sich und die Mutter sorgen, und

durch fleißige Arbeit und eigenes Streben der alten Dame die früheren Zeiten vergessen zu machen und ihr ein einfaches, aber zufriedenes Glück zu bereiten.

Mit der Sonne war sie thätig, bis sie wieder im fernen Abend versank, und wenn eine Arbeit kunstreich aus ihrer Hand hervorging, strahlte der reinste Seelenadel von ihrer Stirn und verklärte ihr ganzes Wesen.

Ihre Seele war frei, wenn auch nur geringe Verhältnisse sie umgaben, und kein düsteres Schreckbild ängstigte mehr das arme Herz.

„Adel liegt nicht in den äußeren Verhältnissen, er liegt in der Seele; und seine äußeren Vorurtheile sind Gebrechen des Alters, die der Zeit absterben werden!" — tönte es siegend in ihrer Seele, die nur noch die Sorge um den fernen Bruder bewegte, dessen Briefe düster und unheilschwanger klangen.

Da endlich kam jener letzte Brief, den er als Taglöhner Mr. Hartmann's schrieb, und zeigte den beiden Damen, daß auch er die Vorurtheile überwunden, und die Ehre der Arbeit und des eigenen Schaffens erkannt habe! Da erhielten sie durch Rosen's Bemühungen die Amnestie vom Prinzen Xaver, welche Hans die Rückkehr in seine Heimat gestattete, und nun blickten sie hoffend und hoffnungsvoll in die Zukunft, die sie nicht dem eiteln Ungefähr anheimstellten, sondern mit Gottes Hilfe von

ihrer eigenen Kraft und von dem Erfolge ihrer Arbeit abhängig machen wollten.

Es waren mehrere Jahre vergangen, seitdem sie in der Residenz lebten, und von Tag zu Tag hatte sich das Glück der befreundeten Familie befestigt. Anna's Arbeiten waren gesucht und hoch bezahlt, und sie konnte nicht genug von jenen gestickten Krägen liefern, die Niemand so fein anfertigen konnte als sie, und die von allen eleganten Damen der Residenz begehrt wurden.

Aber dennoch hatte sie auch der Mutter Geburtstag gedacht und in einsamen Nachtstunden die wundervolle Stickerei gefertigt, welche auf dem alten Rollstuhle Tante Frieda's noch immer die schlummernde Freifrau erwartete.

Und endlich! — endlich hörte Anna, daß die Mutter erwacht war und sich erhoben hatte. Sie sah eilig nach dem warmen Morgentranke für sie, überblickte noch einmal ihr Geburtstags-Arrangement und schon trat auch die Freifrau ein, die nicht wenig erstaunt umhersah, und ihren milden Blick auf dem reichen Blumenschmucke ruhen ließ.

„Was ist das, Anna, was bedeutet das Alles, mein Kind?" — frug sie verwundert.

„Ja, glaubst Du denn, lieb' Mütterchen, daß Deine Tochter auch so leichtsinnig ist und Mutter's Geburts-

tag vergißt? — Ich gratulire, lieb' Mütterchen, gratulire viel tausendmal, und weil ich weiter nichts habe, so habe ich Dir Blumen geschenkt, und Ernst ist auch schon dagewesen und hat Dir Deine Lieblinge in reicher Fülle gebracht. Doch nun komm' nur und trink und iß von Deinem Lieblingskuchen, den ich leider nicht selber habe backen können, doch erst sieh Dir einmal hier das Kissen an, auf dem Du in Zukunft recht weich ruhen sollst."

Die Freifrau blickte gerührt auf alle diese Zeichen reinster Liebe, als sie aber das Kissen sah und mit Kennerauge erkannte, wie viele Nachtstunden Anna diesem Kunstwerke geopfert haben mußte, da schlang sie die Arme um ihr gutes Kind, und sie fest an das Herz ziehend, flüsterte sie:

„Mein liebes, gutes Kind! Wie glücklich machst Du mich! Hätte ich es doch früher nie geahnt, daß auch fern unserem Schlosse, in einem engen Dachstübchen, so viel Glück und Frieden blühen könnten, und scheint es mir doch heute, als ob ich noch nie so glücklich gewesen wäre, als jetzt. Wäre der Vater noch bei uns, wir könnten es von ganzem Herzen sagen — aber er, und Hans fehlen uns überall. Ohne sie können wir nirgends ganz glücklich sein! —"

Sie sank erschöpft in den Rollstuhl nieder und ihre Augen suchten vergeblich die Thränen zu verbergen.

Sie war doch sehr alt geworden die Freifrau Gertrud, und ihre zarten Züge erschienen von fast durchsichtiger Blässe. Der Schlag, den der Tod des Gatten ihr gegeben, hatte sie niemals wieder ganz freigelassen; sie war niemals wieder recht gesund geworden. War sie auch nicht krank, plagte sie auch kein Schmerz und kein Leiden, — so saß doch der Wurm im Herzen und zehrte wie ein Krebsschaden. —

Anna sah mit Schrecken die Schatten, welche bei der Erinnerung an den Vater über das bleiche Antlitz der Mutter lagerten, und um ihre Gedanken abzulenken, hielt sie ihr den Brief des Bruders entgegen.

„Noch ein Geburtstagsgeschenk, lieb' Mütterchen, von Bruder Hans!" — rief sie freudig und athmete neu auf, als sie das glückliche Lächeln sah, welches wie Morgenröthe über das Angesicht der Mutter flog.

„Gott sei Dank!" rief diese lebhaft, „das ist eine große Freude für ein armes Mutterherz!" —

Sie hatte den Brief eilig erbrochen und je weiter ihre Blicke flogen, je mehr ihre Augen von den geliebten Zeilen verschlangen, um so heller leuchteten sie auf, um so freudiger lächelten ihre Lippen.

„Er kommt, Anna!" rief sie, als sie geendet hatte, „er kommt und ist schon unterweges!"

„O Mutter, wann, wann kommt er?“ —

„Bald, mein Kind, und glücklich kommt er wieder. Er hat unseren verschollenen Onkel Rudolf wieder gefunden. Jener Mr. Hartmann ist unser Rudolf von Harder, der Hans liebgewonnen hat und als seinen Sohn hält. Hans schreibt nur wenig — Du kannst es selber lesen — und vertröstet uns auf seine baldige Ankunft.“ —

Anna griff nach dem Briefe — die Freifrau aber hob den Blick nach oben, und ihre Seele dankte dem Lenker des Weltalls, dessen Liebe auch den dunkelsten Pfad erleuchte, und wenn sie oftmals auch durch Prüfungen führet und über Dornen und Felsgestein unsern Fuß lenket, doch Alles wohl und endlich Alles herrlich doch hinausführet! —

---

## Fünftes Capitel.

### Wiedersehen und Scheiden.

Seit dem Geburtstage der Freifrau, welcher der alten Dame eine so schöne Freude bescheert hatte, in der sicheren Hoffnung den einzigen Sohn recht bald wieder in ihre Arme schließen zu können, waren acht bange Tage verflossen.

Anna blickte mit kindlicher Sorge auf die immer mehr schwindende Gestalt der Mutter, deren körperliche Schwäche mit jedem Tage zunahm. Der Geist freilich war lebendig und malte geschäftig die Bilder des Wiedersehens in den herrlichsten Farben. Der Gedanke an den Sohn beschäftigte die Leidende bei Tag und bei Nacht; ihre Sehnsucht nach ihm stieg von Stunde zu Stunde, da sie sich schwächer werden fühlte — und es schien ihr bange zu sein, daß er erst ankommen könnte, wenn es für sie zu spät sei.

Es war ein Sonntagnachmittag.

Die Baronin hatte sich erst gegen Mittag erhoben und saß nun bleich und abgespannt in die Tiefe ihres Rollstuhls gelehnt. Der Schlummer schien sie nicht gestärkt zu haben, denn sie fühlte sich heute noch schwächer als am vorigen Tage, und die geängstigte Tochter beobachtete sorgenvoll das Aussehen der Kranken.

Sie war allein mit ihr, und die Mutter war heute so sonderbar schweigsam. Nicht einmal den Sohn erwähnte sie, dessen Name sonst stets auf ihren Lippen schwebte, und wenn sie einmal sprach, so schien es nur mit Anstrengung zu geschehen.

Die Stunde rückte weiter — sie waren noch immer allein und doch hatten die Freunde versprochen, heute Nachmittag zu kommen, um, wie sie es gewohnt waren, einige Stunden mit einander zu verleben.

Anna fühlte sich allein so geängstigt, so rathlos, — und sie ersehnte Besuch, um den Rath und Trost erfahrener Freunde zu hören.

Die Mutter war auch heute gar zu sonderbar. Ihre Augen ruhten oft wie forschend auf den Zügen der Tochter und schienen doch weiter, viel weiter zu blicken und in großer Ferne an einen Gegenstand sich fest zu klammern. Ihr Geist weilte fern, und diese Abwesenheit, welche Anna noch niemals an der Mutter bemerkt hatte, ängstigte sie von Neuem.

„Fühlst Du Dich wohl, liebe Mutter, oder soll ich den Arzt bitten lassen, daß er heute einmal wieder bei Dir vorspricht?“ — fragte sie endlich, um nur den beängstigenden Zustand zu unterbrechen.

Die Freifrau schien aus einem schweren Traume zu erwachen und blickte die Tochter fragend an. Sie hatte die Frage wohl gehört, doch nicht verstanden.

„Ich frug nur, wie Du Dich befindest, liebe Mutter, und ob ich vielleicht den Arzt einmal wieder um einen Besuch bitten lassen soll,“ wiederholte Anna.

„Ach nein, nein liebes Kind, was soll mir der Arzt? — der kann mir nicht helfen. Ich fühle mich auch wohl, ganz wohl, liebe Anna. — Vielleicht kommt auch heute Hans noch! — Mir däucht, er könnte wohl schon hier sein, wenn er sich nach der Mutter sehnte, wie sie sich nach ihm. Man sagt ja, die Sehnsucht leiht Flügel!“ — erwiderte die Freifrau und senkte müde das sorgenschwere Haupt, und ihre Stimme klang so schwach, so tonlos, daß sie wie ein Schwert in Anna's Herz drang. Da endlich hörte sie Schritte auf der Treppe, und die Freifrau horchte hoch auf. Bei jedem Tone, der seit den acht Tagen im Hause laut geworden war, hatte sie gehofft, daß er ihr die Nähe des ersehnten Sohnes verkünden würde, und auch jetzt leuchtete ihr Auge jäh auf, schwand plötzlich die Müdigkeit aus ihren Zügen,

und ihr Blick heftete sich glänzend und hoffnungsvoll auf die Thür.

Anna eilte bereits zu öffnen, und sie athmete erleichtert auf, als sie die Majorin von Welling und ihre Tochter erkannte, der Mutter und ihre besten und erprobtesten Freundinnen.

Die Beiden hatten sich nur wenig verändert. Die Majorin hatte ein wenig gealtert und war im Witwenkleide noch immer eine junge Frau, und Eugenie stand in voller Blüthe der Lieblichkeit.

Nachdem sie den herben Schmerz über den Verlust des Vaters schwer überwunden hatte, der kurze Zeit nach dem Tode des Freiherrn von Harder seinem alten Waffengefährten folgte, um zur großen Revue zu gehen, — hatte sich Eugeniens Jugend auf das Neue anmuthig entfaltet, und ihre Wangen erblühten wieder eben so lieblich, wie damals, als sie den Jugendgeliebten im Parke zu Ballenstedt traf. Nur voller und vollkommener war sie geworden, sonst glich sie noch immer dem reizenden, schalkhaften Feengebilde, welches damals mit Hans von Harder lustig scherzte — über Wolkenkönigs Töchterlein und Hansens romantische Irrfahrten am Falkensteine.

Eugenie war hoch gefeiert, und schon mancher annehmbare Bewerber hatte sich um die einzige Tochter des

alten Hauses Welling aufmerksam bemüht. Allein immer vergeblich. — Eugenie war liebenswürdig und heiter gegen Jeden, doch suchte sie ernsteren Bewerbungen entweder auszuweichen, oder sie wies sie schonend zurück, weil sie nur achten, aber nicht lieben könne, und weil sie nur einst einem geliebten Manne ihre Hand reichen, oder unverheiratet bleiben würde.

Der geliebte Mann schien aber noch immer nicht gefunden zu sein — Eugenie von Welling war noch immer frei.

Man mußte ihren Grund achten und allgemein gelten lassen, denn Eugenie war reich und unabhängig, und es war bald in der Männerwelt bekannt geworden, daß die liebenswürdige und schöne Eugenie von Welling ein Herz von Stahl besitze, und nicht zu lieben vermöge.

Darüber floß die Zeit auf Windesflügeln dahin. Eugenie mußte ebenfalls ihre wandelnde Macht erkennen, doch übte sie keine Wandlung auf ihre Entschlüsse aus, und noch immer war der nicht erschienen, den sie zu lieben vermochte, und mit dem sie ein Leben lang glücklich zu sein hoffen durfte.

Die Majorin, ihre Stiefmutter und Freundin, ließ sie gewähren. Sie erkannte wohl, wie wenig Gründe und Vorstellungen hier nützen würden, und liebte das

reizende Mädchen zu mütterlich, um sie dem ungewissen Schicksale an der Seite eines ungeliebten Mannes preiszugeben. Sie allein ahnte es, daß bereits ein Bild in Eugeniens Herzen unauslöschlich lebte und herrschte, und obgleich sie niemals darüber sprachen und niemals das Geheimniß des Herzens lüftete", das, berührt, nur unter neuen Schmerzen zucken würde — wußte sie doch ganz genau, daß Eugenie dem Ideale ihrer Jugend treu geblieben war, und daß Hans von Harder's Bild noch immer in ihrem Herzen lebe, frisch und lebendig wie an jenem Tage, als sie den unglücklichen Flüchtling beweinte.

Die Majorin ahnte das und fühlte, daß Eugenie die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, den Jugendgeliebten einst geläutert und ihrer würdig wiederkehren zu sehen — las aber in ihren Augen auch den Entschluß, auch wenn dieses nicht geschähe, und er ihr ewig verloren bleiben sollte, ihm die gelobte Treue zu bewahren, nie ein anderes Bild auf den Altar des Herzens zu stellen, als das seine, das da im lichten Farbenschmucke ihres ersten Begegnens prangte, und niemals eines andern Mannes Weib zu werden.

Damals hatte sie ihn lieben gelernt, und was später geschehen war, was die „Kunst" der Welt aus seiner Jugendunschuld geformt hatte, kümmerte sie nicht.

Sie liebte den alten Hans, dem sie Treue gelobt in heiliger Stunde erster Liebe, dem sie treu war seit jener Stunde — und ihr Herz liebte nur einmal. Es lebte und starb mit seiner Liebe!

Und nun sollte er wiederkehren!

Mutter- und Schwesterherz schlugen sehnsuchtsvoll dem lange Entbehrten entgegen, und auch Eugeniens Herz klopfte stärker bei dem Gedanken an ihn. Denn nun mußte es sich ja entscheiden, ob er ihr auf immer verloren war, oder ob die guten Geister in ihm gesiegt hatten, und er wiederkehre mit der treuen Gesinnung seiner ersten Liebe.

Zagend lenkte sie täglich den Schritt dem einfachen Dachstübchen zu, und auch heute hatte sie all' ihren Muth zusammen nehmen müssen, als sie mit der Mutter das Zimmer betrat, in welchem er vielleicht schon weilte.

Doch sie hatte vergebens gesorgt, Hans war noch nicht angekommen. Nun kehrten ihr schnell Muth und Unbefangenheit wieder, und traulich schmiegte sie sich an Freundin Anna, die sie mit Stickerei beschäftigt fand.

Die Majorin hatte sich bei der Freifrau niedergelassen, deren leidenden Zustand sie sofort erkannte, und bemühte sich, die alte Dame zu unterhalten und mit Nachrichten aus der Residenz zu zerstreuen. Doch diese kehrte mit ihren Gedanken immer wieder zu dem

Sohne zurück — auf ihn, auf seine Ankunft hatten sie sich wie krampfhaft fixirt, und es bebte fieberhafte Erwartung in ihrer Stimme, wenn sie von ihm sprach.

„Meinen Sie nicht auch, liebe Majorin, daß er schon hier sein könnte? — Man fährt jetzt schnell von Amerika herüber, und ich fürchte, daß ihm ein Unglück widerfahren ist! — O, Gott, meine bangen Ahnungen — wie mich das ängsti t! — Anna, hast Du denn heute die Zeitungen nachgesehen, ob Schiffe angelangt sind, und ob etwa Unglücksfälle geschehen sind? — O, meine Ahnung, meine Ahnung!“

„Ja, liebe Mutter,“ erwiderte Anna, ihre geheime Unterhaltung mit Eugenien unterbrechend, „es sind mehrere Schiffe aus Amerika glücklich angelangt, und es ist kein Unglücksfall geschehen; Du kannst also ganz ruhig sein.“

„Ruhig — ja, ruhig werde ich sein, wenn er in meinen Armen ruht. Wie viele Gefahren gibt es nicht, die alle darauf lauern, der harrenden Mutter den einzigen Sohn zu rauben. Wer schon so viel verloren hat, kennt das! Ach, liebste Majorin, wann wird meine Qual enden?“

„Sie reiben sich auf, Frau Baronin, und Ihr Sohn wird sich ängstigen müssen, wenn er Sie nicht in dem gehofften Wohlsein findet. Man hört jetzt so selten

von Unglücksfällen, daß Sie sich ruhig und glücklich den Freuden der Hoffnung überlassen sollten, statt so trübe Gedanken zu pflegen!“ bat die Majorin, und in ihren Augen malte sich theilnahmsvolle Besorgniß um die aufgeregte Freundin.

Die Baronin neigte zustimmend das Haupt und versank in nachdenkliches Schweigen. Das greise Haupt sank, von der Aufregung müde, auf die Brust nieder, und die Majorin konnte jetzt so recht erkennen, welche Verwüstungen Zeit und Sorge in den Zügen der alten Dame angerichtet hatten.

Es dünchte ihr, als schwebte der Todesengel schon um das Haupt der Matrone, und hätte mit seinem eisigen Kusse schon einmal die welke Stirne berührt. Vielleicht hält nur die Hoffnung auf das Wiedersehen des Sohnes noch den Lebensfaden fest, und wehrt dem stummen Gaste, sein Werk des Friedens zu vollenden.

Die Majorin saß der Kranken schweigend gegenüber, die wie in einen leichten Halbschlummer versunken war, und störte nicht die wohlthätige Ruhe.

Die beiden Mädchen plauderten unterdessen auf der andern Seite leise mit einander, und auch hier war es der Erwartete, um welchen sich das Gespräch drehte. Anna ahnte die Gefühle der Freundin für den Bruder, und ihre sensitive Seele hatte in Eugenien schnell die

gleichgestimmte erkannt. Welches holde Glück erwartete den heimkehrenden Bruder! — Doch, würde er auch desselben würdig sein?

„Ich denke mir ihn groß und stark geworden, mit einem urwaldähnlichen Barte und wettergebräunten Zügen," — sagte Anna zur Freundin, — „und ich muß gestehen, die Furcht ihn so verwildert zu sehen, macht mir recht bange — mehr für die Mutter, als für mich. Sie wird ihren Hans nicht mehr erkennen können, den sie zum letzten Male als schlanken Officier gesehen hat und in die Ferne ziehen ließ, und ich fürchte, daß ihre angegriffene Gesundheit unter diesem Eindrucke noch mehr leiden wird." —

„Wenn er nur erst kommen wollte," flüsterte Eugenie dagegen, „denn ich fürchte vielmehr, daß sich Deine arme Mutter bei dieser fieberhaften Erwartung völlig aufreibt. Hans hätte gar nicht schreiben, sondern unverhofft kommen sollen. Dann hättest Du die Mutter vorbereiten können, und sie hätte den Sohn mit ihren Armen umfangen, ohne diese geistige Folterqual ertragen zu müssen, die mir aufrichtig Sorge macht."

„Uebrigens fürchte ich die Schrecken des Wiedersehens und das Aussehen Deines Bruders nicht besonders, denn ich stelle mir keine solche Abenteurergestalt unter

ihm vor. Er wird etwas stärker und brauner geworden, sonst aber der Alte geblieben sein."

„Also fürchtest Du beim Wiedersehen das Aeußere meines Bruders nicht besonders — soll das heißen, daß Du Dich mehr vor seinem Innern fürchtest?" — neckte Anna.

„Wie meinst Du das? frug Eugenie befremdet dagegen.

„Nun, ich meine, — Du fürchtest wohl, daß sein Inneres besonders verwahrlost sein dürfte und einer cultivirenden Schere bedürfen möchte?" —

„Du irrst Dich sehr. Ich hoffe im Gegentheil, daß Dein Bruder aus dem materialistischen Amerika sehr vernünftig und im Geist und Charakter gediegen zurückkehren wird — doch niemals verwildert — weder äußerlich noch innerlich. So weit vergißt sich eine gute Erziehung nie, mag sie nun adelig gewesen sein oder nicht, worauf ich, offen gestanden, blutwenig Gewicht lege. — Aber, Anna, Deine Nadel hat ja eine falsche Richtung eingeschlagen! — das kommt von dem Plaudern, nun ist die schöne Arbeit verdorben!" —

„Wie schade! — Nicht wahr, mein Herz? Aber beruhige Dich nur, meine gute Eugenie, es wird sich wohl noch ändern lassen." —

Und mit kunstfertiger Hand begann sie sofort den Fehler zu verbessern.

Da wurden wiederum nahende Schritte laut, die Baronin erwachte und fixirte den erwartungsvollen Blick auf die Thür, die Eugenie zu öffnen eilte.

Es waren Rosen's und Ernst Wendt, die den andern Freundeskreis der Familie bildeten und gewöhnlich alle Nachmittag kamen, um sich nach dem Befinden der Baronin zu erkundigen.

Johannes Rosen, dessen vom Prinzen Xaver protegirte Dichtung bereits gegen zwanzig Auflagen erlebte, und der mit späteren Dichtungen und einem Romane dasselbe Glück gehabt hatte, das seinem Erstlingswerke unter dem Schutze prinzlicher Gnade lächelte, war ein Liebling der kunstsinnigen Residenzbewohner geworden und befand sich jetzt in den comfortabelsten und angenehmsten Verhältnissen. Aus dem armen, verzweifelten, mit Sorge und Mangel kämpfenden Jünglinge hatte sich ein gefeierter Dichter und Liebling der schöngeistigen Welt entfaltet, und der Name Johannes Rosen lebte auf allen Lippen.

Er war bald genöthigt mit seiner Mutter das liebgewordene Dachzimmer zu verlassen, und bezog eine wohleingerichtete Paterrewohnung, die von zudringlichen

Kunstjüngern, Organisten, Verlegern, und Journal-Redacteuren fast zu sehr belagert wurde.

Johannes Rosen war der gefeierte Held der Tagesliteratur, und jede neue Dichtung aus seiner gepriesenen Feder ward mit neuem Enthusiasmus empfangen und begrüßt. Die Journale der Residenz waren schon wochenlang vor seinem Erscheinen des Ruhmes und Lobes des neuen Werkes voll — um dem jungen und unerfahrenen Dichter einige Verse für ihre Spalten abzulocken.

Johannes fühlte sich glücklich und angenehm bewegt in diesem Treiben — und doch lebte in seinem Herzen ein Gefühl der Nichtbefriedigung, welches er weder unterdrücken, noch durch Arbeit oder Vergnügen bannen konnte.

Das Bild der armen Marie, seiner ersten stillen Liebe, schwebte schmerzlich vor seiner Seele, und je schneller die Zeit floß, je weiter die Frist wurde, seitdem er sie zum letzten Male gesehen — und je huldvoller seine zahlreichen Verehrerinnen dem jungen Manne lächelten — um so heißer wurde seine Sehnsucht nach dem unglücklichen, geliebten Mädchen.

Ihr Unglück hatte sie ihm nur noch werther gemacht — das arme Opfer bübischer Niederträchtigkeit eines adeligen Taugenichts — und inmitten der Triumphe,

welche man ihm bereitete, bewahrte er in seinem Herzen den Wunsch, das arme getäuschte Mädchen an seiner Hand wieder glücklich zu sehen.

Er entdeckte endlich seiner Mutter, und diese, der ja das Glück des einzigen Sohnes über Alles ging, rieth ihm, das verlassene Mädchen in ihrer Heimat aufzusuchen.

„Sie ist eine Unglückliche,“ — sagte die würdige Frau, „das beklagenswerthe Opfer eines Ehrlosen, welches unsere volle Theilnahme verdient. Findest Du das Mädchen, mein Sohn, und willst Du sie mir als Tochter zuführen, so soll sie mir willkommen sein, und Gott und die heilige Jungfrau mögen Euch segnen. Gehe hin, und mache Du als edler Mann wieder gut, was jener Ehrlose verbrach, und der Schutz der Heiligen wird mit Dir und Deinem Beginnen sein.“ —

Johannes fand Marie in dem ärmlichen Fischerdorfe bleich und kraftlos vor der elenden Hütte sitzend. Die sonst so blühende Gestalt war zu einem Schatten geworden und tiefe Furchen des Schmerzes umzogen die müden Augen. Sie trug Trauerkleider, und ihr Blick war gedankenvoll auf den Boden geheftet, als Johannes ihr nahte.

Plötzliches Aufschauen — jähes Erschrecken — lieb-

reichen Zuspruch — heiße Thränen und endliche Beruhigung.

Als der Abend mit seiner rosigen Glut das weite Meer vergoldete, stand ein glückliches Brautpaar wehmuthvoll an einem Kindergrabe, und der junge Mann bemühte sich vergeblich, die Thränen der Geliebten zu hemmen und die lieben Augen mit seinen Küssen zu beruhigen.

Mutter Wendt hatte schluchzend das Brautpaar gesegnet und nun waren sie hingegangen, um am Grabe von Mariens Kinde Abschied von der Vergangenheit zu nehmen und sie für immer zu begraben. — —

Einige Monate später hatte Johannes seine junge Frau nach der Residenz und seiner Mutter zugeführt. Unter seiner Liebe und treuen Sorge lernte sie die Vergangenheit mit ihren bitteren Stunden vergessen und erblühte nun in lieblicher Schönheit. Nun erst war Johannes vollkommen glücklich.

Die Räthin Rosen, welche unter der Sonne des Glückes noch einmal jugendlicher geworden erschien, war die vertraute Freundin der Baronin von Harder geworden. Die beiden Frauen trugen gleich schwer an gleichem Leide, deshalb hatten sich ihre Seelen schnell zu einander gefunden, und der vertrauensvolle kindliche Glaube der Räthin an die Liebe Gottes und der Heiligen, der

die Baronin so oft an Tante Frieda's herrlichen Duldersinn erinnerte — wirkte wohlthätig auf ihre Stimmung, die besonders in den ersten Jahren nach ihrem Unglücke oft trübe und schmerzvoll niedergebeugt war.

Marie Rosen hatte in Anna von Harder und Eugenie liebevolle Freundinnen gefunden, und das Verhältniß der Familien hatte sich mit der Zeit immer mehr und inniger befestigt.

So waren auch heute Alle zusammengekommen, da die Baronin jetzt mehr als je der treuesten Sorge und Aufmerksamkeit bedurfte.

Die Tassen kreisten umher, während Johannes eine neue Dichtung vortrug, um welche die Damen — und besonders die Baronin — ihn gebeten hatten.

Dieser schwache Abglanz des frühern Gesellschaftslebens auf Hardersberg sagte der alten Dame sehr zu und erheiterte sichtbar ihre Stimmnng. Anna verfehlte dann auch nicht, Welling's und Rosen's so oft als möglich in dem traulichen Dachzimmerchen zu versammeln, wo heitere Tagesgespräche, oder Vorträge Rosen's — wenn dieser mitgekommen war, stets angenehme Unterhaltung boten.

Die neue Dichtung, welche er heute vorlas, war besonders für Frauen sehr interessevoll, eine Verherrlichung

höherer Wirklichkeit — und Tassen und Handarbeit begannen allmälig zu ruhen.

Alle lauschten athemlos den schwungvollen Rhythmen herrlicher Poesie.

Niemand hörte deshalb auf den Schritt, der die Stiegen der Treppe heraufkam und sich dem Zimmer nahte: Niemand als die alte Baronin, deren Auge fest auf die geschlossene Thür gerichtet war.

Ein leises Klopfen, die Thür ward geöffnet, und ein einziger Schreckensruf der überraschten Frauen begrüßte den eintretenden Fremdling.

Die Baronin war ohnmächtig geworden — denn das Mutterauge hatte sofort den Sohn erkannt! —

Unter den vereinten Bemühungen der Anwesenden kehrte der alten Dame das Bewußtsein wieder; sie erwachte selig in den Armen des Ersehnten, dessen thränenschwerem Auge ein mattes Lächeln und ein unbeschreiblicher Blick voll Liebe und Freude begegnete.

So war er denn da, sehnlichst erwartet und doch nun plötzlich, und es dauerte eine Weile, bevor die Anwesenden ihre Ueberraschung bezwingen und sein Dasein fassen konnten.

Dann aber begann ein Willkommenheißen und Fragen, voll Freude und Herzlichkeit, daß Hans sich kaum zu retten wußte, und aus den Armen der Mutter zur

Schwester und von ihr zu den Frauen und Bekannten flog, die auch ihm ja Alle Altbekannte waren.

Nur Eine sah er nicht, nur Eine fehlte bei dem herzlichen Willkommen.

Da faßte Anna plötzlich den Bruder bei der Hand und ihn in den schon dunkeln Hintergrund des Zimmers ziehend, flüsterte sie ihm zu: „Hier, Du Sünder, sag' guten Tag!"

Hans stand überrascht und eine dunkle Glut überflog die gebräunten Wangen.

Er sah sich Eugenien gegenüber, die bleich und gebrochen in der dunkeln Ecke des Sopha's ruhte, auf das sie sich bei dem unerwarteten Eintritte Harder's zurückgezogen hatte. Ihre Ruhe und Sicherheit waren bei seinem Anblicke entflohen — hatten einem unbeschreiblichen Gefühle von Wonne und Wehe Platz gemacht — und als Hans ihr zu Füßen sank und flehend flüsterte: „Können Sie mir vergeben, Eugenie?" legte sie zutraulich ihre Hände auf seine Schultern, und mit leisem Kusseshauche seine Stirn berührend, erwiderte sie eben so leise:

„Laß die Vergangenheit mit allen ihren Irrthümern und Fehlern ruhen, wie einen bösen Traum. Sie ist bezahlt und gesühnt mit Ihnen der Sorge und Entsagung! Und nun steh' auf, Hans, und laß uns wieder

gut Freund sein und „Du" sagen, wie damals — Du weißt doch noch?"

Hans nickte stumm und drückte dankbar und beschämt die kleine Hand, welche sie ihm reichte, an seine brennenden Lippen.

Sie hatte ihm verziehen — wer konnte nun wider ihn sein? und bereitwillig entsprach er dem einstimmigen Drängen um Erzählung seiner Schicksale.

Er verhehlte nichts, — weder von seinem Unglücke noch von seinen Fehlern, und die Frauen weihten seinen Schilderungen manche Thräne herzlicher Theilnahme.

Nur die Baronin blieb ruhig. Sie hatte sich in den Rollstuhl zurückgelehnt, bleich und tief erschöpft, aber während kein Wort über ihre Lippen kam, ruhten die Augen unverwandt und liebevoll auf dem männlich schönen Angesichte des Sohnes, und schienen dem Erzählenden die Worte von den Lippen abzulauschen, um sie aufzunehmen in das treue, liebevolle Mutterherz, das jetzt so ruhig und friedlich heiter schlug, nachdem der Sohn noch einmal an ihm geruht, noch einmal den Segenskuß der scheidenden Mutter empfangen hatte.

Die Baronin fühlte es, wie ihre Kräfte sichtlich schwanden, — sie ahnte die Nähe des Todes und fühlte seinen eisigen Flügelschlag in ihrer Nähe, doch sie sah

ihm ruhig und freudig entgegen und fürchtete kein Schrecknịß mehr in ihm.

Sie hatte den Sohn wiedergesehen — sollte umgeben von ihren Kindern sterben dürfen — und hatte nun keinen Wunsch mehr, als den, bald, recht bald dem vorangegangenen Gatten zu folgen und mit ihren Lieben vereint, über die Mühsal der Erde in Seligkeit zu triumphiren. —

Hans endete seine Mittheilungen mit dem so zufälligen Erkennen des Onkels Rudolf, dessen Liebe väterlich für ihn gesorgt hatte, und seiner ungetrübten Rückreise nach Europa.

Da ihm die Mutter im letzten Briefe die wohlbekannte Dachwohnung als ihr Asyl bezeichnet, so hatte er sich in den bekannten Räumen schnell zurecht gefunden.

„— Und nun bin ich da," schloß er, „und bitte herzlich, daß Ihr Alle mir verzeihen möget, was ich im jugendlichen Leichtsinne und durch falsche Anschauungen geleitet, geirrt und gefehlt hatte".

Er fügte nichts mehr hinzu, versprach nichts, aber die Zuhörer lasen von seiner Stirn und aus den klaren ruhigen Augen, daß ein neuer Mensch mit neuen Lebensplänen in ihm wohne. Sie drückten dem Wiedergekehrten liebevoll die Hand — Eugenie grüßte ihn nur mit einem innigen Blicke.

Der Abend war während Hansens Mittheilungen herbeigekommen, und die Gäste brachen auf und ließen die nun wieder vereinigte Familie allein.

Die Baronin war in ihrem Rollstuhle der Schwäche unterlegen und schlummerte; Hans und Anna aber waren tief erschüttert, denn die Schwäche der Mutter ließ den schmerzlichsten Verlust befürchten.

Hans führte die Schwester nach dem Sopha — sie umschlang ihn heiß und leidenschaftlich und lehnte sich fest an die Brust des Wiedergefundenen, der liebevoll die Locken von ihrer glühenden Stirne strich.

So lang er ihnen gefehlt hatte, war sie stark gewesen, und hatte mit männlicher Kraft für Alles gesorgt; nun er aber da war, lehnte sie sich an ihn — ein hilfebedürftiges Weib.

„Mein Bruder!“ flüsterte sie liebreich und blickte zu ihm auf, der ihr so stark und herrlich erschien — fast wie der Vater einst — „da wären wir nun wieder bei einander, wie in den schönen Kinderjahren, ehe wir das Unglück kennen lernten — ja sein Dasein nicht einmal ahnten! Und doch, wie Vieles ist verändert, wie viele Narben sind geblieben von den Wunden, und wie Vieles ist verloren, was unersetzlich bleibt!“

„Veränderung — in Gewinn oder Verlust — bedingen die Gesetze der Zeit, die über Menschenmacht

und menschlicher Vorsicht stehen. Und doch, Anna, sind wir nicht heute glücklicher als damals, wo die Last unnatürlicher Verhältnisse und Verpflichtungen auf uns Alle drückte, wo eingebildete Fesseln uns zwängten, uns zu willenlosen Sclaven verbrauchter und unnatürlicher Standesvorurtheile machten und uns nicht nur den Himmel der Gegenwart, wie auch den der Zukunft, und die Aussicht auf das ganze Lebensglück verdunkelten?"

„Aber der Vater?"

„Ja, der Vater! Sein Verlust ist uns ein unersetzlicher, und doppelt schrecklich ist er für mich, da es mir nicht mehr vergönnt sein sollte, seine Verzeihung zu erflehen und zu seinen Füßen die Fehler meiner Jugend zu bereuen, die seine letzten Stunden trüben mußten. O, Anna, dieser Vorwurf drückt mich am schwersten darnieder! Mein Leichtsinn hat seine Sorgen vermehrt — meine Schuld war vielleicht ein Nagel zu seinem Sarge. Die Ehre des Hauses war sein höchstes Kleinod, und daß sein einziger Sohn sie mit Füßen treten und den reinen Ehrenschild des guten Namens Harder durch schmähliche Desertion beflecken konnte — das durfte er nicht lange überleben! — Ich mußte das wissen — und daß ich es nicht bedachte und feige dem Gesetze entfloh, ist die einzige Schuld meines Lebens, welche ich nie sühnen kann. — Hätte ich nur noch seine Verzeihung erflehen,

nur noch den Trost behalten können, daß seine letzte Stunde nicht durch den Gedanken an den ehrlosen Sohn verbittert ward!"

Heiße Reuethränen glänzten in den Augen des jungen Mannes, und Anna sah bewegt, wie tieferschüttert er war.

Seine Selbstanklage war heiliger Ernst.

Wie würde diese Seele erst leiden müssen, wenn sie Alles wüßte — und erführe, wie und woran der Vater gestorben war, und wer ihm den Todeskelch gereicht hatte! Würden nicht alle Früchte der vergangenen Jahre, die den leichtsinnigen Jüngling zum thatkräftigen und selbstbewußten Manne gemacht hatten, welken müssen unter der nie endenden Last des schweren Schuldbewußtseins, wenn er jemals erfahren sollte, wie der Freiherr von Harder mit der Ehre seines Hauses gestorben war, die die Schuld des Sohnes zertrümmert hatte?

„Nein, nein," sagte sie sich selber, „er darf es niemals erfahren und darf auch hier nicht bleiben, wenn nicht Alles verloren werden soll. Er paßt nicht mehr für diesen Boden und seine Gesellschaft, deren Vorurtheile er im Lande der Freiheit und des praktischen Materialismus überwunden hat. Er darf hier nicht weilen, wo ihn das Verderben fortwährend umschwebt."

Die Kunde von seiner Schuld am Tode des Vaters,

der nach den Grundsätzen seiner Zeit und seines Glaubens handelte — würde das Gespenst seines Lebens — der Fluch seines Daseins werden, an dem er untergehen müßte mit gelähmten Schwingen.

Hans war aufgestanden und blickte durch das Fenster auf die Straße hinab. Eine Flut Erinnerungen kam über ihn und vermehrte noch seine weiche Stimmung, die das Gedächtniß an den verstorbenen Vater erzeugt hatte.

Da drüben lag das große Haus — früher das Hotel Corrado — und helles, freundliches Licht strahlte ihm heute aus den Fenstern entgegen, hinter denen er so oft glücklich zu den Füßen der Signora gesessen und beim gedämpften Scheine der Krystallampe ihrem reizenden Lachen und dem Zauber ihrer Glockenstimme gelauscht hatte.

Das war nun Alles längst vorbei, und heute begleitete diese Gedanken keine leidenschaftliche Regung mehr. Er blickte ruhig zurück auf diese große Verirrung seines Herzens — und gedachte kaum daran, wo das einst so heiß geliebte Wesen jetzt weilen und wie sie leben möge.

Wie Grabgeläute, traurig und schwermuthvoll, klangen die Erinnerungen an jene Zeit durch seine Seele. Waren es doch auch Gräber, Gräber der Vergangenheit,

entschwundenen Glückes, verblaßter Leidenschaft — auf die er blickte, — und nur Eine Stimme tönte silberhell, freudig und triumphirend dazwischen. Eine Glocke dieses harmonischen Geläutes schien schon die Chorzeit überwunden zu haben und zauberhaft rein, muth- und lebenerweckend Ostern zu klingen, Ostern und Auferstehung.

Aus der Nacht des Grabes, über die Hügel und Trümmer des Irrens und des Fehlens, stieg glorieumstrahlt der Engel wahrer Liebe empor, und sein Lächeln war nicht kalt und streng: — ermuthigend strahlte es dem Reuigen, stärkend dem Sieger im schwersten Kampfe, beglückend und hoffnungsreich dem wiederkehrenden Verirrten. — —

Die leise Stimme der Mutter machte den Träumen des Sohnes ein Ende, und er beugte sich liebevoll zu ihr hernieder. Sie fühlte sich nach dem leichten Schlummer wohl, doch noch schwächer als vorher.

Von Minute zu Minute schwanden ihre Kräfte, und sie sah ein, daß die Augenblicke ihres Lebens gezählt waren.

Auch Anna war herbeigeeilt und lag der Mutter zu Füßen, die mit zärtlichen Blicken an ihren Kindern hing.

„Ich will Abschied nehmen,“ — flüsterten die Lippen kaum hörbar, „es ist nun Zeit, daß ich zum Vater

gehe, da ich ihm gute Freude bringen kann von seinem Sohn." —

„O Mutter, Mutter, welche Gedanken! Du darfst nicht von uns gehen!" — flehte Anna unter heißen Thränen, obgleich ein Blick auf die Sterbende ihr deutlich genug zeigen mußte, daß Menschenmacht und Menschenbitte vergeblich blieben, wo der Himmel schon sein Amt begonnen hat.

Das Antlitz der Baronin strahlte wie in Verklärung, und ein seliger Friede entströmte den lieben Augen, die niemals anders als liebevoll und versöhnend geblickt hatten und die im Scheiden noch nur Liebesstrahlen kannten für die nun bald verwaisten Kinder.

„Ruhig, meine Tochter," fuhr sie leise fort, „die Stunde ist da, und meine Kinder müssen gefaßt sein, wenn die Mutter eingehen darf zum langersehnten Frieden. Meine Wünsche sind erfüllt, ich habe ihn noch einmal gesehen, den Sohn meines Herzens, und — meine Tochter — bleibt nicht verlassen zurück. — Gott segne Euch, meine Kinder, seid glücklich in Liebe — nur Liebe — kann beglücken. Am Rande des Grabes — sinkt der Schleier — das Vorurtheil wird licht — wir sehen — was wir waren — Alle — arme Sterbliche! — Stand ist Vorurtheil — nur in

Liebe wohnt das Glück. — Lebt wohl — auf Wiedersehen — im Licht! Licht!" — — — — — —

Wenige Minuten später knieten die weinenden Geschwister vor der Leiche der Mutter, deren feine Züge noch im Tode den seligsten Frieden bekundeten.

Hans richtete sich empor und zog die Schwester stumm an seine Brust.

„O, mein Bruder!" klagte diese schmerzvoll.

„Meine Schwester, nun sind wir ganz allein, und Gott gebe mir die Kraft, Dir Vater und Mutter zu ersetzen, Dir Eines und Alles zu werden und Dich so glücklich zu machen, als Du es verdienst!"

---

## Sechstes Capitel.

Gefunden und vereint.

Mehr als acht Tage waren seit dem Tode der Freifrau von Harder verflossen, und Hans war soeben von der Trauerreise zu seiner tiefgebeugten Schwester zurückgekehrt.

Er hatte die Leiche seiner Mutter nach Hardersberg geführt und dort in der Ahnengruft beisetzen lassen, die darauf verschlossen und, wohl für immer, vermauert worden war.

Von den jetzigen Besitzern des Schlosses, denen das Eintreffen der Leiche angekündigt worden war, hatte Hans keinen gesehen, hatte auch den einzigen Diener, welcher sich blicken ließ, um dem Anstande zu genügen, nicht nach ihnen gefragt, sondern war nach beendigtem Trauerwerke zurückgeeilt, ohne nur einen Blick in das Innere seines Ahnenschlosses zu werfen, in dem nun fremde Herren residirten, und in welches

einzukehren die Mitglieder des Hauses von Harder nur noch als Leichen das Recht beanspruchen durften.

Hans hatte nicht gefragt und auch nichts über die neue Herrschaft erfahren. Er wußte nicht einmal, ob dieselbe überhaupt anwesend gewesen war oder nicht, und es konnte auch nur von geringem Interesse für ihn sein, den jetzt andere Sorgen und Entschlüsse beschäftigten.

Die Zukunft, seine eigene und die seiner Schwester, nahm alle seine Geisteskräfte in Anspruch; um sie möglich freundlich zu gestalten, war sein einziger Gedanke. Die sterbende Mutter hatte ihm die Sorge für die Schwester übergeben, und es galt jetzt doppelte Vorsicht bei seinen Lebensplänen, wo nicht sein Schicksal allein, sondern auch das der Schwester von seinem Streben abhing.

In der Einsamkeit des Eisenbahnwagens hatte er Muße gehabt, Alles sorgfältig zu überlegen, alle Für und Wider zu durchdenken und zu prüfen und kaum zu Hause angekommen, dachte er auch bereits an das Handeln und beschloß, die trauernde Schwester mit seinen Vorschlägen bekannt zu machen und ihre Entscheidung darüber zu hören.

Anna fühlte sich zu der wichtigen Unterhaltung kräftig genug und ließ sich erwartungsvoll in dem

Rollstuhle nieder, auf dem Tante Frieda geduldet hatte, und auf dem die Mutter friedlich entschlafen war. Hans saß ihr gegenüber, am Fenster, und starrte nach dem früheren Hotel Corrado hinüber, wo eben eine ältliche, gutmüthig blickende Bürgerfrau am Fenster erschienen war, der echteste Contrast zur Italienerin — um mit einem weißen Leintuche die erblindeten Fensterscheiben zu erhellen.

Hans mußte unwillkürlich lächeln.

„Sieh da, Anna," sagte er zu seiner Schwester, dort an jenem Fenster stand früher Signora Corrado neben mir, und ließ den dunkel glühenden Blick zum Himmel emporschweifen, — während jetzt eine dicke behäbige Dame, deren Mann vielleicht früher einmal Bäcker war und das große Loos gewann — an demselben Fenster blinde Scheiben blänkt. — So ändert sich Alles, und steter Wechsel scheint unser bestimmtes Loos zu sein. Ich war Jahre lang im fernen Westen — und wer weiß, wo die Sängerin jetzt weilen mag. Wer gedenkt ihrer noch in dieser Stadt, die ihr vor einigen Jahren huldigend zu Füßen lag? Es gibt im Aeußerlichen nichts Bestehendes, und nur die Schätze, welche wir in uns selbst besitzen, sind uns ewig und unvergänglich. Deshalb heißt es Thorheit am Aeußeren hängen — und es kommt nicht auf die Scholle an,

auf der man lebt, sondern nur darauf, ob man auf ihr glücklich sein und es werden kann. — Meinst Du nicht auch, Anna?"

Diese hatte verwundert zugehört und blickte befremdet auf das Angesicht des Bruders, dessen Züge ängstliche Erwartung zeigten.

„Ich theile Deine Ansicht," erwiderte sie leise, „und hegte sie schon in früheren Jahren — wenn auch im anderen Sinne — doch weshalb diese Frage?"

„Höre mich an, Anna. Unsere Mutter hat selige Ruhe gefunden, und wir stehen allein in einem Lande — in einer Stadt, die mir fremd geworden ist, und in der auch Du wohl Dich noch niemals heimisch fühltest. Meine Vergangenheit und jetzige Mittellosigkeit verschließen mir die Pforten der Gesellschaft — folglich also auch Dir. Die Vergangenheit umgibt mich hier mit bösen Gespenstern; Alles erinnert und mahnt mich an dieselbe — und wenn ich hierbliebe und unter die Leute ginge, würden es diese noch mehr thun, als die todten Häuser und Orte.

Unsere Eltern sind gestorben, wir sind hier allein und verlassen — während uns in Amerika der Oheim als zweiter Vater liebevoll erwartet und bereit ist, uns ein sicheres Glück zu gründen. Hier bin ich das alte nutzlose Glied der Gesellschaft — während ich drüben

gelernt habe, dem ergiebigen Boden seine Schätze abzuringen. Anna, willst Du mich nach Amerika begleiten, willst Du mit mir die neue Welt für die alte wählen, in der wir auf nichts mehr, als auf morsche Trümmer Anspruch haben? — "

„Und Eugenie?" —

„Auch auf sie rechne ich. Eugenie liebt mich heute noch wie vor Jahren, und jetzt erkenne ich es, was für ein Glück es ist, von ihr geliebt zu werden. Signora Corrado liebte mich im wilden Rausche entfesselter südlicher Leidenschaft — welche die Zeit kühlt, wie sie den Rausch entnüchtert; — Eugenie ist die Liebe — sie wurzelt ihr in Herz und Geist — im ganzen Wesen. Früher würde ich sie unglücklich gemacht haben — mein heißes Blut, und meine Leidenschaften wären ihr Verderben geworden — aber, wenn sie mir jetzt in die neue Heimat folgt, werde ich nur für ihr Glück leben. — Warum nicht hat Alles erst so kommen sollen, Alles erst geschehen müssen, was geschah, um mich Ihrer würdiger zu machen! — Und Eugenie wird mir folgen, weil sie mich liebt; denn die Liebe ist nicht an Zeit und Ort gebunden, und wo sie wohnt, da ist ihr Vaterland!"

„Du gibst Dich sehr sanguinischen Hoffnungen hin, mein Bruder; bist Du des Erfolges wirklich ge-

wiß? — Hat Dir Eugenie selber gesagt, daß sie sich entschließen kann, nach alledem, was vorgefallen ist — nachdem Du ihre kindliche Liebe — verschmäht und sie, die Dir in jugendlicher Unschuld ein Herz entgegenbrachte, — verlassen hast: — daß sie sich nach alledem noch entschließen kann, ihr Geschick an das Deinige — an ein schwankendes Rohr vielleicht — zu binden? — daß sie dann dem Ausdrucke Deiner Gesinnungen von Neuem arglos vertrauend, Dir über das Meer folgen wird in ein fernes, unbekanntes Land — ohne die Garantie zu haben, daß diese Gesinnung nicht einem neuen Wechsel unterworfen ist? — Glaubst Du wirklich so ganz sicher, daß Eugenie sich dem aussetzen wird?“

„Du hast leider das Recht so zu fragen, und ich sehe recht gut ein, daß eine solche Frage nur naturgemäß und vernünftig ist. Aber ich kann Dir auch erwidern, daß Deine Befürchtungen grundlos sind. — Und, daß ich das heute mit freudiger Gewißheit mir selber sagen kann, und Dir meiner Schwester, das ist die sicherste Garantie für Eugeniens Glück an meiner Seite. Sollte sie auch ähnliche Befürchtungen gehegt haben, so werde ich ihr mit meinem Manneswort die Echtheit und Treue meiner Gesin-

nungen verbürgen, und Eugenie wird mir glauben, denn sie liebt mich."

„Aber sie ist keine Schwärmerin, und die Majorin, ihre Mutter, eine sehr praktische Frau und Eugeniens beste Freundin, ohne deren Zustimmung sie nichts zu unternehmen pflegt, am wenigsten wohl eine Handlung, von der ihr ganzes späteres Geschick abhängt. Daß Eugenie Dich liebt und Dich geliebt hat alle die Jahre hindurch, wo Du ihr fern warest, glaube ich ebenfalls versichern zu können, aber eben so sehr, daß sie nach den gemachten Erfahrungen nie ihr Herz allein wird sprechen lassen, ohne den Verstand zu befragen. Eugenie würde niemals eine Ehe schließen ohne Liebe — aber eben so wenig einer Liebe folgen, die sie dem Unglücke entgegenführte — oder doch keine Garantie für ihr Glück böte. Ob sie solche nun in Deiner, bei ihrem Anblicke neu erwachten Leidenschaft — die schon einmal einer andern gewichen war, finden wird, wage ich nicht zu entscheiden."

„Du bist hart, Anna."

„Ich sage Dir nur das, was Dir Eugenie möglicherweise ebenfalls sagen könnte — und was ich selber sagen würde, wenn es mich beträfe. Ich würde auch zu Eugenien eben so sprechen, wenn sie meinen Rath begehren sollte — das gestehe ich Dir offen zu."

„Schwester — meine Schwester —“

„Und ihre Freundin! — Beide können von mir Wahrheit fordern.“

„Nicht erst als ich sie wieder sah, ist ihr Bild in mir neu erwacht; nein, schon in Amerika — in der Einsamkeit des Gefängnisses stand es mir läuternd zur Seite — war meine Verirrung der Macht der Wahrheit gewichen — ward ich mir klar über mich selber und fühlte es, daß ich sie allein geliebt hatte mit der wahren und ewigen Liebe. Das war keine Leidenschaft, das war Ruhe der Kerkereinsamkeit, die das irrende Herz Erkenntniß lehrte. Alles Andere war Rausch, Taumel und Trunkenheit. Signora Corrado hatte mich bestrickt mit den Zauberbanden der Originalität in Schönheit und Wesen und hielt mich festgebannt in der Gewalt ihres Blickes, dem ich nicht zu entfliehen vermochte. Erst als ich sie unwürdig gefunden hatte, und von ihr fern war, brach der Bann, schwand der Traum — ward ich geheilt, und die ewig wahre Liebe — die Sehnsucht nach ihr kehrte in meine Brust zurück.

Seitdem ist sie nie mehr daraus entwichen. Es war mir selber, als ob ich von einer schweren Krankheit geheilt worden sei. Meine Kraft und mein Muth wuchsen mit jedem Tage und mit ihnen meine Liebe; sie ward mein Sporn und blieb mein Hoffnungs-

stern — auch in den traurigsten Verhältnissen. In Amerika habe ich in der Schule der Leiden den Leichtsinn der Jugend überwunden, und mir dafür Beständigkeit und Charakterfestigkeit errungen, die mich gegen die Gefahren der Leidenschaften schützen werden. Leidenschaften finden für ihren Wucher nur da Boden, wo Mangel an Charakterfestigkeit sie düngt, und ich würde heute furchtlos der Signora gegenüber treten, — da ich mir selber bewußt bin, nicht mehr unter dem Banne der Leidenschaft zu stehen: ihr Zauber würde wirkungslos sein."

„Trotz alledem, Hans, — ich kann Dir nicht die beste Hoffnung mitgeben — kann allerdings auch nicht berechnen, wie Eugenie sich entscheiden wird. Sie ist reich, unabhängig und eine gefeierte Schönheit — wird sie mit allen diesen Vorzügen die Residenz verlassen und einige Tausend Meilen weit Dir in kaum urbar gemachte Steppen folgen wollen?" —

„Wenn sie mich liebt — ja! — denn dann vertraut sie mir auch."

„Und wenn sie nun mir folgen will, wie beantwortest Du dann meine erste Frage? — Wirst auch Du bereit sein, die ferne Fremde, in welcher liebende Herzen Dich erwarten, mit dieser Residenz zu ver-

tauschen, die Dir noch niemals eine Heimat geworden ist?“ —

„Ich, mein Bruder,“ rief sie lebhaft und umschlang ihn in leidenschaftlicher Liebe, „ich folge Dir immer, die Schwester vertraut dem Bruder, und will nichts, als bei ihm sein, im Glück oder im Unglück. Ich habe ja Niemand weiter, als Dich, mein lieber, theurer Hans!“

„So?“ — erwiderte dieser mit erkünsteltem Erstaunen, „und was wird denn aus Ernst, Deinem treuen Verehrer?“ —

„Ach schweige, böser Mensch — es ist keine Zeit zum Necken oder Scherzen.“

„Und keines von beiden will ich auch, Anna; ich spreche im Ernste so. Ernst ist seit vielen Jahren Dein treuer Verehrer. Er liebt Dich — das kann ein Kind erkennen — heute noch eben so innig, als damals, wo Du bei Tante Frieda seine angebetete Königin spieltest; — und ich müßte mich schlecht auf Herzenskenntniß verstehen, wenn Du schon damals den Pagen nicht ebenfalls hättest leiden mögen.“

„Wie Du jetzt denkst, kann ich freilich nicht wissen, doch erinnere ich Dich daran, daß alle Standesunterschiede hinwegfallen, sobald Du Amerika's Boden betrittst. Dort gilt nur der Mann und nicht der Name.

Ernst ist ein gediegener und tüchtig gebildeter Mann geworden, der in Amerika sein Glück machen könnte. Ich schätze ihn sehr hoch und würde ihn freudig als Deinen Gatten willkommen heißen, — wenn es so Dein Wille wäre. An seiner Hand würde ich Dein Geschick gesichert glauben."

„Doch das ist ja Deine Sache, sein stilles Werben zu erhören oder nicht; — ich will nach meinen eigenen Angelegenheiten sehen und mir Eugenien gewinnen!" — —

Anna blieb allein und blickte dem Davoneilenden purpurübergossen nach.

Sie war überrascht und bestürzt durch diese Wendung des Gespräches, — doch schien das Lächeln, was nun um ihre Lippen spielte, nicht zu zürnen.

Was sie sich selber nicht zu gestehen gewagt hatte, — was sie jahrelang im Innersten des Herzens getragen, ohne zu wagen nur vor ihren eigenen Augen den Schleier zu lüften — hatte plötzlich der Bruder mit Worten genannt, und nun stand sie selber erstaunt vor dem enthüllten Mysterium, dessen milder Glanz ihren müden Augen wohlthat.

Nachdenklich ließ sie den Kopf in ihren zarten Händen ruhen, während die Augen wie prüfend in die Ferne irrten, und eine Gedankenreihe, die der eine,

erste angeregt hatte, und die einmal entfesselt, üppig Wucher trieb — zog mit verheißenden Bildern an ihr vorüber.

Es war Licht geworden in ihr und ihrem Herzen. Das Bewußtsein, das so lange geschlummert hatte, von Vorurtheilen des Standes und den Pflichten falscher Ehre darniedergehalten — war erweckt worden, und leise flüsterten die Lippen zu sich selber: „Er hat recht — und ich kann doch noch glücklich werden." —

Die Fesseln jahrelangen Zwanges, deren erstes Glied in der „Ehre des Hauses" gewurzelt, und deren Schwere sich bei ihrer Verlobung drückend um das Herzensleben geschlossen hatte, es einengend und die beseligendsten Gefühle erstarrend — waren abgefallen, und hochaufathmend jauchzte die befreite Seele der Zukunft entgegen, aus deren Schleier Hoffnung und Glück ihr zulächelten. — —

Mit leichten elastischen Schritten flog Hans von Harder durch die Straßen der Residenz.

Ja, das war dieselbe wieder, in der er vor Jahren, als lebenslustiger Officier den Becher der Lust geleert, dieselben Straßen, in denen damals sein zierlich lackirter Stiefel und sein Epaullettes geglänzt hatten, dieselben Häuser, deren weibliche Bewohner damals so oft seine Aufmerksamkeit fesselten. Hatte er doch damals

Zeit genug gehabt, sich mit alledem genügend zu beschäftigen; waren doch damals seine Augen nur zu gern bereit gewesen, sich um das am genauesten zu bekümmern, was ihn am wenigsten anging.

Aber an Alles das dachte er heute durchaus nicht. Jene Zeiten mit ihren Interessen waren vorüber, ein neues Leben lag vor ihm, und um für dasselbe Hülfstruppen zu sammeln, war er unterweges.

Eugeniens Bild lächelte ihm entgegen — sie wollte er sich erringen, sie allein fehlte noch zu seinem Glücke!

Die Tage wurden bereits kürzer und Hans mußte eilen, damit Eugenie nicht in Gesellschaft war, bevor er ihre Wohnung erreichte.

Sie war auch glücklich noch zu Hause und wartete auf ihre Mutter, welche noch bei der Toilette war. Doch wollten sie nicht in Gesellschaft, sondern zu seiner Schwester Anna gehen, da sie nicht wissen konnten, daß er bereits zurückgekommen sei, — und Anna immer des Trostes sehr bedürftig gewesen war, während er die Leiche seiner Mutter zur Gruft geleitet hatte.

Das Alles erfuhr Hans aus den ersten Begrüßungsworten, und Eugenie sprach absichtlich viel und schnell, um die Verlegenheit zu verbergen, die über sie gekommen war, als er so plötzlich und unvermuthet ein-

trat — und die im Alleinsein mit ihm nicht weichen wollte.

Hans beschloß aber gerade diese sogleich zu benutzen und ging, an ihre letzten Worte anknüpfend, mit festen Schritten auf sein Ziel los.

„Ja, unsere theure Mutter ruht nun beim Vater von allem Erdenungemache aus, und wir Kinder haben allein und verwaiset die Sorge für die Zukunft. Auch Anna's Geschick liegt mir ob, und ich habe deshalb beschlossen, der Einladung meines Onkels zu folgen und nach Amerika zurückzukehren. Anna will mich begleiten."

Er hielt inne und blickte sie erwartungsvoll an, doch sie nickte nur einfach, wie billigend, und keine Miene, kein noch so leichter Schimmer erhöhter Färbung zeigte ein besonderes Interesse an dieser Nachricht. Eugenie hatte es gelernt, sich selber und ihre Gefühle zu beherrschen.

Hans verlor bei dieser offenbaren Gleichgiltigkeit fast die Fassung. Sollte sie ihn doch nicht mehr lieben? Sollte es ihr gleichgiltig sein, wohin und mit wem er ginge? — Doch fuhr er fort:

„In Amerika erwartet mich ein thätiges, arbeitreiches, aber auch beglückendes Leben. In der Colonie meines Oheims herrscht wahrhaftes Glück, und ich habe in derselben schon die schönsten Tage verlebt. Die Ge-

gend ist herrlich. Die üppig grünende Besitzung lehnt sich an den himmelanstrebenden Urwald und kaum eine Tagereise entfernt, rollen die majestätischen Wogen des Mississippi. Ich zweifle nicht, daß wir dort glücklich, sehr glücklich sein werden, und Anna wird vergessen lernen die Jahre des Unglücks und den bittern Schmerz unter dem Einflusse des wohlthuenden Daseins, welches sie umgeben wird. Aber dennoch kann ich noch nicht zufrieden sein. — Ich möchte — ich kann nicht mit Anna allein gehen — — Eugenie!" — rief er bewegt zu ihr herantretend, — „Eugenie, kannst Du mir noch vertrauen, nach Allem, was geschehen ist? — Willst Du es thun, Eugenie, und meiner Liebe Dich übergebend, mir in die neue Heimat folgen? — Willst Du mir Gelegenheit geben, Dir beweisen zu können, daß ich wirklich ein Anderer geworden bin, und mir gestatten, nur noch für Dich zu leben, und meines Daseins Ziel nun zu finden, Dich glücklich zu machen? Willst Du, Eugenie?"

Sie war erbleicht bei dieser Frage, die über ihre Zukunft Entscheidung forderte — aber sie mußte antworten — entscheiden, und prüfend hob sie ihr Auge zu dem seinen empor. Sie schaute lange hinein in die braunen Sterne, die heute noch eben so lebhaft und so lieb glänzten wie damals — nur ruhiger, sicherer, vertrauender blickten sie.

Nein, diese Augen konnten nicht trügen, sie strahlten nichts als Liebe und Vertrauen, und mit dem seligen Worte:

„Hans, ich folge Dir — wir wollen es mit einander wagen!“ sank sie an seine Brust.

„Gott sei Dank!“ rief dieser, sie innig umschlingend; „Dank, Dank für so viel Liebe und Vertrauen — ich werde mich ihrer würdig zeigen!“ —

„Dazu stärke Sie Gott, mein Sohn, und segne Euch, meine Kinder, mit seinem besten Segen!“ sagte die Majorin tiefbewegt, die eben eingetreten und Zeugin des Verlöbnisses geworden war.

Eugenie warf sich weinend an die Brust der mütterlichen Freundin, der stillen Zeugin ihrer jahrelangen Resignation — die allein die Gefühle und das jetzige Glück des jungen Mädchen verstehen konnte. Sie war hocherfreut, daß es nun endlich doch so gekommen war, und dachte in ihrer Freude gar nicht an den Verlust der Tochter, die ihr für immer, und in ein fernes, fremdes Land entführt werden sollte.

Die Majorin war zum Ausgehen bereit in das Zimmer getreten und die drei glücklichen Menschen gingen freudig bewegt nach dem lieben Dachstübchen, wo Anna noch immer den letzten Worten ihres Bruders nachsann.

„Hier bringe ich Dir einen Bundesgenossen zur großen Reise!“ jubelte Hans, ihr die Braut entgegenführend, die sich glücklich lächelnd an die Brust der Freundin schmiegte. Die Beiden hatten sich ohne Worte ja längst verstanden, und ihre Seelen feierten in heiliger Freude den Triumph treuer Liebe. —

Hans überließ jetzt die Damen sich selber — wohl wissend wie sehr sie es lieben, nach solchen Stürmen sich am Herzen fühlender Freundinnen auszuruhen, und unter Entzücken und Thränen das eigene Empfinden in die Brust der Anderen zu senken.

Er ging um noch einen Geschäftsgang zu besorgen, der ihm selber auf der Seele lag, und dessen baldige Erledigung Onkel Rudolf dem Neffen dringend anempfohlen hatte, als er ihn in den Stand setzte, ihn auch ausführen zu können.

Und nun, da Eugenie sein war, wollte Hans auch eilen, die Anstalten zur Reise zu treffen, bevor der Winter sich über Deutschlands Fluren lagerte. Die Zeit war schon bedenklich vorgeschritten und Herbststürme bedrohten schon jetzt jede Reise, die für Damen doppelt unangenehm zu werden pflegen. Aber er konnte sich auch nicht entschließen, den ganzen Winter hindurch thatlos in Europa zu verweilen, deshalb war Eile nöthig, und

Hans überlegte geschäftig alle Anstalten für und wider, als er mit leichtem Schritte wieder durch die Straßen eilte.

Nach längerer Wanderung trat er in das stolze Haus des Banquiers Silbermann, und die erste Person, welche ihm in demselben entgegenkam, war der alte Silbermann selber, der aus dem Comptoir trat und die Treppe hinaufsteigen wollte.

Doch, wie war dieser Mann verändert! Hans traute kaum seinen Augen und es schien ihm beinah unmöglich, daß wenige Jahre an dem wohlthätigen und rüstigen Manne eine solche Verwüstung hätten vollbringen können. Schlaff und kraftlos erschien er, wie ein Gerippe mit welken Runzeln übertüncht. Vorbei war der majestätische Blick des stolzen Auges, das Millionen lenkte — vorbei das selbstbewußte Aussehen des Geldfürsten; vorbei und verschwunden aber auch das stereotype süße Lächeln, das sonst gefällig um seine Lippen gespielt hatte.

Herr Silbermann war ein kraftloser Greis geworden, dessen spärliches graues Haar von schweren Sorgen Zeugniß gab.

Er wandte sich um, als er die Hausthür öffnen hörte, und ein Blick genügte dem alten Geschäftsmanne noch immer, um seinen Mann zu erkennen.

„Gott meiner Väter!“ rief er laut und freudig,

„sind Sie's, Herr Baron, oder trügen mich meine Augen, die Augen von einem alten, schwachen Manne?" —

„Ich bin es selber, Herr Silbermann," erwiderte Hans und reichte dem Greise die Hand, die dieser mit wahrhaft rührendem Lächeln in der seinigen drückte.

„Danke ich doch Gott, Herr Baron, daß meine Augen haben gesehen noch einmal den Sohn des edlen Freiherrn Curt! Aber kommen Sie, Herr Baron, gehen Sie mit mir vor Allem in das Zimmer der Ophelia, das eben erst ist neu decorirt worden für den Empfang meiner Tochter."

„So? — Erwarten Sie, die gnädige Frau in diesen Tagen?" —

„Leider — leider muß ich sie erwarten, Herr Baron," erwiderte der Alte klagend, und ließ den jungen Mann in das noch wohlbekannte, elegante Zimmer treten, in welchem noch immer der Luxus des Millionenbesitzers prangte. — „Ja leider, leider wird sie kommen, meine arme Tochter. Sie sehen einen alten, unglücklichen Vater vor sich, Herr Baron, den der Jammer über das Unglück seiner Tochter vor der Zeit zum Greise gemacht hat. Meine Thatkraft ist gebrochen, und ich gehe eben damit um, mein Geschäft aufzugeben. Seit Wochen schon ordne ich diese Angelegenheit, und wenn heute Abend wird

kommen meine Tochter, wird man mein Comptoir zum letzten Male und für immer schließen.“ —

Der alte Mann ließ sein Haupt schwer in die Hand sinken, und zwei bittere Thränen rollten langsam aus seinen Augen nieder.

„Zum letzten Male und für immer, Herr Baron! — Hatte ich doch vor ein paar Jahren — als wir noch machten mit einander Geschäfte — nimmermehr daran geglaubt, daß der alte Silbermann würde schließen müssen sein Comptoir, bevor er schlöße die Augen — weil er nicht mehr kann vorstehen einem Geschäfte, das er hat geschaffen und groß gemacht. So beugen das Unglück und der Schmerz, Herr Baron!“ —

Der alte Mann sah wirklich verzweifelt aus und Hans fühlte tiefes Mitleid mit dem Greise, der all' sein Glück auf Einen Wurf gesetzt hatte, und in der Masse des Reichthums allein seiner einzigen Tochter Glück sicher begründet und seine Ehre hocherhaben gemeint hatte.

Nun war er inmitten seiner Schätze ein armer, elender Greis, der die Hoffnung seines Lebens gescheitert sieht und klagend auf die einsam treibenden Trümmer starrt.

„Die gnädige Frau bleibt wohl nun bei Ihnen in der Residenz, um den Lebensabend des Vaters durch ihre

Liebe zu verschönern?“ — frug Hans, um nur etwas zu sagen.

„Ja, wir werden wieder zusammen leben, Herr Baron, wie damals, als die Ophelia noch ihre Soiréen gab, und alle die Künstler und Dichter bei ihr schwärmten. Ach, sie wird keine Soirée mehr geben, das arme Kind. Seit beinah zwei Jahren lebt sie nun schon als verlassene Witwe auf ihrem einsamen Schlosse — einsam und allein — während der Unmensch von einem Manne, nachdem er meine Tochter auf das Tiefste gekränkt hatte, seit eben so lange hier in der Residenz schwärmt und ein entsetzlich tolles Leben führt — ohne in dieser ganzen Zeit die Schwelle seines Schwiegervaters nur einmal überschritten zu haben. Da er auch mit seinen Eltern zerfallen ist, zürnen diese wieder meiner Tochterund geben ihr das tolle Leben des Sohnes schuld.“

„Das ist es, Herr Baron, was uns das Herz gebrochen hat, meiner armen Tochter und mir, und deshalb will ich aufgeben mein Geschäft, und einander lieb haben, wie es vordem gewesen ist.“

„Gott meiner Väter, wird es doch werden nie wieder so als damals. Ist doch die Ophelia nur noch ein Schatten aus jener Zeit, und Kummer und Gram haben ihre Wangen gebleicht. Ihre Gestalt ist zerfallen, wie es ist ergangen mir, ihrem alten Vater, der ja nie-

mals hat erstrebt etwas Anderes, als das Glück seines Kindes, und der gearbeitet und gewirkt hat für den einzigen Lohn und die einzige Ehre, sein Kind, seine Ophelia zu sehen glücklich und angesehen in den höchsten Kreisen der Aristokratie. — — Nun kehrt sie heute zurück als eine unglückliche, verlassene Frau, in das Haus des ebenso unglücklichen Vaters und wird leben in einer Stadt mit dem treulosen Manne, ohne ihn zu sehen. — — Beklagen Sie uns, Herr Baron — das Unglück ist geschritten auch über die Schwelle des Millionärs, und der alte Silbermann möchte trauern in Sack und Asche — weil seine Tochter ist unglücklich — sein einziges Glück verlassen und elend."

Der alte Mann mußte sie auch bezahlen die Schuld des Irrthums, mußte sie auch durchkosten die Schule der Leiden und beugte sein graues Haupt unter die stürzenden Trümmer eines äußeren Scheinglückes, auf dessen Treffer er sein Höchstes gesetzt, in dem er das Heil des Lebens — die Ehre seines Hauses gesucht hatte und das ihn nun verließ und ihn sammt der geopferten Tochter schiffbrüchig hinaustrieb auf die stürmenden Lebenswellen.

Der Freiherr von Harder — Abraham Silbermann — beide hatten sie den Schein für Sein, Schimmer für Ehre gehalten, und ihn angestrebt, rücksichtslos

nur ihr Ziel vor Augen — Dieser hier — der Andere dort!

Der Freiherr lag mit zerschmettertem Herzen in der Gruft seiner Ahnen, und sein Haus war über seine Leiche in Trümmer gestürzt; der Geldmann war zum elenden, verzweifelten Greise geworden, der seine Klagen mit den Lüften mischte.

Hans von Harder bedauerte den Greis von Herzen und verglich im Geiste sein Geschick mit dem des armen Millionärs. Dieser saß gebeugt und kraftlos vor ihm, muthlos der eben so gebeugten Tochter entgegenharrend, — während in seiner Brust auf dem Trümmerfelde umgestürzter Illusionen neues Leben und üppiges frisches Grün trieben. Der Alte starrte, inmitten seiner Schätze, trüb' in eine trübe Zukunft, während seiner höchstes Glück und ein neues, schöneres Leben in schönerem Lande nun an der Seite des geliebtesten Wesens harrte.

Gegenüber dem unglücklichen Greise dankte er Gott von Neuem für seine liebende Gnade, die ihn so wunderbar, durch Klippen und Stürme, aus dem Irrthume zum Hafen des Friedens und zu einem stärkenden, erhebenden Wirken geführt hatte, der Gedanke an Eugenie mahnte ihn jedoch daran, daß die Braut seiner warte und trieb ihn zur Eile — so ungern er auch jetzt den

Gemüthszustand des alten Mannes durch Geschäfte stören mochte. Zögernd sagte er endlich:

„Da Sie heute Abend Ihr Comptoir schließen werden, kommt ein alter Schuldner ja gerade noch zur rechten Zeit, um alte Verbindlichkeiten zu lösen. Ich bin hier, Herr Silbermann, um meine Wechsel einzulösen, die leider viel zu lange in Ihrem Bureau gelegen haben. Doch hoffe ich, Sie wollen das mit den Umständen entschuldigen, die mich Jahrelang fern hielten, und mich durch Entbehrung und Unglück wild genug hindurchpeitschten. Nehmen Sie die Wechsel hervor, Herr Silbermann, und rechnen Sie aus, wie viel meine Ehrenschuld beträgt."

Silbermann blickte erstaunt auf — bedachte sich einen Augenblick, und ein Strahl milder Freude zuckte durch seine müden Augen.

„Die Wechsel sind eingelöst, längst eingelöst — und der alte Silbermann hat keine Forderung mehr an den Herrn Baron."

„Eingelöst? — durch wen denn eingelöst? — Ich erstaune." —

„Eingelöst, Herr Baron, schon damals beim Verkaufe des Schlosses. Der alte Silbermann wurde vollkommen bezahlt, und der Herr Baron wollen lassen ruhen die alten Geschichten aus jener Zeit, an die ich nicht

mehr denken kann, ohne daß mir brechen möchte das Herz vor lauter Jammer."

„Eingelöst!" — staunte Harder verblüfft, während ihn ein neuer Freudenblitz aus Silbermann's Augen streifte, — „das ist ja sonderbar — und doch mir erfreulich, da die unbezahlte Schuld schwer auf meiner Seele lastete. Ich kann nun um so ruhiger sein, da sie schon längst erledigt ist. Ich danke Ihnen, Herr Silbermann, und bitte, mich Frau von Brandach zu empfehlen. Leben Sie wohl und versuchen Sie, mit Ihrer Tochter vereint, wieder glücklich zu werden — ich reise in spätestens zwei Wochen nach Amerika zurück. Leben Sie wohl, mein armer Herr Silbermann." —

Sie trennten sich erst an der Hausthür. Silbermann bat um noch einen Besuch, wenn Ophelia angekommen wäre, und Hans lehnte nicht ab — wenn er auch nichts versprach.

Der Greis blickte dem jungen Manne nach, dessen Schritt so elastisch und leicht den Boden berührte, dessen Gestalt freudig und hocherhaben erschien — wie ein Held nach erfochtenem Siege, und ein schwerer Seufzer wand sich aus seiner Brust.

„Er ist treu wie Gold, treu und ehrlich — ein echter Harder. Gott meiner Väter, hättest Du mir be-

scheeren wollen ihn zum Sohne, meine Haare würden nicht gebleicht sein vor Sorge und Jammer."

„Er hätte sie glücklich gemacht, denn er liebte sie — und sie selber störte damals seine Bitte um ihre Hand. Hätte ich sie gesehen an seiner Hand wie wollte ich heute danken dem Gotte meiner Väter, der uns geführt hat so tief in das Elend von Babylon." —

Dann trat er in sein Comptoir und vernichtete einige Papiere.

„So," — flüsterten seine Lippen — „wir haben genug, und er wird es gebrauchen. Er hat sie geliebt, und er wenigstens soll mich nicht hassen dürfen."

Das Unerhörte war geschehen: Abraham Silbermann hatte achttausend und fünfhundert Thaler — verschenkt. — — — — — — — — — — —

Hans aber eilte dem Dachstübchen zu, in dem die Braut seiner wartete.

Als er in die andere Straße biegen wollte, kam ihm aus derselben ein hochbepackter Reisewagen entgegen, in dem eine ernste, bleiche Frau lehnte.

Sie sah ihn nicht, blickte nicht auf und schien, in Gedanken versunken, nichts von der Pracht der Residenz zu bemerken, die sie nun wieder umgab. Hans aber hatte sie sofort erkannt, die bleiche Frau, und in den gefurchten Zügen, in der runden und ge-

beugten Haltung mit einem Blicke die ganze Geschichte ihres Unglücks gelesen.

Athemlos sah er der sonst so stolzen und schönen Ophelia nach, die der gränzenlose Leichtsinn eines Mannes geknickt hatte, wie der Nordwind mit seinem Hauche die schönsten Blüten vernichtet.

Die reichste Erbin der Residenz kehrte als tief gebeugte und verlassene Frau in das Haus ihres Vaters zurück, aber aller Trost des alten Mannes, alle Pracht ihrer Umgebung, all der Glanz ihrer Millionen konnten ihre Thränen nicht stillen, und die Rosen ihrer Wangen nicht zurückerkaufen.

Hans eilte nun seine Wohnung zu erreichen, um in den Armen der Geliebten Schutz zu suchen vor den Schreckbildern einer schuldbelasteten Vergangenheit.

„Meine Eugenie!“ rief er leidenschaftlich, „Du sollst niemals unglücklich, und Dein Glück soll mein Leben sein!“ — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Ehe noch die vierzehn Tage verflossen, waren auch die Reiseanstalten beendet.

Hans hatte Ernst Wendt aufgefordert, sie zu begleiten, da in Amerika für ihn eine angenehmere Zukunft blühen würde als hier, und Ernst hatte freudig

zugesagt, folgte seinem Sterne, nur glücklich, sein gnädiges Fräulein begleiten zu dürfen. Hans setzte ihn feierlich als Reisecavalier seiner Schwester ein, und Anna selber bemühte sich die Schüchternheit Ernsts zu verbannen, den noch immer die alten eingeimpften Standesvorurtheile fesselten.

Da Eugenie gerne Italien sehen wollte, bevor sie Europa für immer Lebewohl sagte, und Hans erfahren hatte, daß in ungefähr drei Wochen ein englischer Dampfer von Neapel nach New-Orleans abgehen sollte, mit dem sie bequem reisen könnten, so wurde beschlossen, daß sie durch Italien reisen und seinem schönsten Lande den Abschiedsgruß au Europa senden wollten.

Die wenigen Reiseeffecten wurden nach Neapel voraus gesandt, und einen Tag später fuhren mehrere Wägen aus der Residenz einem nahen, an der Eisenbahn gelegenen Dorfe zu.

Am Gotteshause hielten sie an und unter Orgelklang und dem Gesange der Chorknaben traten die Reisenden in das heilige Gebäude.

Hans und Eugenie waren festlich geschmückt. Die Majorin heftete der ernsten Braut die Myrthenkrone in das Haar; der Pfarrer erschien am Altare, vor dem das Brautpaar niedersank, um unter flehentlichem

Gebete der Anwesenden den Segen der Kirche zu empfangen.

Nach der Feierlichkeit begaben sich die Fremden, es waren außer den vier Auswanderern die Majorin, und Johannes Rosen mit seiner Frau und Mutter, nach dem nahen Gasthause, wo ein kleines Festmahl ihrer wartete, und kaum zwei Stunden später standen sie draußen, an der Eisenbahnstation, dem signalisirten Dampfzuge entgegenharrend.

Nur zu bald war er da, ertönte sein gellender Pfiff als Abschiedszeichen.

Eine letzte Umarmung, ein letzter Abschiedskuß, und die Auswanderer flogen ihrem fernen Ziele entgegen.

---

# Siebentes Capitel.

## Neapel.

„Siehe Neapel und stirb!“

In diesem Ausspruche spiegelt sich am besten die überwältigende Großartigkeit des Eindrucks, den Neapel mit seinem zauberhaft schönen Landschaftsbilde, mit seinem Himmel, seinem Meere und seinem Vesuve auf den Beschauer übt, und den die Macht der Feder nicht zu schildern vermag.

Wie der sinnige Mensch wortlos vor dem schönsten Kunstwerke steht, und durch sein staunendes Schweigen den Meister am besten ehrt, so geht es dem Besucher Neapels vor diesem Wundergebilde der ewig schöpfungsreichen Natur. Da schweigt das Wort und ruht die Feder. Alles dieses ist kalt, todt, — Schatten, dem wunderbaren Zauberleben gegenüber, und Frevel scheint es, mit dunklem Nasse auf weißem Lumpenstoff copiren zu wollen, was in solchen Augen-

blicken die Seele himmelhoch hebt und mit dem zauberischsten Entzücken füllt.

Siehe Neapel und stirb!

In einem berauschenden Taumel waren unsere Reisenden die weite Strecke durcheilt, hatten viel gesehen, von Allem gekostet, — von der ehemals so mächtigen Lagunenstadt über die ewige Roma, mit ihren einzigen Kunstschätzen und dem unvergleichlichen Kirchenpompe des heiligen Stuhles bis nach Neapel hinab, das Alles übertraf, was sie bis jetzt gesehen hatten.

Unsere Reisenden schwelgten weniger in den todten Denkmalen und Kunstschätzen der ewigen Stadt, als an den nimmer welken Brüsten der Natur, die in Neapel ja ihr Meisterstück schuf und über diesen Gottesgarten all' ihren Liebreiz ausgegossen hat.

„Warum können wir hier nicht wohnen, Hans, und unter Neapels Himmel ein Leben der Seligkeit führen? — Denn nur Seligkeit ist in solchem Paradiese möglich, wo dann alle menschlichen Schwächen und Leidenschaften schweigen müssen, und in dem der Ewige mir näher däucht, als in dem kolossalen Steingewölbe der Kirche Petri."

„Seligkeit ahnst Du, liebes Weib, und stehst doch auf einem Boden, unter dem jeden Augenblick das

Verderben lauert, und durch ein unschuldiges Wort heraufbeschworen werden kann. Die heilige Kirche hat, im Vereine mit ihren treuen Söhnen Jesu, durch schwache Fürsten schon übergroßes Unglück über die herrlichsten Reiche, auch über unser schönes Vaterland gebracht, und Neapel scheint vor Allem so recht der Sammelplatz zu sein, an dem sie ihre alte Macht und Herrlichkeit und die alten Reliquien des eisernen Mittelalters bewähren. So herrlich und glänzend auch die Schale erscheint, mit der die Natur Neapel erfreute und die die Sinne des Unempfänglichsten selbst mit ihren Reizen bestrickt, und Herz und Seele erfreut, so bitter ist der Kern des innern Staates und bürgerlichen Lebens in diesem so reich gesegneten Lande. Neben Gift und Dolch, die ein leidenschaftliches und durch unsinnige Behandlung entartetes Volk tückisch und mit Wollust zum Verderben Anderer spielen läßt, lauern Verrath, Kerker, Folter und Inquisition mit ihren mittelalterlichen Schrecken. Deshalb schlag' Dir den Gedanken aus dem Sinne, hier Hütten bauen zu wollen, denn drüben erwartet uns eine freilich nicht so schöne, aber angenehme und freie Heimat, in welcher der Geist sich frei regen und der Mensch auch frei genießen kann, was sich dem Auge bietet. Drüben erwarten uns endlich auch treue, liebende Herzen."

„Hier liegt der Tod lauernd hinter dem blühendsten Leben wie die Natter hinter Rosendüften, und man möchte zitternd nur den Fuß auf den üppigen Boden setzen, unter dessen unterhöhlter Decke vielleicht Tücke und Verderben lauern.“

Hans hatte absichtlich grell geschildert, um Eugenien die Lust, sich hier niederlassen zu wollen, gänzlich zu verjagen, welche in der Woche, die sie noch in Neapel verweilen sollten, die ersten Ehezwiste hätte heraufbeschwören können.

Jetzt wandte sie sich schaudernd ab und hing sich ängstlich an den Arm des Gatten. Der Dampfer, mit welchem sie reisen wollten, sollte erst in acht Tagen auslaufen, und unsere Reisenden beschlossen, unterdessen die Umgegend Neapels mit vollen Zügen zu genießen.

Sie waren alle Tage unterweges bald zu Fuße, bald zu Wagen, bald auch in der Gondel, und kosteten alle bemerkenswerthen Schönheiten der Umgegend. Am fünften Tage bestiegen sie, von zwei Führern begleitet, den Vesuv, waren jedoch nur bis zur Mitte des dampfenden Riesen emporgestiegen, als Muth und Ausdauer der beiden Damen erschöpft waren.

Hans und Ernst wollten mit dem einen der Führer zwar allein weiterdringen und den Krater er-

reichen, während die Damen mit dem Zweiten der Führer nach Neapel zurückkehren sollten; allein Eugeniens Angst und Sorge ließ den Gatten nicht hinweg, und die beiden Männer mußten ebenfalls umkehren.

Eugenie wollte den kaum errungenen Geliebten nicht den Zufälligkeiten eines so bedenklichen Riesen preisgeben, wie der Vesuv mit seiner drohenden Rauchkrone war, aus der die besorgte junge Frau in einer Nacht sogar helle Flammen hatte emporsteigen und Himmel und Meer mit blutigem Scheine übergießen sehen. Vulkans grause Werkstatt schien ihr kein sicheres Asyl für den geliebten Mann, und so kehrten sie Alle nach Neapel zurück, zufrieden mit dem, was sie gesehen hatten, und freuten sich im Herabsteigen noch der herrlichen Aussicht, die ihnen der majestätische Berg bot.

Am sechsten Tage mußten die nöthig gewordenen Anstalten zur Abreise getroffen werden, da am andern Morgen „the steamer" seine riesigen Maschinen in Bewegung setzen wollte. Erst gegen Abend kamen unsere Reisenden zu einem letzten kleinen Ausfluge in die nächste Umgebung der Stadt.

Der Tag hatte das herrlichste Wetter geboten, und die Promenirenden schritten den Golf entlang,

wo ihnen eine reizende Aussicht, mit dem Besuv im Hintergrunde, geboten ward.

Einzelne Villen mit ihren Parkanlagen und Orangenhainen wurden sorglos betrachtet, und sie schritten unangefochten durch die oft bezaubernden Anlagen, welche Meisterstücke der Natur und Kunst zugleich boten.

Ihr letztes Ziel war eine reizende, noch neue Villa, deren großer und sorgsam gepflegter Park sich terrassenartig dem Meere zuneigte. Hier wollten sie eine Weile ruhen, die schöne Aussicht genießen, und dann nach der Stadt zurückkehren.

Unsere Reisenden folgten dem abdachenden Wege nach dem Meere zu, da diese Partie des Parkes eine schöne Aussicht als Ruhepunkt versprach, und Ernst konnte den herrlichen Geschmack der Anlagen nicht genug rühmen.

Sie hatten sich in ihrer Berechnung nicht getäuscht. Der Weg lief in einen blumengezierten Freiplatz aus, der etwas scharf in das Meer hervorsprang, und mit einem grünumrankten Eisengitter anmuthig eingeschlossen war.

Kaum zehn Fuß tief hinunter spielten die Wellen an die künstlich erhöhte und befestigte Wand des Vorsprungs, der einen vollkommen schönen Ueberblick über

den Golf nach vorne, über Neapel zur Rechten und den Vesuv mit seiner Umgebung zur Linken bot.

Der ziemlich umfangreiche Vorsprung, den dichte Baumanlagen halbkreisartig umschlossen, war mit mehreren versteckten Lauben geziert, die durch kleine Bosquets verborgen und vor der Sonnenglut geschützt wurden, die jedoch die Aussicht nicht beeinträchtigen durften. Mit vielem Geschicke waren diese reizenden Ruheplätze gerade an die Stellen vertheilt, welche den besten Ueberblick gewährten.

Unsere Reisenden, die schon oftmals die Gastfreundlichkeit der Neapolitaner kennen gelernt hatten, nahmen ohne Bedenken in einer der Lauben Platz, und weideten sich an dem fortwährenden wunderbaren Wechsel des Panoramas, dem jede Aenderung des Lichtes nur neuen Reiz zu leihen schien.

Sie hatten sich noch nicht lange niedergelassen, als ein Diener eine reiche Auswahl duftender Erfrischungen herbei trug und sie vor den erstaunten Fremden niedersetzte.

„Signora sah Fremde nach der Terrasse gehen und läßt bitten, auf ihrer Besitzung eine Erfrischung nicht zu verschmähen.“

Mit diesen Worten war er verschwunden, und unsere überraschten Freunde wußten nichts Besseres zu

thun, als durch Genuß des Gebotenen der Gastfreundschaft Ehre zu machen.

Die Erfrischungen wurden köstlich befunden, und Eugenie erinnerte sich nicht, die Südfrüchte jemals so schön bereitet gekostet zu haben.

Sie bemerkte widerholt, daß man doch wohl nirgends besser zu leben verstehe, als in diesem Gottesgarten — Neapel.

„Aber auch nirgends leichter zu sterben," — setzte Hans so ernst hinzu, daß sie schaudernd die eben ergriffene Frucht wieder niederlegte.

„Welche Qual," — sagte sie langsam, „im Lande der herrlichsten Genüsse leben dürfen, und doch nicht einmal wagen zu können, seine duftigen Früchte sorglos zu genießen! Immer in Furcht schweben zu müssen, daß rachsüchtige Hände den Tod hineinmischten! Nein, nein, Hans, komm', laß uns fortziehen von hier — es ist nur gut, daß wir morgen schon dieser verführerischen Küste fern sein werden — ich würde doch keine ruhige Stunde mehr hier verleben können."

Sie waren aufgestanden und gingen einen andern Weg zurück, der, wie sie schließen durften, der Villa ihrer freundlichen Wirthin zuführen mußte. Hans hielt es für seine Pflicht, wenigstens einen Versuch zu machen, ihr Dank sagen zu können.

Bald zeigte sich auch ein langer Uebergang, der von zwei dichten Wänden aus düsteren Grün eingeengt ward, welche sich oben beinah in einanderwölbten.

Wenn die Sonne ihre südliche Strahlenglut herabsandte, mußte dieser Weg die angenehmste Kühlung bieten — und an seinem Ende gewahrten unsere Reisenden die hellen Farben eines Gebäudes schimmern.

Ihrem Vorsatze gemäß bogen sie in dieses melancholische Gewölbe ein, und gingen schweigend dem noch fernen Gebäude zu. Als sie vielleicht die Mitte des Ganges erreicht hatten, bemerkten sie eine hohe, schwarz gekleidete Frauengestalt, welche von einem schlanken Knaben geführt ward.

Die Fremden zweifelten nicht, in ihr die „Signora“ zu begegnen, und beschleunigten ihre Schritte, um die langsam — sehr langsam Wandelnde einzuholen.

Sie wandte sich um, als sie Schritte in ihrer Nähe hörte, und aus den schwarzen Schleiern, die die hohe Gestalt fast ganz umwallten, blitzten den Freunden zwei dunkel glühende Augen entgegen, in de en ein düsteres, versengendes Feuer zu lodern schien. Da die Signora über das reiche Haar ebenfalls einen düsteren Schleier gebunden hatte, der seine Schatten auf die Züge warf, so waren diese nicht deutlich zu erkennen. Doch schieneu sie zart und schön — sehr schön, wenn auch bleich zu sein,

und aus den dunkeln Hüllen blickte die vollendet feinste Lilienhand hervor.

Sie erwiderte die Verbeugung der Fremden mit einem stummem Neigen des stolzen Hauptes, während der schöne und reich in Sammet gekleidete Knabe liebevoll den Arm um sie schlang, als ob er sie schützen wollte vor der unberufenen Nähe der Eindringlinge.

„Signora,“ — sagte Hans ehrerbietig, „gestatten Sie den durch Ihre Huld erquickten Fremden Ihnen danken zu dürfen.“ —

Die Dame antwortete nicht. Sie zuckte und sah empor — wankte — und preßte die feine Hand an die Brust — aus der sich endlich — endlich ein leichter Aufschrei hervorrang.

„Harder!“ —

Diesen Namen hatten sie Alle verstanden.

Hans, welcher der wankenden Dame zu Hilfe gesprungen war, stand sprachlos vor ihr und blickte in die entsetzten, bleichen — doch immer noch bezaubernd schönen Zügen — für deren Lächeln er einst Leben und Seligkeit mit Freuden dahingegeben hätte.

„Signora!“ stammelte er endlich. — —

„Welch' wunderbares Zusammentreffen! — Welche Fügung des Schicksals — heute, da ich im Begriffe bin, Europa zu verlassen! Wir sollen nicht ohne Abschied für

das Leben von einander scheiden, Signora — nicht ohne Abschied und Versöhnung.

Sie neigte stumm das Haupt und winkte den Fremden, ihr in das Haus zu folgen. Dann stützte sie sich fest auf den Arm ihres Sohnes und schritt mit derselben stolzen Haltung voran, die Hans damals so oft bewundert hatte.

Als sie in der Villa eintraten, war die Signora gefaßt.

Sie führte ihre Gäste in die aromadurchduftete Veranda und schellte nach Licht.

Als dieses gebracht wurde, fiel sein Glanz auf das bleiche, aber vollkommen ruhige Antlitz der Dame vom Hause, die mit vollendeter Grazie die Honneurs machte.

Hans stellte seine Frau, seine Schwester und seine Reisebegleiterin vor — die Signora hatte für Jeden eine liebenswürdige Anrede.

Man hatte sich niedergelassen. — Die Signora war unbefangen und fast heiter und forderte Hans zu einer Erzählung seiner Erlebnisse auf, seitdem er damals die deutsche Residenz verlassen habe.

Der Verfälle aus der Vergangenheit ward mit keiner Silbe gedacht.

Hans berichtete in gedrängter Kürze das Wichtigste seiner Erlebnisse — so weit dieselben für Freunde mit-

theilbar waren — erzählte dann von seiner Rückkehr, dem Tode seiner Mutter, seiner Verheiratung und dem Zweck und Ziel seiner jetzigen Reise.

„Hier sind wir nun bereits acht Tage," — schloß er, „ohne nur eine Ahnung von Ihrer Anwesenheit, Signora, zu haben. Sie sind in der ganzen Woche nicht aufgetreten?" —

„Wenn ich Ihre Erzählungen mit einigen Worten über meine Lebensweise, seitdem wir uns nicht gesehen haben, erwidere, wird Ihnen das nicht sonderbar erscheinen, Herr von Harder. Ich habe, als Sie damals aus der Residenz abreisten, dieselbe ebenfalls und an demselben Tage noch verlassen — und habe die Bühne nicht wieder betreten. Ich reiste mit meinem Sohne zuerst in meine Heimat Lucca, später nach Rom und habe mich endlich in diese Einsiedelei zurückgezogen, in der ich nur für meinen Sohn und der Erinnerung lebe. — — In düsteren Laubhallen flammt der Altar der Erinnerung am hellsten in seinem Kerzenglanze, und ich suche meine einzige Ruhe noch darin, als ihre Priesterin das Gedächtniß an frühere Tage und frühere Thorheiten mit Zeit und Zukunft zu versöhnen."

„Die Erinnerung macht weich und verklärt, und die heftigsten Schmerzen stimmen sich harmonisch in ihrem Mangel, wie im unendlichen Tempel der Natur. Auch

ich habe das empfunden, und lebe glücklich im Besitze meines Kindes und meiner Erinnerungen."

Die Signora schloß mit einem etwas resignirten Lächeln, aber die Innigkeit, mit der sie einen Kuß auf die hohe Stirn ihres Sohnes preßte, bezeugte die Wahrheit ihrer Gefühle.

„Mögen Sie stets glücklich bleiben, Signora," erwiderte Hans bewegt, „und mögen Sie sich an diesem holden Knaben eine Freude späterer Tage erziehen. Leben Sie wohl, Signora, ich preise das Geschick, welches mich vor meinem Scheiden sehen läßt, daß es Ihnen wohlgeht. Beten Sie für die armen Auswanderer und weihen Sie ihnen zuweilen eine Stunde am Altare der Erinnerung." —

„Wir scheiden versöhnt, Herr von Harder?"

„Versöhnt, Signora Maria!"

„Nun, dann leben Sie wohl, — leben Sie Alle wohl und recht glücklich!"

Sie sank erschöpft in ihren Sitz zurück und winkte Hugo, daß er die scheidenden Gäste begleite.

Erst am Ausgange des Parks empfahl sich der Knabe, mit feinem Anstande eines Cavaliers, geliebkost von den Scheidenden, und von Eugenien mit einem herzlichen Kusse entlassen.

„Der ist für Deine gute Mamma!" flüsterte sie

dem Knaben zu — dieser drückte dankbar ihre Hand und eilte in den Park zurück.

Unsere Freunde setzten schweigend ihren Weg fort, von dem Eindrucke ergriffen, den die trauernde Sängerin bei ihnen hinterlassen hatte.

Hans war vor Allen tief bewegt. Er hatte alle frühere Täuschung vergessen, die ihn Jahre lang so geschmerzt hatte, und schied, aufrichtig versöhnt, als warmer Freund der schönen Büßerin, die sich selber aus der Welt verbannt hatte und der Einsamkeit und ihren Erinnerungen lebte — um die Schuld der Jugend zu sühnen.

Der Abend war angebrochen — ein wundervoller Abend in Neapel.

Der Himmel glich einem unendlichen Zauberschachte, und das friedliche Meer strahlte wie in Gold getaucht.

Ehe sie die Stadt betraten, warfen unsere Freunde noch einen letzten, langen Blick auf das zauberische Wunder zurück, welches sie heute zum letzten Male in seiner Pracht erschauen sollten — um auf immer dasL and der Wunder zu verlassen.

Lange — lange blickten sie hinaus in die strahlende Glut, in der sich der Vesuv mit seinen riesenhaften düsteren Schatten scharf und imponirend ab-

zeichnete — dann reichten sie einander die Hände, grüßten sich mit einem langen, innigen Blicke — und schritten schweigend weiter.

Es war ein Abschiedsgruß an die Vergangenheit gewesen. In diesem Augenblicke hatten sie mit ihr gebrochen und für die Zukunft sich mit Gruß und Händedruck verbrüdert.

Am andern Morgen, in aller Frühe, führte ein Boot unsere Freunde zu „the steamer," dessen Schlott bereits dicke Rauchwolken in die klare Morgenluft spie.

Eine Stunde später lichtete das Schiff die Anker.

Mit dumpfem Gestöhne begannen die Maschinen zu arbeiten — die Ruder flogen und schaufelten brausende Wassermassen empor, daß sie schaumbedeckt in ihr Bett zurückstürzten — und der majestätische Bau bewegte sich langsam und stolz dem Ausgange des Hafens zu.

Eine kurze Zeit noch zog der Dampfer mit halber Kraft an der Küste entlang — einer kleinen Landspitze gegenüber wandte er seinen Schnabel dem offenen Meere zu und brauste mit voller Gewalt seiner Maschinen durch die höher rollenden Wogen.

Unsere Reisenden hatten die Landspitze mit ihrem Eisengeländer wieder erkannt und verstanden die Grüße, die eine aufgehißte Flagge zu ihnen herüber winkte.

Als der Dampfer der Landspitze am nächsten war, erschienen eine schwarz gekleidete Dame und ein Knabe an der Brüstung und wehten mit flatternden Tüchern dem wendenden Schiffe Grüße zu, die von dort lebhaft erwidert wurden.

Hans von Harder und Signora Corrado hatten sich die letzten Grüße gesandt.

---

## Achtes Capitel.

### Schluß.

Wir sind zu Ende; — doch bevor wir von unsern Freunden gänzlich Abschied nehmen, denen wir Jahre lang durch die bewegtesten Wechselfälle des Lebens und Geschickes gefolgt sind, sei es uns vergönnt, ihnen einen kurzen Besuch in ihrer neuen Heimat abzustatten.

Schwankend und unstät sind die imposanten Wogen des atlantischen Oceans — unzählige Zufälle lauern auch im fernen Westen, und drohen dem arglosen Fremdlinge verderbenschwer — und wir können deshalb nicht eher scheiden, als bis wir unsere Freunde sicher und glücklich in ihren fernen Wigwams gesehen haben.

Auf Mr. Hartmann's Pflanzung finden wir Manches verändert. Der Urwald scheint von seiner früheren Grenze weit hinweggerückt zu sein, und grünendes Ackerland ist auf dem Boden hervorgezaubert, den früher die

imposanten Stämme des Urwaldes mit ihrem undurchdringlichen Blätterdache krönten.

Kaum eine Viertelstunde von Mr. Hartmann's Wohnung entfernt erheben sich eine Anzahl neuer Gebäude, von denen einige noch nicht einmal ganz vollendet sind.

Alle aber sind mit frischem Grün und üppigen Blumenranken geziert; bunte Flaggen wehen von den Dächern hernieder, und das Hauptgebäude der Colonie gleicht einem einzigen Blumengarten.

Von Mr. Hartmann's Wohnhause aus ist ein gerader Weg nach den neuen Anlagen eingerichtet und mit Bäumen bepflanzt, der gerade vor dem Hauptgebäude ausmündet.

Die neue Anlage ist Hans Harder's und Ernsts Colonie, und in den kleinen Häusern wohnen arme deutsche Auswandererfamilien, die durch falsche Vorspiegelungen nach Amerika in das Elend gelockt wurden, und nun hier ein sicheres Asyl gefunden haben.

Sie bauen, als freie Ansiedler der Colonie, gegen gutes Tagelohn die Felder des Grundherrn.

Mr. Hartmann hatte seinem Neffen Wort gehalten, der alle diese Anlagen und Einrichtungen schon vorbereitet fand, als er und sein Begleiter an Amerika's

Küste landeten, und unter dem Jubel der Verwandten auf Mr. Hartmann's Besitzung eintrafen.

Mr. Hartmann hatte schon vorarbeiten lassen. Es gewährte ihm eine Genugthuung, dem Neffen vergelten zu können, was er einst am Bruder verschuldet hatte, und er hatte seine herzliche Freude am Gedeihen der Colonie, die auch seinen Lieblingsplan erfüllte, und einer Reihe unglücklicher Landsleute zum schützenden Asyle ward.

Kaum waren die Ankömmlinge ein wenig eingewohnt gewesen, so hatte auch ein eifriges Streben begonnen, welches jetzt bereits die schönsten Früchte trug.

Der Urwald schwand unter gewichtigen Axthieben, und der Pflug wühlte die fruchtbare Erde empor, damit ihr der erste Same zum Keime anvertraut werden könne, und während die Felder sich mit Grün schmückten, und der reiche Segen aus dem dankbaren Boden quoll, entstanden auf der andern Seite die Wohngebäude der Colonie.

Die neuen Ansiedler hatten bis jetzt noch in Mr. Hartmann's Wohnhause, die Arbeiterfamilien in leichten Blockhäusern gewohnt, bis nun ihre eigenen Bauten fertig und zum Beziehen bereit waren.

Heute lachten sie Alle im lieblichen Blumenflore

und spiegelten sich mit ihrem Festtagsgewande im Sonnenlichte.

Weit umher war Alles still und feiertägig, kein Mensch zu sehen, kein Arbeiter auf den Feldern; die Colonie erschien in ihrem Festtagsschmucke wie ausgestorben.

Auch Mr. Hartmann's Haus war festlich angethan. Flaggen wehten vom Dache hernieder, und Flaggen und Blumen-Guirlanden umwanden die Eingangsthür.

Endlich ward die Stille durch feierlichen Choralgesang unterbrochen, der in ernsten Festestönen aus dem Hause drang, und bald darauf erschienen weiß gekleidete Kinder mit vollen Blumenkörben, die den Weg nach den neuen Anlagen hin mit ihren Blüthen streuten.

Ihnen folgte ein glückliches Brautpaar; Ernst Wendt und Anna Harder mit der Myrthenkrone im blonden Haare, und eine reiche Anzahl geladener Gäste und Colonisten.

In der Colonie angelangt, wurde das neuvermählte Paar unter lauten Freudenrufen in seine Wohnung eingeführt.

Glückselig sank Anna an die starke Brust des geliebten Mannes, den der Aufenthalt im freien Amerika um alle seine Schüchternheit gebracht hatte. Ein muthiger Stolz brach aus den treuen Augen, als er das so

lange hoffnungslos geliebte Wesen in seine Arme schloß, das nun sein war, sich seinem Schutze und seinem Herzen allein und für immer anvertraut!

Ein heiteres Festmahl schloß die schöne Feier, und der alte Advocat, Mr. Rost, den Hans aus New-Orleans hatte holen lassen, brachte in seiner biederen derben Weise das Wohl der glücklichen Verwandten aus, die nun Eine Familie bilden wollten, und auf den Glückwunsch, daß der heutige schöne Tag nur der Vorbote einer langen Reihe schöner Jahre sei, klangen die vollen Gläser in herrlichster Harmonie.

Unsere Freunde haben es nicht bereut, die alte Heimat mit der neuen vertauscht zu haben, und niemals sich zurückgesehnt in das glänzende Treiben der deutschen Residenz. Als einfache Ansiedler, die im Schweiße des Angesichts ihr Feld bebauen und das tägliche Brot gewinnen, glücklich im Kreise der geliebten Familie, haben sie erkannt, daß nicht im äußeren Glanze und fruchtlosen Kampfe für den Schein, sondern im Bewußtsein edler Handlungen und treuer Pflichterfüllung, wie in innerer Ruhe und Zufriedenheit die Keime liegen, aus denen entsprießt die schönste Blume des Lebens, das Glück, und das edelste Glück des Menschenherzens, seine Ehre.

---

# Der Buchhalter.

Ein Lebensbild von Gustav Höcker.

Herr Brunner ist in der wahrhaftigsten Bedeutung des Wortes ein „Buchhalter“ geworden. Wie er sich als solcher ausnahm, werden wir später sehen.

Jetzt ist es ein blühender, hoffnungsvoller Jüngling, welcher in einem bedeutenden, mit dem Auslande verkehrenden Handelshause binnen Kurzem seine Lehrzeit zurückgelegt haben wird.

Noch ist er unschlüssig, ob er von hier aus seine Schritte nach Italien, nach Paris oder nach London wenden soll. Er hat in allen drei Zungen gründliche Studien gemacht, und glaubt in der Ferne Ehre damit einzulegen. Mit großer Gewissenhaftigkeit hat er in der letzten Zeit vermieden, ein Liebesverhältniß anzuknüpfen, weil es die Ehrlichkeit seiner Gesinnungen nicht zuließ, daß er, mit Auswanderungsideen umgehend, ein schwa=

ches Herz an sich fessele, um sich bald darauf von dem weinenden Mädchen loszureißen, und in die graue Ferne hinaus einer glänzenden Zukunft entgegenzueilen. Der edlen Charakterstärke jedoch, die dieser Zug verrieth, fehlte noch eine höchst wichtige, ergänzende Eigenschaft — die Entschlossenheit; denn, wie gesagt, Brunner schwankte noch in seiner Wahl, ja, diese Schwankungen wurden noch vermehrt durch den plötzlich aufbrausenden Wunsch, Bewohner eines der großen Handelsplätze jenseits des Oceans zu werden — als ihn, mitten in diesen schwindelnden Plänen, das Anerbieten eines Handelshauses in der Nachbarschaft überraschte, das ihn für sein Comptoir engagiren wollte.

Der Gehalt, der geboten wurde, war lockend, und die Firma besaß, wie Herr Brunner wußte, ausgedehnte Verbindungen in dem geliebten Auslande. Noch schwankte er — schwankte so lange, bis er dem Chef dieses Hauses seinen persönlichen Besuch machte, und vor Schreck und Erstaunen über die Eleganz des Zimmers, worin er empfangen wurde, über die Intelligenz des kleinstädtischen Großhändlers, und vor Allem über die eigene Kleinheit vor der Hand alle seine wirren Pläne fallen ließ.

Herr Brunner bedurfte nun allerdings der in einer phantasiereichen Abendstunde für das städtische Tageblatt aufgesetzten Annonce nicht, in welcher er bei seiner Ab-

reise nach Paris (oder London) allen Freunden und Bekannten ein herzliches Lebewohl zurief, auch hatte er nicht nöthig, sich vom Kopf bis zum Fuß zwei Mal (ganz in Schwarz) neu zu kleiden und eine bequeme Reisemütze zu kaufen, sondern packte eines Tages seine Habseligkeiten in einen Koffer, machte einige wenige Abschiedsvisiten, bei denen man überall große Freude darüber äußerte, daß Herr Brunner in der Nähe bliebe, und endlich setzte sich der junge Commis in den Postwagen, der ihn nach wenig Stunden in die neue Heimat hineintrug.

Mehr als sechs Jahre sind vergangen, seitdem nun Herr Brunner im Comptoir der Firma T. W. Rauh arbeitet. Für die jungen Damen der Stadt ist der junge Mann verloren, noch immer dämmern in ihm Ideen von einer Laufbahn, die in fernen Landen seiner wartet, und lieber will er der Liebe, als seiner glänzenden Zukunft entsagen. Daher beschränkt er sich darauf, den Damen ein angenehmer Gesellschafter zu sein, und an diesen Umgang hat er sich so gewöhnt, daß er ihn noch nicht aufgegeben hat, als die kleinen Schwestern der Damen, die er mit dem Kober unter'm Arme noch zur Schule wandern sah, endlich auch junge Damen geworden sind. Gar manchen Mitarbeiter der Firma T. W. Rauh hat Herr Brunner schon kommen und wieder gehen sehen; er selbst kommt sich beinahe wie ein Thorwächter vor. Mit ge=

spanntem Interesse hat er den Entwicklungsgang des jungen Alwin, des Sohnes seines Principals, verfolgt, von der Zeit an, wo der muntere Knabe in unschuldiger Selbstüberhebung allen Leuten einreden wollte, er gehe bereits in die Schule, bis zu den Tagen, wo der Kleine auf seinem Schooße saß und sein Wissen den Kummer stillte, den eine allzu schwere Aufgabe dem jugendlichen Gemüthe verursachte. Und Herr Brunner saß noch auf demselben Schämel und noch vor denselben Büchern, als Alwin ein hochaufgeschossener, munterer Bursche geworden war, und von ihm zärtlich Abschied nahm, um am andern Morgen in Begleitung des Vaters nach Hamburg zu reisen, und im Hause eines dortigen Geschäftsfreundes die Handlung zu erlernen.

Unser Freund, welcher der erklärte Buchhalter der Firma T. W. Rauh ist, hat endlich auch Geschmack am Kartenspiel gefunden, und die Bekanntschaft dreier Herren gemacht, mit denen er sich mehrere Abende in der Woche im „Grünen Reiter“ am Scattische amüsirt. Die Theegesellschaften in der Familie eines Herrn Anders sind auch anziehend, und auf der andern Seite der Straße, in die das Fenster, wo sein Pult steht, ausmündet, erhebt sich ein alterthümliches Gebäude, welches dem Comptoi isten in Augenblicken der Rast viel Unterhaltung gewährt. Das in die Mauer gemeißelte Wappen über dem mit-

telsten Fenster der ersten Etage sieht einem andern Wappen über dem Mittelfenster der zweiten Etage verzweifelt ähnlich, und doch gewinnt jedes der Wappen eine andere ausschließliche Physiognomie, wenn man die Einzelheiten beider mit einander vergleicht!

In solchen phantastischen Betrachtungen ergeht er sich regelmäßig so lange, bis ihm die Augen übergehen. Vor der Hausthüre dieses merkwürdigen Gebäudes tummeln sich zu bestimmten Tageszeiten ein Hund und eine Katze, und Herrn Brunner erfreut die Beobachtung, daß der überlegene Hund sich vor der Katze fürchtet. Auch die Fenster der ersten Etage des alten Gebäudes gewähren viel Unterhaltung. Die Zimmer sind von einer kleinen, gemüthlichen Familie bewohnt.

Die Tochter, ein kleines, nettes Mädchen, kleidet vor seinen Augen ihre Puppen an und aus. Mitunter begegnet ihr schwarzes Auge dem Blicke des Buchhalters, dann versteckt sie sich schnell hinter die Fenstergardine, plötzlich erscheint ihr Kopf wieder, ein herzliches Lachen, das er durch die Fensterscheiben hindurch und über die Straße hinweg fast zu hören meint, fliegt über ihr Antlitz, sie nickt mit dem Kopfe, und er nickt wieder.

So lange Herr Brunner auch schon im Hause T. W. Rauh ist, nie hat er sich gelangweilt. Seine Unterhaltung hat sich natürlich nicht auf die Erscheinungen

am Nachbarnhause beschränkt, er fand sie hauptsächlich in seinem Wirkungskreise selbst. Unter den vielen Leuten, mit welchen er in Angelegenheiten der Firma über die schwarze Comptoirtafel hinweg verkehren muß, sind manche interessante Persönlichkeiten, mit deren geheimsten Interessen er vertraut geworden; denn Bekanntschaften zu machen ist seine Leidenschaft, und hierin besitzt er wahre Virtuosität.

Ein Fremder tritt herein, der nur gebrochen deutsch spricht. Er ist auf dem Cap der guten Hoffnung zu Hause, und erhielt von einem Geschäftsfreunde ein Empfehlungsschreiben an die gutrenommirte Firma T. W. Rauh.

„Wie geht es Ihnen, Herr —äh— ?“ fragt Brunner mit herzlicher Freundlichkeit, und reicht dem Afrikaner die biedere Rechte.

Der Afrikaner sieht ihn mit großen Augen fragend an und schweigt.

Den Buchhalter bringt dies beredte Schweigen nicht aus der Fassung; er reicht ihm einen Stuhl, und unterhält sich mit ihm auf die vertraulichste Weise, bis Herr Rauh selbst erscheint. Brunner aber ist seelenvergnügt, er ist um eine Bekanntschaft reicher!

Jedes neue Gesicht gehört für immer seinem Gedächtnisse an, und so bringt jeder Blick, den der Buch-

halter durch's Fenster wirft, ein Kopfnicken mit sich, welches einem vorübergehenden Bekannten auf der Straße gilt.

Noch anders bewährt sich seine Gedächtnißkraft; er Bedarf keines Registers, um in seinem mächtigen Hauptbuche dasjenige Conto zu finden, welches er gerade braucht. Ferdinand Buxbaum et Comp. in Lübeck haben ihr Conto auf Folio 260 des Hauptbuches. Wenn Herr Brunner die Zahl 260 hört, so denkt er an Ferdinand Buxbaum et Comp. in Lübeck, und diese Firma hängt mit jener Nummer unzertrennlich zusammen. Endlich ist der Conto des Lübecker Geschäftsfreundes bis zur letzten Linie vollgeschrieben; es muß daher transportirt werden, und erhält seinen neuen Platz auf Folio 389 angewiesen. Das ist ein kleines Ereigniß! Während er das neue Conto mit Riesenbuchstaben, und nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit mit der Firma: „Ferdinand Buxbaum et Comp. in Lübeck" überschreibt, geht Herr Anders am Hause vorbei, aus dem Fenster gegenüber schaut ein fremdes Kind, das Herr Brunner bisher noch nie bei der kleinen Nachbarstochter gesehen hat, und beim Weiterschreiben fällt ein Sonnenstrahl so grell auf das weiße Blatt des Conto's, daß der Buchhalter mitten in dem Worte „Lübeck" innehalten muß, um das Roule au herabzulassen. Diese kleinen Begebenheiten, die den Act

des Ueberschreibens begleiten, bilden mit dem letzteren zusammen ein wesentliches Moment in der Selbstbiographie des Buchhalters, und so oft Herr Brunner von der Sonne geblendet wird, das fremde Kind wiedersieht oder mit Herrn Anders zusammenkommt — so denkt er dabei an Ferdinand Buxbaum et Comp. in Lübeck. — Nicht weniger bedeutsam erscheint ihm auf einem gewissen Folio des Hauptbuchs ein großer Wasserflecken im Papiere, — wie eine Brücke oder eine berühmte Eiche auf einer Specialkarte. Plötzlich während des Mittagessens fällt dem Buchhalter der Wasserflecken ein, und mehr als einmal hat er sich sogar in seine Träume eingeschlichen.

So ist Herrn Brunner's geistiges Leben, so seine Gefühlswelt beschaffen. Das Gedächtniß des Buchhalter's erstreckt sich auf alle vorkommende Geschäftsfälle und es kann nicht fehlen, daß er seinem Principal höchst wichtige Dienste leistet, wenn dieser auch mit der Zeit sich an das Außerordentliche dieser Leistungen gewöhnt hat. Herrn Brunner's ganze Erscheinung, wie er während des Nachdenkens mit der stählernen Uhrkette spielt; die herabhängenden Beine unter einander zu schlingen pflegt; wie er im persönlichen Verkehr stets den Daumen der rechten Hand in die Westentasche steckt und die übrigen Finger lang herunterspannt; oder wie er nach einer anstrengenden Arbeit die Hände reibt und mit starken

Schritten einige Minuten lang im Comptoir herumgeht — alles dies ist so eng und unzertrennbar mit dem Leben und mit der Bewegung im Comptoir verbunden, wie eine Büste mit dem Postament.

Herr T. W. Rauh kann sich die Gestalt und die Thätigkeit seines Buchhalters in keinen andern Wirkungskreis versetzt denken; er zählt ihn mit großer Sicherheit zu den Seinigen, und wie man ein Bild, das an einem Nagel schon hinlänglich befestigt ist, nicht noch durch einen zweiten befestigen zu müssen glaubt, so thut auch Herr T. W. Rauh wenig, um seinen Buchhalter mit neuen goldenen Fesseln fester an sein Haus zu ketten.

Manchmal denkt Herr Brunner über seine früheren Pläne nach, und gesteht sich selbst, daß er sie nun wirklich aufgegeben hat. In Sachen der Fi ma T. W. Rauh hat er mit Häusern in Paris, London und andern Metropolen des Handels correspondirt, seine Handschrift und sein gewandter Briefstyl sind vielen auswärtigen Comptoiren alte, vertraute Freunde geworden. Wenn er einst schriebe: „Nehmt mich zu Euern Mitarbeiter auf; mit denselben Kräften, mit denselben Eigenschaften, die Euch an mir gefallen, will ich fortan Euerm Interesse dienen“ — wohl keiner der speculativen Chefs würde sich bedanken, dem bekannten Unbekannten mit Zuvorkommenheit die Hand zu bieten. Aber — würde

Herr Brunner noch der Alte sein, wenn er das alte Haus gegenüber mit den drei Wappen nicht mehr sähe, sobald er von der Arbeit aufblickt? Würde er noch der Alte sein, wenn er den vielen bekannten Gesichtern nicht mehr begegnete; wenn er sich zum Scatspiel erst wieder neue Theilnehmer suchen müßte, deren Manieren und Gewohnheiten er von Neuem zu studieren hätte; — und wenn er gar vor einem fremden, ungewohnten Hauptbuche säße, von dessen 260. und 389. Folio eine ganz andere Firma Besitz genommen hatte, als Ferdinand Buxbaum & Comp. in Lübeck? — Diese neue Welt würde ihn tödten, und er ist, so oft er sich solchen Gedanken hingegeben, stets so erschüttert, daß er mit verdoppelter Hingebung auf seine alte Umgebung blickt, und seinen Principal mit flehender Geberde ansehen und fragen möchte: „Nicht wahr, Du stößest mich nicht von Dir?"

Es ist abgemacht, es bleibt Alles beim Alten. Nun könnte sich der Buchhalter wohl umsehen unter den Blumen des Städtchens, und mehr als eine zarte Hand würde sich ihm entgegenstrecken, denn überall weiß man, daß er eine bescheiden anständige Haushaltung auf sich zu nehmen vermag. Würde aber auch die gute silberhaarige Alte, in deren Hause er seit so vielen Jahren wohnt, die ihn pflegt wie ihren Sohn, und ihm von allen Menschen in der Welt das Kopfkissen am bequemsten zu legen

weiß, mit der er den ganzen Sonntag Morgen zu verplaudern pflegt — würde sie den Augenblick überleben, wo sie aus seinem Munde hören müßte, daß er nun heiraten und eine andere Wohnung beziehen werde? Und der Ehestand — würde er ihm einen einzigen Ersatz bieten für die Momente, wo er des Morgens auf dem Sopha am Tische sitzt und in die Spiritusflamme schaut, welche wie ein flatternder Geist um den Bauch der blechernen Kaffeemaschine tanzt, — für diese Augenblicke des Träumens und der Erinnerungen und für den Genuß endlich — selbstbereiteten Kaffee's? Ehe Herr Brunner des Abends ausgeht, raucht er in seinem Zimmer eine Pfeife Tabak — da muß er allein sein, und schon das Bewußtsein, daß ein menschliches Wesen den Zimmerraum mit ihm theile, würde ihm die Hälfte dieses Genusses rauben. Dürfte er seiner Frau einst zumuthen, ihn auf diese Stunde zu verlassen? All' diese Gewohnheiten kann er nicht auf Einmal von sich werfen, eine nach der andern, und nächstes Jahr soll mit einer der „süßen Gewohnheiten" der erste Verzichtleistungs-Versuch gewagt werden. — So ist es von Jahr zu Jahr verschoben worden, und endlich hat Herr Brunner gar keinen derartigen Vorsatz wieder gefaßt, denn es ist ihm nun auch zur Gewohnheit geworden, das schöne Geschlecht aus der Ferne zu verehren, und die Damen, denen er

den Vorzug gegeben haben würde, — ach! sie haben sich inzwischen alle verheiratet.

Die Figuren der drei Wappen am Nachbarhause schmelzen noch immer mit ungezähmtem Uebermuthe zusammen und gehen ebenso wieder auseinander; aber der Hund und die Katze sind gestorben, und längst schon tummelt sich ihre Nachkommenschaft vor der Thür; das kleine Mädchen am Fenster ist eine heiratsfähige Jungfrau geworden, die jetzt mit ernster Freundlichkeit mit dem Kopfe nickt, wenn Herr Brunner hinaufgrüßt, und Herr T. W. Rauh ist ein ganz alter Mann geworden, der oft von der Gicht heimgesucht wird und eben so oft böse Laune hat. Oben im Kreise seiner Familie läßt er sich weniger davon überraschen, aber unten im Comptoir, mitten auf dem Schauplatze der Geschäftssorgen, muß sich der Funke der Verstimmung entzünden.

Nun, in der That! es kommt dem alten Herrn Rauh jetzt überaus langweilig vor, daß sich Herr Brunner nach jeder anstrengenden Arbeit die Hände reibt und, wie ein Husarenoberst, mit großen Schritten im Comptoir herumgeht. Es ist nicht fein von Herrn Brunner, daß er, wenn man mit ihm spricht, den Daumen der rechten Hand in die Westentasche steckt; dazu wird seine Handschrift immer unsicherer, er darf

die Conti im Hauptbuche nicht mehr überschreiben, die Buchstaben sind wahre Carricaturen, und jetzt geht er, wie verlautet, gar mit der Absicht um, sich seinen Schämel aufpolstern zu lassen! Dieser Mann wird dem alten Herrn Rauh verdrießlich, er leistet nicht mehr das, was er sonst geleistet hat und bezieht doch noch immer den früheren Gehalt. Herr T. W. Rauh beschäftigte sich eben mit der Frage, ob das Geschäft gegen Herrn Brunner Verbindlichkeiten habe, weil er ihm so lange gedient, oder ob Herr Brunner mehr dem Geschäft verbunden wäre, weil es ihn so lange behalten habe, da wurde Herr Rauh in seinem langen Selbstgespräch von etwas Unerwartetem unterbrochen: vom eigenen Tode.

„Der gute alte Herr hat in der letzten Zeit fast keinen einzigen frohen Augenblick gehabt, er war immer verdrießlich und fand keine Freude am Leben mehr, nun ist er gestorben!“ so sagte Herr Brunner zu seinem Nachbarn, an dessen Seite er hinter dem Sarge einherging, und seit langen Jahren flossen die Thränen wieder über seine Wangen, und gruben sich eine neue Spur um die schon recht hervorstehenden Spitzen und Ecken.

Herr Alwin Rauh ist der neue Chef des Hauses. Er wurde aus weiter Ferne geholt und ist in der Fremde

ein tüchtiger Kaufmann geworden. Dieser große Mann mit dem schwarzen Backenbart und dem scharf beobachtenden Blick der Augen ist derselbe Alwin, der als kleiner Knabe bei Herrn Brunner Trost und Rettung suchte, wenn er um die Lösung einer Schulaufgabe verzweifeln wollte. Herr Brunner erinnerte ihn lächelnd an jene Zeiten und der junge Herr Rauh sagte, daß er sich zwar auf sein Verhältniß zu ihm nicht mehr besinnen könnte, er zweifle aber nicht, daß Herr Brunner Herr Brunner sei. Herr Brunner beugte sich tief auf sein Hauptbuch herab und nahm sich vor, seinen Chef mit solcher Vertraulichkeit nicht wieder zu belästigen. Auch ohne diesen Grundsatz hätte der alte Buchhalter von früheren Zeiten schweigen müssen, denn es zeigte sich bald, daß der Herr Rauh jun. überhaupt nicht der Mann war, welcher mit einem seiner Diener über etwas Anderes als über Geschäftsangelegenheiten sprach Herr Brunner zieht sehr höflich seinen Hut vor Herrn Alwin Rauh ab und benimmt sich höchst artig und zuvorkommend gegen ihn, wie dies einem Gebieter gegenüber oft erforderlich ist. Der junge Herr Rauh wird nicht von der Gicht geplagt, er hat auch keine üble Laune, aber er ist scharf und streng und hat schon bemerkt, daß die grüne Augenblende, welche Herr Brunner endlich um sein dürftiges graues Haar legen muß, ein bedenkliches Zeichen wäre, daß

seine Augen sehr schwach geworden seien. In der That! Brunner ist alt geworden; er hat nur noch wenig Folien im Gedächtniß, bedarf des Registers, um irgend ein Conto aufzuschlagen. Ferdinand Buxbaum & Comp. in Lübeck existiren schon längst nicht mehr, die Zahlen 260 und 389 und noch viele andere Zahlen haben für Herrn Brunner gar kein Interesse mehr, selbst an den Wasserfleck in einem Blatte des alten ausgeschriebenen Hauptbuches hat er seit langer Zeit nicht mehr gedacht.

Ach, auch schon längst ist der Scattisch im „Grünen Reiter“ aufgehoben, der eine der Spielgenossen starb, den andern hat das Schicksal in ein fernes Land getrieben, und der dritte hat ein Weib genommen und widmet die Abende seiner Familie.

Nur der alte Brunner, der alte Buchhalter der Firma T. W. Rauh, sitzt noch zuweilen Abends in einer Ecke der gemüthlichen Gaststube ganz allein an einem Tische und wirft wehmüthige Blicke hinüber nach dem alten Scattische, an dem sich jetzt die neuere Generation amüsirt. „Es ist leer um mich her geworden!“ sagt er oft vor sich hin und seufzt. Wenn er dann auf dem Nachhausewege, auf seinen dicken Stock gestützt, an das Haus seines Chefs kommt, bleibt er vor jedem der eisernen Laden der Comptoirfenster stehen, und untersucht mit seiner dürren, zusammengeschrumpften Hand, ob auch

Alles wohlverwahrt und verschlossen sei, während aus der hell erleuchteten ersten Etage die Töne eines Pianoforte herunterrauschen und der liebliche Gesang der jungen glücklichen Frau Rauh, seiner Principalin. Herr Brunner lauscht eine Weile und geht; gern hätte er noch länger zugehört, aber der Nachtwind weht ihn mit kalten Schauern an.

Nun steht er vor seinem Hause, aber es kommt keine gute alte Frau mehr aus dem Parterrestübchen, um dem Miethsmann die Treppe hinauf zu leuchten, und nach traulichem Geplauder ihm eine gute Nacht zu wünschen. Sie ist schon lange todt, und kalte fremde Leute sind seine Vermiether geworden.

Das Comptoirpersonal der Firma T. W. Rauh ist um einen Mitarbeiter vermehrt worden. Der neue College ist ein stattlicher Herr mit vornehmen Manieren, ignorirt die übrigen Herrn so viel als thunlich, steht mit Herrn Rauh auf Brüderschaft, obwohl Beide, dem übrigen Personal gegenüber, so wenig wie möglich Gebrauch davon machen, und ist oft oben zu Tische und zu Soiréen gebeten, wo er den Gesang der jungen Madame Rauh am Pianoforte begleitet.

Herrn Brunner ist von seinem Chef der Auftrag geworden, den neuen Collegen in seine Pflichten und in alle Geschäftsverhältnisse einzuweihen, und diese Auf-

gabe erfüllt er auf's Redlichste. Der neue College ist schon so weit gekommen, daß der Prinzipal ihn für fähig hält, Herrn Brunner einen Theil seiner eigenen Arbeiten abzunehmen. Herr Brunner sieht sich in Folge dessen von mancherlei Berufspflichten befreit, die er seit länger als einem Vierteljahrhundert in stetem gewohnten Kreislaufe erfüllt hatte. Sein Amt ist ihm bedeutend erleichtert und er kann sich zu den Arbeiten, die ihm nun noch obliegen, Zeit nehmen; der neue College arbeitet sich immer besser und besser ein und bald hat er in Allem eine noch größere Sicherheit erlangt, als sie der alte Buchhalter haben kann; er darf noch mehr von seinen Arbeiten dem neuen Collegen übertragen, und immer mehr, und endlich hat er nur noch einige wenige Conti des Hauptbuches zu überwachen — es sind die schwächsten unter allen. Tagelang hat er die Feder hinter'm Ohr, ohne sie zu gebrauchen; er sitzt an seinem Pult, sieht nach den drei alten Wappen hinüber, wendet das Auge wieder weg und will schnell in seiner Arbeit fortfahren, und besinnt sich, daß er nichts zu arbeiten hat. Der neue College hat von allen seinen Büchern und auch von dem guten alten Hauptbuch vollständig Besitz genommen und Herr Brunner wird von der Langeweile gemartert. Er liest die Correspondenzen durch, bis in die Zeiten zurück, wo das kleine Mädchen aus

dem Fenster des Nachbarhauses noch mit dem Lockenkopfe herübernickte; er spitzt den Bleistift und bricht die Spitze wieder ab, um ihn von neuem spitzen zu können; er geht und wäscht sich allstündlich die Hände, und wenn die Fülle dieser kleinen Thätigkeiten erschöpft ist, flüchtet er in das Packzimmer und unterhält sich mit den Markthelfern, bis der neue College kommt und den Markthelfern einschärft, daß sie zum Arbeiten und nicht zum Schwatzen hier seien.

Da eines Tages schauen die Wappen des Nachbarhauses ganz eigenthümlich zum alten Brunner herüber: ihre Figuren fließen nicht mehr ineinander, sie stehen mit klarer Bestimmtheit vor des Buchhalters Augen, als wären sie ihres neckischen Spieles endlich müde, aber am Fenster drüben liegt ein Etwas, das eine Form annimmt, als wäre es das Gesicht des kleinen Mädchens und ihr Lockenkopf darüber, und Herr Brunner schaut d'rein und denkt an die früheren Zeiten und dann wieder an die Gegenwart. Wie soll er den heutigen Tag verbringen, und die ganze Woche, und den ganzen Monat. Und so wird es fortgehen, so lange er Buchhalter im Hause T. W. Rauh bleibt, so werden die Stunden eines jeden Tages langsam hinschleichen, so wird er jede Viertelstunde schlagen hören, so wird er sich — wenn er den Blicken seiner Mitarbeiter begegnet

— noch oft schämen müssen, daß er nichts weiter thun kann, als die Hände in den Schooß legen.

Herr Alwin Rauh sitzt am Pulte und schreibt eifrig, es ist gerade Niemand weiter im Comptoir. Alles ist still, nur die Comptoiruhr läßt ihr nimmer rastendes Tik-tack vernehmen und die Feder des Herrn Rauh hört man über das Papier rascheln. Da unterbricht Brunner die Stille und sagt herzlich:

„Herr Rauh, ich habe gar nichts, auch gar nichts mehr zu thun.“

Es lag in dem Tone ein leiser Vorwurf und eine innige Bitte.

„Ich sehe es wohl,“ antwortete Herr Alwin achselzuckend und die Stirn in Falten legend.

„Wird es,“ — Herr Brunner hält inne — „wird es immer so bleiben?“

Das Zittern der Stimme, das diese Worte begleitete, der Ausdruck von Wehmuth, Furcht und Vertrauen, der auf dem alten ehrlichen Antlitz des Fragenden lag, wurden der Beobachtung des Herrn Rauh entzogen, denn all' sein Augenmerk gehörte der Frage selbst. Er richtete sich empor, wie man es thut, wenn man plötzlich etwas ganz besonders Interessantes um sich vorgehen sieht.

„Herr Brunner,“ sagte er endlich, „ich kann Ihnen

beim besten Willen keine Beschäftigung geben, ich denke, Sie sehen es selbst ein."

Herr Brunner schwieg — schwieg sehr lange und endlich stand er auf, ging auf Herrn Rauh zu, sah ihn an, nickte leise und nachdenkend mit dem Kopfe und sagte seufzend: „Ja, ich sehe es ein — und so will ich denn von diesen alten, vertrauten Wänden scheiden."

„Der Herr College wird meinen Platz einnehmen, es war ein lieber Platz am Fenster und das Pult ist das bequemste im Comptoir, denn es hat die meisten Fächer und sie sind alle wie man sie braucht. Gleich will ich gehen und das Pult ausräumen, einige Bücher, die mein Privateigenthum waren, will ich dem Herrn darin zurücklassen, sie werden ihm manchmal willkommen sein. Wenn einmal eine Zeit kommen sollte, wo es so viel zu thun gibt, daß Sie nicht fertig werden können, so lassen Sie mich rufen, meine Hand steht Ihnen zu Diensten, Herr Rauh; sie ist alt und unsicher geworden, aber es ist noch dieselbe Hand, von deren früheren bescheidenen Kraft und Ausdauer alle die ausgeschriebenen Bücher im Schrank dort Zeugniß ablegen können."

Herr Alwin Rauh verlor auf einen Moment die Sicherheit seines Blicks und über sein Antlitz zuckte ein Zug der Verlegenheit.

„Es thut mir leid," entgegnete er, „herzlich leid,

daß wir uns trennen müssen, Herr Brunner, aber ich kann wirklich keinen Ausweg finden — die Aufgabe unseres Wirkungskreises ist größer geworden, Ihre Kräfte nehmen ab, und es hätte mir wehe gethan, Ihnen das Leben und den Aufenthalt in meinem Hause durch erhöhte Anforderungen zu verkümmern."

Herr Brunner räumte sein Pult auf, reihte den Schlüssel vom Schlüsselbunde los, um ihn nun für immer zu vermissen und übergab ihn dem neuen Collegen, der mit ablenkenden, freundlichen Humor die originelle Form des Schlüssels und des Schlosses bewunderte.

Dann warf Herr Brunner noch einen Blick nach den drei ehrwürdigen Wappen des Nachbarhauses, noch einen langen schmerzlichen Blick nach den Hauptbüchern, die den größten Theil seiner Erinnerung in sich bargen, gab Jedem die Hand und zuletzt auch Herrn Alwin Rauh, der ihn bat, die Firma T. W. Rauh nicht ganz zu vergessen, und ihn von Zeit zu Zeit zu besuchen. Auch würde er ihm, wie er hinzufügte, jederzeit mit Empfehlungen zu Diensten stehen, wo er ihrer bedürfe, und endlich drückte Herr Rauh dem Exbuchhalter ein Billet in die Hand, welches den Gehalt des eben begonnenen Halbjahres enthielt. Herr Brunner ging zur Thüre hinaus, wie er 30 Jahr hinausgegangen war, und doch war es diesmal ein großer Gang bis zur Thür! Er war fort, um

nimmer zu kommen. Herr Alwin Rauh beugte sich auf seinen Briefbogen und schrieb eifrig weiter, der Nachfolger des Ausgeschiedenen probirte den Schlüssel am Schlosse des eroberten Pultes, und Niemand war da, der die Wucht der Scheidestunde hätte fühlen können, Niemand als die grünen Wände, die hohen Briefschränke, die schwarze Comptoirtafel und das Pult und die Wandkarten.

Herr Brunner saß nun zu Hause. Der Preis für seine lange Thätigkeit, der Preis für den krummen Rücken und das graue Haupt — war ein Nothpfennig, welcher von dem Gemisch von Mühe und Arbeit als Bodensatz zurückgeblieben war. Er sah diesen Nothpfennig genau an und versuchte den Rest seines Lebens in einen Divisor zusammen zu fassen. Diese Aufgabe war entsetzlich, und er beschloß, die Lösung zu verschieben. Einstweilen bemühte er sich, irgendwo in der Stadt eine kleine bescheidene Stellung zu erhalten, besuchte an zwei Abende den „Grünen Reiter," vertauschte aber den, für seine jetzigen Verhältnisse kostbaren Mittagstisch mit einem andern, der ihm die Bekanntschaft eines Colporteurs, mehrerer Stadtsgerichtscopisten, zweier unverheirateter Markthelfer und vorübergehend auch die einiger anständiger Fuhrleute verschaffte.

Herrn Brunner's Bemühungen um eine bescheidene

Stelle blieben erfolglos, denn überall schrak man vor seinem Alter zurück. So mußte er noch weitere Einschränkungen eintreten lassen. Er speiste von jetzt an nur einen Tag um den andern warm zu Mittag und trennte sich für immer von dem „Grünen Reiter“ und dem geliebten Bier. Er unterdrückte den letzten Rest der Eitelkeit, indem er im fadenscheinigen Rocke und im verwitterten, abgegriffnen Hute auf der Straße erschien, und fügte sich dann erst in die eiserne Nothwendigkeit, ein Paar neue Stiefel zu bestellen, als der Schuhmacher ihm erklärte, daß das alte unter zahllosen Reparaturen verschwundene Stiefelpaar keiner Ausbesserung mehr fähig sei. Trotz alledem wurde doch der Nothpfennig immer kleiner. Herr Brunner besaß nicht Einen Verwandten, von dem er eine Unterstützung hätte erlangen können, selbst wenn er den Stolz, der bei diesem Gedanken heftig in ihm zu arbeiten begann, unterdrückte.

So kam ein harter Winter heran und mit ihm begann das Jahr, mit welchem der Nothpfennig zu Ende gehen mußte.

HerBrunner fühlte et was wie Erleichterung in seinem Herzen, als er gewahrte, daß sein Husten zunahm, daß ihm das Athmen schwerer wurde und eine Krankheit zu ihm herangekrochen kam, die ihn in das Bett hineintrieb.

Die Wirthsleute unten trugen Sorge, daß Herr Brunner eines Tages, wo die Wintersonne noch etwas wärmer schien, noch tiefer in die Betten eingepackt und dann, wie ein Wickelkind die Treppen hinab, in einem Wagen nach dem Stadt-Krankenhause gebracht wurde. Dort lag er in einem großen Saale unter vielen Anderen; es war eine böse, lange Krankheit, ihre dämonische Gewalt drang bis in das Heiligthum der Seele und störte Gefühle und Erinnerungen aus ihrem langem Schlafe, die sich in Fieberphantasien Bahn brachen.

Wider alles Erwarten des Arztes legte sich das Fieber. Herr Brunner fühlte sich von Tag zu Tag wohler, er genas, und als der Frühling in's Land gekommen war und die grünen Blätter der Bäume sich dunkler färbten, als die Canarienvögel wieder draußen vor den Fenstern sangen und in dem zum „Grünen Reiter" gehörigen Garten Abendconcerte abgehalten wurden — da wankte der alte Brunner an seinem Stocke wieder hinaus in's Freie, blieb stehen und hustete, und ging weiter. Seine zahlreichen Bekannten in der Stadt, welche erst durch den Arzt des Krankenhauses die wahre unglückliche Lage des alten Buchhalters erfahren hatten, veranstalteten zu seinen Gunsten eine Collecte, an der sich auch die Firma T. W. Rauh mit 25 kr. betheiligte.

Aber dies stimmte den alten Brunner nur trauri-

ger, und auch der Frühling vermochte nicht die Nebel seines Kummers zu durchdringen. Kein Lächeln schlich sich auf die bleichen Züge des Alten. Eines Tages war er auf seinem gewöhnlichen Spaziergange wieder bei seinem Lieblingsplätzchen angekommen. Es war der Ausgang eines Gehölzes, der dicht an einen Fluß führte. Auf einem Baumstumpfe hatte er sich hier immer ausgeruht und den Wellen des Flusses nachgeblickt. Er saß wieder auf dem Baumstamme und dachte an die Pläne, die er einst gehegt, an die großen volkreichen Städte in der Ferne, in denen er einst seine Heimat hatte aufschlagen wollen, an die Hoffnung der Jugend, an die Schwäche des Greises. Es kam ihm vor, als wäre sein Schicksal verwechselt worden, als hätte er nach einem falschen Glase gegriffen, und statt des Weines den Essig getrunken. Sein Gemüth wurde von einer plötzlichen Bitterkeit befallen, daß Niemand die Menschen auf ihren Irrthum aufmerksam mache. Er sah tief, tief in die Wellen, und die Bitterkeit verschwand und eine selige Ruhe durchströmte das ganze Herz. „Es muß noch ein anderes Leben geben, als das hier unter Zahlencolonnen und staubigen Büchern," dachte er und sah in das Spiegelbild der Sonne im Wasser. So schön hatte er die Natur noch nie gesehen, und dazu wehte ein gelinder, wohlthuender Rauch durch die Luft, ihm an das Herz.

Hier wollte er bleiben, nie wollte er wieder diesen Ort verlassen; er braucht sich um keinen Nothpfennig mehr zu bekümmern, und er wird nie Gebrauch von der mitleidigen Collecte machen, die in der Stadt für ihn gesammelt wird. So wie es jetzt ist, wird es immer bleiben, wenn er sich nur von seinem Baumstumpfe etwas tiefer herab nach den Wellen neigt. Lebe wohl, du wunderliche Welt, je näher dem blauen Aether, der sich hier unten in der Tiefe ausdehnt und wieder zusammenfährt, je wunderlicher erscheint Einem diese Welt, ach! und diese Sonne hier, die in dem blauen nassen Aether zuckt, blendet das Auge nicht — man könnte ruhig im Hauptbuche schreiben, ohne das Rouleau herabzulassen — doch wer wird jetzt an das Hauptbuch denken, es gilt die neue Sonne zu erreichen! Wie sie in dem blauen, nassen Aether zuckt und spielt, wie sie plötzlich weit auseinander fährt, wie die Wellen emporschlagen und dem weißhaarigen Kopfe ehrerbietig Platz machen, wie es endlich wieder still wird, und wie ruhig wieder das Spiegelbild der Sonne auf dem blauen Wellenäther steht!

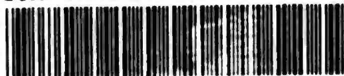
Niemand wußte, wohin der alte Buchhalter gekommen war, bis nach einigen Tagen ein Fischer eine Leiche aus dem Flusse zog, in der man Brunner erkannte.

Ganz spät in der Dunkelheit der Nacht wurde er

begraben, sein Sarg schwankte an dem Hause T. W. Rauh vorüber. Aus der obern hell erleuchteten Etage rauschen die Töne eines Pianoforte herab, und am Fenster des gegenüberliegenden Hauses sitzt die herangewachsene Tochter mit ihrem Bräutigam, und beide sprechen von der Zukunft; die alten Wappen nur sehen den Sarg vorübertragen und ihre steinernen Physiognomien scheinen sich zu bewegen, und hinter den eisernen Läden im Comptoir von T. W. Rauh ist Alles finster und todtenstill; die ausgeschriebenen Bücher stehen fest in ihren gedrängten Reihen, nur das Pult knarrte, an welchem der Todte den größten Theil seines Lebens verbracht.

---

Druck von Lutschansky & Spitzer.








nsteiner
Buchbinder
in
dt, am Glacis,
rothen Hause.

